

DAS POTENTIAL DER FRAU BEI HEINRICH VON KLEIST

By

Lieselotte Traute Ritter

A DISSERTATION

Submitted to
Michigan State University
in partial fulfillment of the requirements
for the degree of

DOCTOR OF PHILOSOPHY

Department of German and Russian

1981

ABSTRACT

DAS POTENTIAL DER FRAU BEI HEINRICH VON KLEIST

By

Lieselotte Traute Ritter

This dissertation attempts to investigate woman's potential as seen by Heinrich von Kleist during his life and as it is apparent in his literary works. The capacity of his female figures has not yet been sufficiently recognized for its significant role, namely the ability of Kleist's heroines to fulfill their function by exercising a decisive influence on the behavior of mankind.

The study focuses first upon the social position of female protagonists and shows their lives to be determined by traditional and conventional norms of a patriarchal society. An investigation of the male-female relationship demonstrates the fundamental difference between the sexes as the female reliance on her inner emotional truth, the male's on his reason. Contrary to the author's personal opinion that women occupy an inferior position in life, most of his female protagonists show a surprising ability to master their confrontation with life's fateful interventions, to develop their given talents by adjusting to sudden changes, and to attain independence in their individual views and actions. Thus, the main emphasis of this dissertation has been placed on the woman's function in Kleist's literary works where her self-sacrificing love and her devotion to bring happiness to others may be called her most outstanding character traits.

Kleist's intention to offer poetic "Beispiele lebendiger Handlung" permits us to divide his dramas and novellas into seven groups of

opposing concepts. Within these groups, the function of his female characters is shown to be threefold:

1. Representation of opposite concepts in each literary work.
2. Development of given talents and rise to an individual existence through independent thought and action.
3. Exemplary concern and behavior in order to increase man's awareness of the need to effect a change in his value system.

After we have analyzed the literary text and have studied six recurring woman roles as well as six types of female figures, we have to consider Natalie in Prinz Friedrich von Homburg to be Kleist's ideal female character because of the perfect balance of reason and emotion inherent in her.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
I. Einleitung	1
II. Die Frau in ihrer gesellschaftlichen Position	12
1. Die Frau in der dargestellten Wirklichkeit	12
1.1. Schauplatz und Zeitpunkt der Handlung	12
1.2. Die gesellschaftliche Situation	14
2. Die Konfrontation der Frau mit der Gesellschaft	16
2.1. Zufall und Schicksal	16
2.2. Lebenskrisen des jungen Kleist	18
2.3. Die Weltanschauung des jungen Kleist	21
2.4. Verstand und Vernunft	22
2.5. Das neue Lebensziel	25
2.6. Die Gebrechlichkeit der Welt im Werk	26
2.7. Labyrinth und Paradies	27
3. Die Wirkungsmöglichkeit der Frau in ihrem Lebensbereich	31
3.1. Stellung und Einfluß	31
3.2. Die Rechtslage der Frau	36
3.3. Gesellschaftskritik	45
3.4. Standes- und Rassenunterschiede	52
3.5. Die Frau und der Staat	58
III. Die Frau in ihrer wesenseigenen Beziehung zum andern Geschlecht	69
1. Wesen und Bestimmung der Frau	69
2. Ehe und Liebe	72
3. Frauen um Kleist	79
3.1. Wilhelmine von Zenge	81
3.2. Ulrike von Kleist	84
3.3. Marie von Kleist	88
3.4. Henriette Vogel	90
4. Die Bildung der Frau	93
5. Die Darstellung der Frau in der Dichtung	102

	Seite
III. 6. Die variierenden Frauenrollen im Werk	106
6.1. Ehefrau	107
6.2. Mutter	109
6.3. Schwester	111
6.4. Tochter	112
6.5. Geliebte	113
6.6. Freundin	115
7. Frauentypen im Kleistschen Werk	118
7.1. Engel - Teufel	119
7.2. Das 'gefallene Mädchen'	122
7.3. Das Machtweib	125
7.4. Die geistliche Gestalt	129
7.5. Die mysteriöse Erscheinung	130
7.6. Die Idealgestalt	132
IV. Die Funktion der Frau im dichterischen Werk	134
1. Der sprachliche Ausdruck	135
2. Die Antithetik der Begriffe	137
3. Der bildende Wert der Dichtung	140
4. Die Aufgabe der Frau	142
5. Die Einordnung der Werke unter dem Titel gegensätzlicher Begriffe	144
5.1. Vertrauen - Mißtrauen	145
5.2. Tugend - Laster	163
5.3. Liebe - Haß	182
5.4. Recht - Unrecht	195
5.5. Menschlichkeit - Übermenschlichkeit	204
5.6. Menschenliebe - Menschenhaß	208
5.7. Unschuld - Schuld	213
V. Zusammenfassung	230
Anmerkungen	235
Bibliographie	245

An erster Stelle möchte ich Herrn Professor Diether Haenicke meinen Dank aussprechen, dessen inspirierende Vorlesungen erstmalig das Interesse für Heinrich von Kleist und sein Werk erweckten. Meinem "Doktorvater," Professor Raimund Belgardt, schulde ich einen besonderen Dank für die wertvollen Anregungen während seines Kleist-Seminars und die mannigfachen Kommentare, durch die diese Arbeit zustande kommen konnte.

Für seine beachtenswerten Vorschläge und stilistischen Hinweise sage ich Professor Kurt Schild meinen aufrichtigen Dank. Professor Mark Kistler gilt ein ganz besonderer Dank für seine unermüdlichen Bemühungen und wichtigen Ratschläge.

Allen Mitgliedern meines Komitees, insbesondere Professor Heinz Dill und Professor Dale Bonge, danke ich für ihr aufmerksames Lesen dieser Arbeit und die daraus entstandenen Veränderungen.

Abkürzungen

CollG	Colloquia Germanica
DU	Der Deutschunterricht
DVLG	Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte
EG	Etudes Germaniques
ESA	English Studies in Africa
Euphorion	Zeitschrift für Literaturgeschichte
GL&L	German Life and Letters
GR	Germanic Review
GRM	Germanisch-Romanische Monatsschrift, Neue Folge
GSt	Germanische Studien
Hesperia	Journal of the American School of Classical Studies at Athens
JDSG	Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft
JEGP	Journal of English and Germanic Philology
MLN	Modern Language Notes
Monatshefte	Für Deutschen Unterricht, Deutsche Sprache und Literatur
Neophil	Neophilologus
UP	Unterrichtspraxis
ZDP	Zeitschrift für Deutsche Philologie

I. Einleitung

"Es scheint, als ob das allgemeine Unglück die Menschen erzöge, ich finde sie weiser und wärmer, und ihre Ansicht von der Welt großherziger." (II,773)¹ So äußerte Heinrich von Kleist sich im Jahre 1806 in einem Brief an seine Schwester Ulrike über die Einwirkung des Zeitgeschehens auf die Menschen seiner Umgebung, besonders aber auf die preußische Königin Luise. Und er betonte:

An unsere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn, als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man sieht sie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenstand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; sie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beschäftigt schien, als wie sie beim Tanzen, oder beim Reiten, gefalle. Sie versammelt alle unsere großen Männer, die der K[önig] vernachlässigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um sich; ja sie ist es, die das, was noch nicht zusammengestürzt ist, hält. (II,773-774)

In Zeiten der Krise die Dringlichkeit des Handelns zu erkennen, aus dieser Notlage heraus über sich selbst hinauszuwachsen und die Initiative zu ergreifen, sich in die politischen Ereignisse Preußens einzuschalten - solch eine Verhaltensweise bezeugt die Gegebenheit und die Entfaltung beachtenswerter Anlagen in der Königin. Was Kleist mit dieser Briefstelle zum Ausdruck bringt, läßt sich ebenso an den Werken des Dichters ablesen: es handelt sich um eine für Kleists eigene Zeit bemerkenswerte Einschätzung der Wirkungsfähigkeit der Frau.² Die vorliegende Arbeit hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Potential der Frau in ihrer gesellschaftlichen Position, in ihrer wesenseigenen Beziehung

zum anderen Geschlecht und in ihrer Funktion in den Dramen und Prosawerken Kleists zu untersuchen.³

Die Frage nach dem Potential der Frau in ihrer gesellschaftlichen Stellung ist erstens auf die dichterische Darstellung der Wirklichkeit ausgerichtet, die den Wirkungsbereich einschließt, der den Frauengestalten im Werk zugeteilt wird. Es geht dabei um die wechselnde Daseinssituation, in welche die Frau als Individuum hineingestellt ist. Zweitens soll die Konfrontation mit der Gesellschaft beleuchtet werden, der sich die Frau innerhalb ihres Lebensbereiches ausgesetzt sieht. Mit dem Begriff 'Potential' ist hier nicht nur die Leistungsfähigkeit der Frau gemeint, sondern ebenso die Möglichkeit der Entfaltung ihrer Anlagen und ihres Wirkens in dem ihr zuerkannten Lebensbereich.

Fünf der insgesamt fünfzehn Dramen und Prosawerke, die in dieser Untersuchung behandelt werden, tragen den Namen einer Frau als Titel und lassen somit bereits die weitreichende Bedeutung erkennen, die der Frauengestalt im Kleistschen Werk eingeräumt wird. Während die männlichen Charaktere verschiedentlich als Handlungsträger neben denen der Frauen völlig in den Hintergrund treten, zeichnen sich die meisten Frauengestalten, wie im Falle der Marquise von O. . . , durch eine außergewöhnliche Selbständigkeit im Handeln aus. Andere lassen eine ungewöhnliche Einsicht in die gegebene Situation erkennen,⁴ wie Natalie im Prinzen von Homburg oder Toni in der Verlobung in St. Domingo. Penthesilea wirkt erschütternd durch die Unbedingtheit ihrer Leidenschaft. Das Käthchen von Heilbronn überrascht durch den unbedingten Glauben an die Verwirklichung des Traumes.

Nicht nur in den Werken, bei denen der Name der Protagonistin als Titel erscheint, wird das Schicksal der Frau zum Fokuspunkt des Geschehens erhoben. Im Zerbrochenen Krug wird zum Beispiel die Angelegenheit des Kruges als Grund für die Klage vor dem Dorfrichter angegeben. Im Mittelpunkt der Handlung steht jedoch Eves Bemühen, sich gegenüber den Drohungen und Einschüchterungsversuchen eines korrupten Repräsentanten des staatlichen Rechtswesens zu behaupten und gleichzeitig ihren Verlobten vor dem angeblich sicheren Soldatentod zu bewahren. In der Hermannsschlacht ging es dem Dichter darum, seine Zeitgenossen durch das Vorbild Hermanns zum patriotischen Aufstand gegen Napoleon aufzurufen. An entscheidender Stelle innerhalb der Handlung steht jedoch Thusneldas Entschluß, sich in ihrer Denk- und Handlungsweise dem Ehemann und damit dem Volke anzupassen und sich an dem römischen Eindringling zu rächen.

Die Welt, in die Kleist seine Frauengestalten hineinstellt, ist voller Wirrnisse und Widersprüchlichkeit. Der Zufall spielt hier eine überaus wichtige Rolle. Die Absicht des Dichters bestand aber nicht darin, die Umwelt seiner Figuren, das Milieu, auf naturalistische Weise in Einzelheiten darzustellen. Ihm dient der Schauplatz, der als Handlungsort dem jeweiligen Geschehen angepaßt ist, lediglich als Kulisse. Conrady nennt die Welt im Kleistschen Werke "eine Kunstwelt, vom Autor für seine Absichten hergerichtet. Sie soll den Ablauf eines Versuchs- und Probespiels menschlicher Verhaltensweisen ermöglichen."⁵ Ebenso war es keineswegs der Plan des Dichters, als engagierter Gesellschaftskritiker zu wirken. Dennoch kann nicht abgeleugnet werden, daß jede literarische Wirklichkeitsdarstellung als Zeichnung speziell gewählter

Ausschnitte gesehen werden muß, die der Realität des menschlichen Daseins entliehen wurden.

Die Frage nach der wesenseigenen Beziehung der Frau zum anderen Geschlecht konzentriert sich erstens auf die Erfassung der variierenden Frauenrollen, zweitens auf den Versuch, eine Gruppierung von Frauentypen vorzunehmen, die im Werke zur Darstellung gelangen. Vorrang ist der jungfräulichen Gestalt gegeben, die mit ihrer sich völlig hingebenden Liebe und Aufopferungsbereitschaft dem Manne das höchstmögliche Glück im Leben zu bieten vermag und somit der Idealgestalt des Dichters am nächsten rückt. Entsprechend der Kleistschen Ansichten über das Wesen und die Bestimmung des Weibes, über Liebe, Ehe und Bildung, erscheint die Frau hauptsächlich in ihrem untergeordneten Verhältnis zum Manne. Das bemerkenswerte Ausmaß ihrer Wirkungsfähigkeit steht allerdings in krassem Gegensatz zu Kleists Äußerungen über die Abhängigkeit der Frau vom Manne, über ihre physische Schwäche, die sie ihrer "Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen" (II,493) einnehmen läßt. Verglichen mit den männlichen Gestalten erweist sich ihre Kapazität im Denken und Handeln oftmals als dem Manne weit überlegen. Der vielfach dargestellte Umschlag von Passivität zu aktivem Eingreifen in das Geschehen, wie bei der preußischen Königin Luise, ist durch die Bereitschaft zur Selbstaufopferung gekennzeichnet. Bei den ausschlaggebenden Eigenschaften handelt es sich weitgehend um solche, die dem Manne nicht zu eigen sind. Kleists Frauengestalten besitzen die Anlage, sich zu einer überlegeneren Einstellung zum Leben durchzuringen. Mit der Entfaltung ihrer Charaktere erheben sie sich aus der ihnen durch Tradition und Konvention aufgedrungenen Rolle in der Gesellschaft. Damit ergibt sich für die Frau die Möglichkeit, zu

der Individualität ihrer wesenseigenen Existenz durchzustoßen. Ihr Streben ist darauf ausgerichtet, in dieser gebrechlichen Welt jene Gegensätzlichkeiten und Widersprüche zu überwinden, mit denen der Zufall ihr den Weg verstellt.

Die Gestalt der Frau im Kleistschen Werk hat in der Kleistliteratur schon verschiedentlich Beachtung gefunden. Die Mehrzahl der Abhandlungen datiert jedoch aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Im Jahre 1917 widmete J. C. Blankenagel den Frauengestalten in Brief und Werk einen wesentlichen Abschnitt seiner Arbeit über The Attitude of Heinrich von Kleist toward the Problems of Life. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß Kleist der Frau wohl den zweiten Platz in der Reihe der menschlichen Wesen zugeteilt habe, daß sie jedoch vor allem im Spätwerk durch die gegebene Situation dazu veranlaßt werde, ihre Passivität aufzugeben, sobald sie das Objekt ihrer Liebe in Gefahr sehe. Blankenagel schätzt Kleist als einen seiner Zeit vorauseilenden Künstler ein, als eine Art Vorkämpfer der Frau, ähnlich wie Friedrich Hebbel.⁶

Franziska Füller behandelte 1924 "das psychologische Problem der Frau" und glaubte, eine enge Verbindung zwischen dem Leben und der Dichtung Kleists zu erkennen. Ihrer Ansicht nach vermag man die Frauengestalten des Dichters nur deshalb so lebenswahr zu empfinden, "so ganz als einen Teil von Kleists Gemütszustand," weil er sie "aus seinen innersten Anschauungen heraus" geschaffen habe. "Die Sehnsucht nach Liebe, nach dem Weibe als der Verkörperung des Eros, spricht tatsächlich aus den Werken des Dichters, denn nur wer diese Sehnsucht selbst in ihrer ganzen Tiefe erlebt hat, kann ihr den elementaren Ausdruck verleihen, wie Kleist es getan." Als einzige Tragik der Kleistschen Frauengestalten sieht Füller die Tatsache, daß sie "in eine Welt der

menschlich-männlichen Satzungen" gestellt seien, eine Welt der "historischen Gegebenheiten, die ihrem eigensten Wesen zuwiderlaufen." Aus der Intuition des schöpferischen Menschen heraus habe Kleist der Frau ihren Platz in der Menschheit zugewiesen. Damit habe er zugleich "der Frauenbewegung im höchsten, reinsten Sinne ihr letztes Ziel gesetzt: die Welt des Mannes, des Logos, zu durchdringen mit ihrem Sein, mit Eros, damit aus der Synthese von Eros und Logos das höchste Kunstwerk, die Menschheit, erstehe."⁷

In seiner Dissertation über Frauen-Erleben und Frauen-Gestalten bei Heinrich von Kleist verglich Kurt Semela 1934 die vorliegenden Kleistbriefe mit den Werken. Im Gegensatz zu Fillers Ansicht weist Semela ganz besonders auf den großen Unterschied hin, den er zwischen dem Leben und der Dichtung Kleists zu erkennen glaubt. Er hebt jedoch ebenfalls die weitgehende Bedeutung hervor, die der Frau als "Trägerin des Problems" in der Dichtung eingeräumt wird. "Die Liebe, die heiligste Beziehung zwischen zwei Menschen, wird durch das reine Gefühl der Frau erhalten." In den Frauengestalten sieht auch er das Liebesideal des Dichters verwirklicht:

Reinheit, Zartheit und ein lebensstiefer Sinn, die Fähigkeit zur unbedingten Hingabe, die Entschlossenheit bis in den Tod, ihr "Erstgefühl" zu wahren, das sind die wesentlichen und die erlebnishaften Züge, die aus den Frauen der Kleistdichtung sprechen und sie kennzeichnen als die lebensvollsten, schönsten Gestalten der deutschen Dichtung.⁸

Um eine eingehende Studie über das Frauenthema handelt es sich bei der 1937 veröffentlichten Untersuchung von Clara Kuoni über die Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauenerleben. Kuoni stimmt mit Semela in der Ansicht überein, daß Kleist das weibliche Ideal, wie es im Werk erscheint, "aus reiner innerer Schau geschaffen"

habe. Eine Verbindung mit dem Leben des Dichters sei nicht gegeben. Das Grundproblem Kleists könne als ein "Suchen nach Gott" bezeichnet werden, als ein Streben nach Überwindung der beschränkten menschlichen Existenz. Da jede reale Liebe unvollkommen sei, habe der Dichter in seinen Frauengestalten die absolute Liebe dargestellt, habe sie damit zu Gefäßen des göttlichen Willens gemacht. Als wichtigste Eigenschaften der Kleistschen Frauengestalt nennt auch Kuoni die Hingabe an die Liebe und ihre selbstlose Opferbereitschaft andern gegenüber.⁹

In der Dissertation von Francis Brooke aus dem Jahre 1954 wird die Art der Verhältnisse zwischen den männlichen und weiblichen Protagonisten im Kleistschen Werk untersucht. Als entscheidendes Merkmal der Frauengestalten bezeichnet Brooke die totale Hingabe des weiblichen Wesens an die Liebe im Gegensatz zu ihrem männlichen Partner. Eine Entwicklung der Charaktere sieht Brooke im Laufe der Handlung des Kleistschen Werkes nicht gegeben.¹⁰

Im Gegensatz zu Clara Kuonis Ansicht, daß Frauenerleben und Frauengestalten bei Kleist völlig auseinander liegen, sieht Elisabeth Heptner gemeinsam mit Füller eine deutliche Verbindung zwischen dem persönlichen Frauenerleben Kleists und seinen weiblichen Charakteren in der Dichtung.¹¹ Heptner glaubt, daß Kleists Faszination mit der Gestalt der Frau wie die aller männlichen Dichter früherer Zeiten einen Niederschlag im dichterischen Werk finden mußte. Der Gegensatz zwischen dem Traumbild der Kleistschen Ideen und der Realität seines eigenen Frauenerlebens habe zugleich anregend und hemmend gewirkt. Auch Kleist sei noch von gesellschaftlicher und religiöser Konvention beeinflusst gewesen, die das Eingeständnis eines besonderen Interesses für oder die spezielle Konzentration eines Dichters auf die Gestalt der

Frau als unangemessen oder gar als anstößig betrachtete. Kleist habe seine Hemmungen dem weiblichen Geschlecht gegenüber durch die Schaffung eines Idealbildes der Frau in seinem Werk überwunden. Über die Darstellung der weiblichen Charaktere in der Dichtung führt Heptner aus:

Kleist imbued his female characters with Romantic ideas on womanhood, the poet's personal idealized concept of woman, and a progressive view of the equality of the sexes. While in his personal relationships with and theorizing about woman Kleist was governed by the Enlightenment notion of education to virtue and the purposefulness of marriage, in his imaginative work the poet divorces himself from the eighteenth century concept of love and becomes instead an advocate of irrationalism.¹²

Die angeführten Untersuchungen stimmen darin überein, daß der Frau in der Kleistschen Dichtung ein wichtiger Platz eingeräumt wird. Weniger Übereinstimmung ist allerdings in der Beantwortung der Frage gegeben, ob sich eine enge Verbindung zwischen dem persönlichen Frauenerleben des Dichters und der Darstellung seiner Frauengestalten im dichterischen Werke erkennen läßt. Man ist sich allerdings einig darüber, daß Kleist in der Zeichnung seiner Frauengestalten von einem Idealbild beeinflusst wurde. Dieses Idealbild weicht jedoch erheblich von den Erfahrungen seines eigenen Frauenerlebens in der Realität ab. Seine Ideen über das Wesen und die Bestimmung der Frau erscheinen in den poetischen Werken transzendiert, da seine Heldinnen keineswegs als Individuen dargestellt sind, die in ihrer Denk- und Verhaltensweise allein vom Manne abhängig sind, wie man es nach der Ansicht des Dichters, bei dem die Frau den zweiten Platz in der Rangordnung der menschlichen Wesen einnimmt, erwarten sollte. Es sind vielmehr Individuen, die sich vor allem in der Konfrontation zu behaupten wissen, die die Fähigkeit besitzen, von einer gesellschafts- und konventionsbestimmten Passivität zu aktivem Eingreifen in den Lauf des Geschehens überzuwechseln.

Was allerdings in keiner der angeführten Untersuchungen zum Ausdruck kommt, das ist die überaus wichtige Funktion, die Kleist den Frauengestalten in seiner Dichtung übertragen hat. Darum soll die Hauptbetonung in der vorliegenden Arbeit auf der Beantwortung der Frage nach dem Potential der Frau im Rahmen ihrer Funktion im dichterischen Werk liegen. Mit dem Begriff 'Funktion' ist die Aufgabe gemeint, welche der Frau vom Dichter innerhalb seines dichterischen Werkes zugeteilt wird. Im Kleistschen Werk handelt es sich um die Funktion der Frau, sich erstens durch die Entfaltung ihrer beachtenswerten Anlagen zu individueller Entscheidung und Selbständigkeit durchzuringen, zweitens durch das Beispiel ihrer Denk- und Verhaltensweise der Menschheit den Weg zu weisen, wie sie sich aus der Widersprüchlichkeit dieser gebrechlichen Welt zu einem menschenwürdigeren Dasein zu erheben vermag, und drittens, als Repräsentantin gegensätzlicher Begriffe aufzutreten, die ihrerseits die Polarität der dargestellten Daseinssituation zum Ausdruck bringen. Kleist läßt also die Frau eine Rolle spielen in seinen Werken, eine Rolle, die ihrem Wesen, ihrem innersten Sein entspricht und zugleich einem menschenfreundlichen Zweck dient. Von entscheidender Bedeutung ist dabei aber die Verbindung der funktionalen Bestimmung der Protagonistinnen mit einer Stileigenheit, die wiederum die wichtigsten Gedanken des Dichters einschließt.

In seinem "Brief eines Dichters an einen anderen" schreibt Kleist:

Wenn ich beim Dichten in meinen Busen fassen, meinen Gedanken ergreifen, und mit Händen, ohne weitere Zutat, in den deini-
gen legen könnte: so wäre, die Wahrheit zu gestehn, die
ganze innere Forderung meiner Seele erfüllt Nur weil
der Gedanke, um zu erscheinen, wie jene flüchtigen, undar-
stellbaren, chemischen Stoffe, mit etwas Gröberem, Körper-
lichen, verbunden sein muß: nur darum bediene ich mich, wenn
ich mich dir mitteilen will, und nur darum bedarfst du, um
mich zu verstehen, der Rede. (II,347-348)

Und in seinem "Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden," betont Kleist, wie er nach den rechten "Worten und Bildern" (II,306) suche, um seine Ideen so ausdrücken zu können, damit sie überzeugend wirken. Das bedeutet, daß Kleist mit einer bewußt getroffenen Auswahl dieser Wörter und Bilder eine ganz bestimmte Absicht verfolgte. Die im selben Aufsatz so vielfach verwendete Verbindung von jeweils zwei, in selteneren Fällen auch drei Begriffen, die von synonyme oder auch widersprüchlicher Bedeutung sind, darf demnach keineswegs als Zufall gewertet werden. Die wichtigsten Gedanken drückt der Dichter gerade hier durch die Gegenüberstellung der gegensätzlichen Begriffe Glück und Unglück, Erfahrung und Tätigkeit, Genuß und Entbehrung, Denken und Handeln, Herz und Geist, Tugend und Laster aus. (II,301-318)

In der vorliegenden Untersuchung soll aufgezeigt werden, daß sowohl in den Dramen als auch in den Prosawerken die wichtigsten Gedanken des Dichters durch eine Verbindung von Begriffen ausgedrückt werden, die in ihrer Widersprüchlichkeit die unbedingte Notwendigkeit des unausgesetzten Abwägens zwischen diesen Werten erkennen lassen. Eine Aufteilung der Werke in sieben Gruppen, deren Einordnung unter dem Titel bestimmter Begriffsverbindungen bedeutungsvoll erscheint, ist vorgesehen. Dabei soll auf Kombinationen zurückgegriffen werden, die nicht nur in Kleists poetischem Werk, sondern auch in seinem persönlichen und theoretischen Schrifttum Anwendung gefunden haben. Folgende Einteilung wird dafür vorgeschlagen:

1. Vertrauen - Mißtrauen

Die Familie Schroffenstein

Der zerbrochne Krug

- | | |
|---|---|
| 2. Tugend - Laster | <u>Die Marquise von O...</u>
<u>Das Erdbeben in Chili</u>
<u>Amphitryon</u> |
| 3. Liebe - Haß | <u>Penthesilea</u>
<u>Das Käthchen von Heilbronn</u> |
| 4. Recht - Unrecht | <u>Michael Kohlhaas</u>
<u>Die Hermannsschlacht</u> |
| 5. Menschlichkeit -
Übermenschlichkeit | <u>Das Bettelweib von Locarno</u>
<u>Die heilige Cäcilie</u> |
| 6. Menschenliebe - Menschenhaß | <u>Der Findling</u>
<u>Die Verlobung in St. Domingo</u> |
| 7. Unschuld - Schuld | <u>Der Zweikampf</u>
<u>Prinz Friedrich von Homburg</u> |

Der Beweis soll erbracht werden, daß die Kombination der funktionalen Bestimmung der Frauengestalten mit einer Stileigenheit des Dichters, seine wichtigsten Gedanken durch sinnreiche Begriffsverbindungen hervorzuheben, für die Dichtung Heinrich von Kleists von großer Bedeutung ist. Mit der Darstellung des Geschicks und der Charakterentfaltung seiner Protagonistinnen scheint der Dichter die Möglichkeit zu demonstrieren, durch das gemeinsame Wirken von Gefühl und Verstand zu höheren Bewußtseinsstufen vorzudringen. Das dichterische Werk kann somit als Kleists Vision einer gerechteren und friedlicheren Welt gewertet werden.

II. Die Frau in ihrer gesellschaftlichen Position

Bei der Behandlung der gesellschaftlichen Position der Frau im Werke Kleists sind es vor allem drei Fragen, die besondere Aufmerksamkeit verlangen:

1. Wie zeigt sich die dichterische Darstellung der Wirklichkeit, in die die Frau als Individuum hineinversetzt ist?
2. Welcher Konfrontation durch die Gesellschaft sieht die Frau sich in ihrer Stellung ausgesetzt?
3. Was für eine Wirkungsmöglichkeit wird der Frau innerhalb des ihr zugewiesenen Lebensbereiches zuerkannt?

Wie wird also die Wirklichkeit im Werk vom Dichter erfaßt, wie wird sie gestaltet?

1. Die Frau in der dargestellten Wirklichkeit

1.1. Schauplatz und Zeitpunkt der Handlung

Man findet in den Kleistschen Werken kein einheitliches Zeitbild dargestellt, kein getreues Abbild der Gesellschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts mit ihren geistigen und ethischen Problemen, mit ihren sozialen, politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Als Schauplatz werden geographisch nachweisbare Orte genannt, wodurch der Eindruck erweckt wird, man habe es mit einer klar identifizierbaren Umwelt zu tun. Für den Zerbrochnen Krug wählte der Dichter einen frei erfundenen Handlungsort in Holland. Im Erdbeben in Chili dagegen griff er auf die tatsächlich stattgefundene Naturkatastrophe zurück, die am 13. Mai 1647 die Hauptstadt Santiago zerstört hatte. Auch in der

Verlobung von St. Domingo hielt Kleist sich an Tatsachenberichte über einen Aufstand der Schwarzen, der auf der Insel Haiti ausgebrochen war, nachdem der Pariser Nationalkonvent ihnen im Jahre 1894 für den französischen Teil der Insel Freiheit und Gleichberechtigung mit den weißen Kolonisten zugesichert hatte. In der Marquise von O... wiederum befinden wir uns in "einer bedeutenden Stadt im oberen Italien." Mit dem Findling führt Kleist uns nach Rom, mit der Heiligen Cäcilie vor die Tore der Stadt Aachen. Beim Bettelweib von Locarno ist der Ort des Geschehens bereits mit dem Titel angezeigt.

Wie der Schauplatz, so ist auch der Zeitpunkt des Geschehens oftmals durch geschichtlich beurkundete Ereignisse belegbar. Die dargestellte Umwelt im Zweikampf, in der Familie Schroffenstein und im Käthchen von Heilbronn versetzt uns zurück in den mittelalterlichen Lebensraum, während die Begebenheiten im Prinzen von Homburg lediglich ein Jahrhundert in der Geschichte Brandenburgs zurückliegen. In der Hermannsschlacht ist der Zeitpunkt der Handlung bis auf die Lebenszeit des Cheruskerfürsten Arminius zurückverlegt, über den die Geschichtsschreibung aussagt, daß er im 9. Jahre n. Chr. die römischen Eindringlinge im Teutoburger Wald besiegte. Während der Lebenszeit Luthers ereignet sich der Aufstand des Roßhändlers im Michael Kohlhaas, der als einer "der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit" bekannt war. Das Geschehen in Penthesilea und auch im Amphitryon dagegen führt uns zurück in den Bereich der antiken Sage.

Trotz der genauen Orts- und Zeitpunktangaben, trotz des Auftretens historischer und sagenhafter Gestalten, gewinnt man doch nicht den Eindruck einer vom Dichter beabsichtigten realistischen Wirklichkeitsdarstellung. Conrady geht sogar noch weiter in seinem Urteil, wenn er sagt:

Man könnte versucht sein, überspitzend zu behaupten: Wenn jemand kein realistischer Darsteller ist, dann ist es Kleist. Doch müssen wir selbstverständlich differenzieren, um nicht mißverstanden zu werden. Zwar wird das, was vom dichterischen Wort ergriffen und benannt wird, genau und 'wirklichkeitsgetreu' dargeboten. Aber es waltet eine Auswahl, die es in Wahrheit zu einer auch nur einigermaßen kompletten Wirklichkeitsdarstellung gar nicht kommen läßt.¹³

Dennoch war die Festlegung eines bedeutsamen Raumes und eines sorgfältig bezeichneten Zeitpunktes in seinen Dichtungen für Kleist von großer Wichtigkeit. Der gewählte Schauplatz, die genaue Zeitangabe und der Entwurf einer gesellschaftlichen Situation bilden die Elemente eines realistisch erscheinenden Wirklichkeitsausschnittes, der innerhalb des Werkes jedoch rein funktionale Bedeutung erhält. Wir haben es also mit einer Wirklichkeit zu tun, die der jeweiligen dichterischen Intention angepaßt ist. Die lediglich skizzenhafte Darstellung ist völlig ausreichend als Hintergrund für die Handlung, der allein das Interesse gelten soll. Die gezeichnete Umweltsituation ist nur ein Mittel, Lebensvorgänge sichtbar zu machen.¹⁴

1.2. Die gesellschaftliche Situation

Die Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Situationen, in die die Frau im Werke hineinversetzt wird, läßt nicht nur das große Ausmaß dichterischer Phantasie bei Kleist erkennen, sondern ebenfalls die Intention des Dichters, eine bedeutungsvolle Umwelt zu gestalten. Kleists Streben war darauf ausgerichtet, die gesellschaftliche Wirklichkeit zu vervollkommen. Er wollte erreichen, daß die zukünftige Wirklichkeit eine bessere sein sollte als seine gegenwärtige. An seine Verlobte schrieb er im Oktober 1801 aus Paris: "Ein großes Bedürfnis ist in mir rege geworden, ohne dessen Befriedigung ich niemals glücklich sein werde; es ist dieses, etwas Gutes zu tun." (II,692)

Er glaubte, Gott habe "dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt," ihm "Kräfte unendlicher Art" verliehen, "um ihn zum König der Erde zu machen." Der Mensch jedoch habe diese Kräfte nicht genutzt und liege "von unsichtbaren Geistern überwältigt . . . auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden." Statt das Höchstmögliche zu ergreifen und sich aus der Jämmerlichkeit seines Daseins zu erheben, gefalle er sich in seinem beschränkten Zustand. Sich selbst betrachtete Kleist jedoch von Gott dazu ausersehen, "die Torheiten und Irrtümer seiner Gattung" zu überschauen. Er glaubte, ihn habe der Herrgott "mit dem Köcher der Rede" ausgerüstet; seine Aufgabe als Dichter sei es, mitten unter die Menschen zu treten "und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlagsucht, in welcher sie befangen liegen," zu wecken. Diesem Bekenntnis im "Gebet des Zoroaster" (II,325-326) fügt Kleist die Bitte um "Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien" hinzu, die das Elend des Zeitalters herbeigeführt hatten, die Bitte um "Kraft, den Bogen des Urteils rüstig zu spannen," um "Besonnenheit und Klugheit, . . . den Verderblichen und Unheilbaren" niederzuwerfen, "den Lasterhaften" zu schrecken und "den Irren" zu warnen. Durch das Beispiel seiner Dichtung hoffte Kleist, nicht nur aufzuzeigen, wie die gegenwärtige Welt wirklich war, sondern auch wie sie sein könnte. Wie sehr der "Teufel Aberwitz" das Leben der Menschen bereits "in Banden" (II,886) hielt, vermochte seine Darstellung von Naturkatastrophe und Seuche, Rassenhaß und Mordanschlag, Rebellion und Krieg, Gewalttätigkeit und Rechtsmißbrauch im Werk zu beweisen.

Kleist war aber genauso überzeugt davon, daß diese Welt eine glückliche sein könnte. An Wilhelmine von Zenge schrieb er daher:

"Denke einmal an alle die Abscheulichkeiten, zu welchen der Eigennutz die Menschen treibt - denke Dir einmal die glückliche Welt, wenn jeder seinen eignen Vorteil, gegen den Vorteil des andern vergäße." (II,624)

Was Kleist also in seinen Dramen und Novellen unternimmt, das sind dichterische Experimente einer Wirklichkeitsbewältigung, Versuche, die Menschen durch eindringliche Beispiele einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Daher darf die im Werk gezeichnete Wirklichkeit nur als intentional geformte Realität verstanden werden. Die dargestellten gesellschaftlichen Situationen erscheinen als Teil der Handlung. Sie bilden den Ausgangspunkt für den Lebensweg der Charaktere und erfahren nur zu bald durch den Einbruch eines unberechenbaren Schicksals eine entscheidende Veränderung, die ihre Auswirkung auf das Dasein der Frauengestalten erkennen läßt.

2. Die Konfrontation der Frau mit der Gesellschaft

2.1. Zufall und Schicksal

Vor allem in den Novellen zeigt es sich, daß Zufall und Schicksal es sind, die die Konfrontation der Frau mit der Gesellschaft herbeiführen. Da sieht die Marquise, "eine Dame von vortrefflichem Ruf" (II,104) sich plötzlich durch "ein unerhörtes Spiel des Schicksals" (II,132) aus der Harmonie ihres Alltags herausgerissen und aus dem Elternhaus ausgestoßen, weil sie ihre Schwangerschaft mit keiner gesellschaftlich akzeptablen Erklärung zu begründen vermag. Toni wird durch das zufällige Auftauchen des fliehenden Gustav in die Greuel eines Rassenkampfes verwickelt, was sie zur Gegnerin ihrer eigenen Mutter und ihrer eigenen Rasse werden läßt. Littegarde findet sich durch ein "Spiel des Zufalls" (II,488) vom elterlichen Besitz verwiesen, weil man

ihr plötzlich zur Last legt, als Witwe ein zügelloses Leben geführt zu haben. Das Elend Josephes wird durch die entschiedene Weigerung ihrer stolzen Familie ausgelöst, den einer niederen Gesellschaftsklasse entstammenden Jeronimo als Liebhaber des Mädchens zu akzeptieren. "Wir dünken uns frei," meint Kleist, "und der Zufall führt uns allgewaltig an tausend feingesponnenen Fäden fort." (II,642)

Doch nicht nur in den Novellen, sondern auch in den Dramen tritt ein nicht zu bannendes Verhängnis ein, das man auch als eine "unerhörte Begebenheit"¹⁵ bezeichnen könnte, wodurch die Betroffenen gezwungen werden, sich mit dem völlig Unerwarteten auseinanderzusetzen. Speziell die Frauengestalten müssen es auch hier erleben, daß unvermutete Ereignisse ihre bis dahin freundlich gesinnte Umwelt plötzlich in eine feindliche verwandeln, daß die eintretenden Zufälle eine schicksalhafte Bedeutung für ihr Leben annehmen. Zur Eigenart der Kleistschen Werke zählt es ferner, daß der Dichter bei der Darstellung von Situation und Zufall eine erhebliche Steigerung in Anwendung brachte, die über die traditionsgemäßen Formen weit hinausreichte.¹⁶ Das Leben wird zu einem "Spiel des Zufalls," der Mensch aber erscheint wie "eine Puppe am Drahte des Schicksals." (II,490) So findet sich Agnes von Schroffenstein unter den Frauengestalten des Dramas plötzlich aus dem Glück ihrer eben erwachenden ersten Liebe zu Ottokar herausgerissen und von den vernichtenden Auswirkungen des Streites um das Familienerbrecht erfaßt. Hilflos sieht Eve sich trotz ihres guten Rufes vor Gericht gezerrt, von der eigenen Mutter als Hure gestempelt, von Ruprecht, den sie hatte retten wollen, verstoßen, von dem Richter, dessen unredlichen Nachstellungen sie sich zu erwehren versucht, durch offene Drohungen in

die Enge getrieben. An Alkmenes Geschick demonstriert der Dichter die Machtlosigkeit des Menschen gegenüber den Täuschungsversuchen eines Gottes--die plötzlich einsetzende Verwirrung eines aus der unbedingten und unbeirraren Gewißheit des Gefühls lebenden und liebenden weiblichen Geschöpfes. Der Einbruch in die naturwidrige Existenz der Amazonenkönigin erfolgt durch die Gewalt der Liebe zu Achill, und Penthesilea vermag sich der Entscheidung nicht zu entziehen, ob sie dem Gesetz des Staates oder der Stimme des eigenen Herzens folgen müsse. Das Käthchen von Heilbronn darf sich rühmen, als "ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art" (I,433) angesehen zu werden, als man es sich denken könnte, bis plötzlich der Anblick des Grafen vom Strahl in der väterlichen Werkstatt das Mädchen wie "ein Blitz" (I,435) niederschmettert und es als blind ergebene Metze dem Ritter folgt.

Die Erkenntnis beleidigten Vertrauens verwandelt die sanfte Cheruskerfürstin Thusnelda in eine rachedürstige Furie, die den verräterischen römischen Jüngling mitleidslos durch eine wilde Bärin zerreißen läßt. Durch die Todesfurcht des Prinzen von Homburg wird Natalie zur tatkräftigen Vermittlerin, die sowohl "das Kriegsgesetz" als auch "die lieblichen Gefühle" (I,680) heldenmütig zu repräsentieren weiß.

2.2. Lebenskrisen des jungen Kleist

In der in Kleists Werken dargestellten Umwelt, in der gezeichneten gesellschaftlichen Situation, zeigt sich die Gebrechlichkeit der Welt. Man sollte annehmen dürfen, daß es die krisenhaften Zeiten waren, in denen der Dichter lebte, die ihn in seiner Wirklichkeitsdarstellung beeinflussten. Wir haben es mit einer Welt zu tun, die durch geistige und politische, durch soziale, wirtschaftliche oder auch rein individuell bestimmte Krisen ins Wanken geraten ist. Kleists eigene Krisen

bezeichnet Hans Mayer als solche der bürgerlichen Weltanschauung. Er betrachtet die Dichtung Kleists als eine "entscheidende Etappe in der Entwicklung bürgerlichen Denkens in Deutschland." Das persönliche Scheitern des Dichters deute auf den Anfang einer "tiefen bürgerlichen Gesellschaftskrise" hin.¹⁷

Man hat Kleists Leben auch als eine Tragödie in fünf Akten bezeichnet, deren Ende jeweils durch eine Katastrophe gekennzeichnet sei. In jedem einzelnen Akt erscheine der Charakter des Helden von einer anderen Seite. Der erste Akt, in dem sich der Eigensinn des in vollkommener Einsamkeit seinen Weg suchenden Autodidakten zeige, schloß mit dem Zusammenbruch seiner "naiven Weltanschauung." Der zweite Akt, gekennzeichnet durch den sich verzehrenden Ehrgeiz eines Ruhmsüchtigen, habe zum Zusammenbruch seines überspannten künstlerischen Zieles geführt. Im dritten Akt sei das wachsende Selbstbewußtsein des aus seiner inneren Idee heraus schaffenden Künstlers vorherrschend gewesen. Er endete mit dem Verzicht auf die Selbstbestimmung des künstlerischen Zieles. Im vierten Akt habe die maßlose Leidenschaft des Politikers gewirkt, die zum Zusammenbruch der vaterländischen Hoffnung geführt habe. Der fünfte Akt habe die höchste Selbstbeherrschung und Unterordnung unter eine von außen an ihn herantretende Zweckbestimmung aufzuweisen. Den Schluß dieses letzten Aktes und damit der gesamten Tragödie bilde die vollkommene Selbstzerstörung des Dichters.¹⁸

Das Leben in dieser Welt, das Dasein in der gesellschaftlichen Wirklichkeit seiner Zeit, zeigte sich dem Dichter nie von der leichten Seite. An seine Schwester Ulrike schrieb Kleist, "daß das Leben ein schweres Spiel sei; und warum ist es schwer? Weil man beständig und

immer von neuem eine Karte ziehen soll und doch nicht weiß, was Trumpf ist; ich meine darum, weil man beständig und immer von neuem handeln soll und doch nicht weiß, was recht ist." (II,629) Bestimmend für Kleists Leben war von Kindheit an eine große Wechselhaftigkeit, der sich der Dichter ausgesetzt sah, und die seine Betrachtungsweise des menschlichen Daseins erheblich beeinflusste. Die scheinbar gesicherte Zukunft des ältesten Sohnes des preußischen Kompaniechefs Joachim Friedrich von Kleist war von dem Augenblick an in Frage gestellt, da der Vater im Jahre 1788 verstarb und seine Familie durch unzureichende Testamentsanordnungen in ungesicherten Verhältnissen zurückließ.¹⁹ Wohl wurde der damals elfjährige Heinrich der Tradition seines altpreussischen Adelsgeschlechts entsprechend und durch die besondere Gunst des Königs zum Offizier des preußischen Garderegiments in Potsdam ausgebildet. Doch schon als Zwanzigjähriger äußerte er seine Abneigung gegenüber der widerspruchslosen Ausführung militärischer Befehle, die keine persönliche, keine menschliche Beurteilung einer gegebenen Situation erlaubten. (II,479) Der vom König genehmigte Abschied, der dem verhassten Militärdienst 1799 ein Ende setzte, ließ wohl den Traum eines Universitätsstudiums für Heinrich von Kleist Wirklichkeit werden, doch nur zu schnell zeigte sich seine Unzufriedenheit mit der Einseitigkeit einer rein wissenschaftlichen Bildung. Obwohl die Anfang 1800 erfolgte Verlobung mit Wilhelmine von Zenge, der Tochter des Ortskommandanten in Frankfurt, es ihm erlaubte, auf eine glückliche gemeinsame Zukunft zu hoffen, so belastete ihn die Forderung ihrer Eltern ganz erheblich, sich auf eine gesicherte Lebensstellung vorzubereiten.

2.3. Die Weltanschauung des jungen Kleist

Doch nicht nur seine äußere, sondern auch seine innere Situation war äußerst widersprüchlich. Seiner perfektibilistisch-teleologischen Weltanschauung²⁰ entsprechend strebte der junge Kleist bekanntlich danach, durch umfangreiche Bildung und einen "Schatz von Wahrheiten" eine "höhere Stufe der Vervollkommnung auf diesem Sterne" (II,633) zu erreichen, sich selbst "auf eine Stufe näher der Gottheit zu stellen." (II,586) Er glaubte fest daran, daß die fortschreitende Bereicherung seines Wissens auch mit dem Tode nicht enden würde (II,633), war davon überzeugt, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung (II,316), die Sehnsucht nach einem erreichbaren Glück (II,477) die Bestimmung des irdischen Daseins sei. Kleists Streben galt also hauptsächlich seiner Bildung, worunter er einen auf Wissen ausgerichteten Bildungsvorgang verstand, dem als Ziel gesteckt war, die Gesetzmäßigkeit der physischen und moralischen Natur zu erkennen. Diese als Wahrheiten angesehenen Erkenntnisse sollten ihn in die Lage versetzen, mit dem Scharfblick des Geistes sein "Schicksal selbst zu leiten." (II,310) Dem Dichter ging es also keineswegs um ein überhebliches Trachten nach absoluter Wahrheit, wie es von der Kleistforschung immer wieder dargestellt wurde, sondern um das Sammeln von einem "Schatz von Wahrheiten," nicht um göttliche Vollkommenheit, sondern um Vervollkommnung, die es ihm erlauben sollte, sich der Gottheit zu nähern und sein eigenes Schicksal glücklich zu gestalten.²¹ So schrieb er an seinen Lehrer Martini:

Ein Traum kann diese Sehnsucht nach Glück nicht sein, die von der Gottheit selbst so unauslöschlich in unserer Seele erweckt ist und durch welche sie unverkennbar auf ein für uns mögliches Glück hindeutet. Glücklich zu sein ist ja der erste aller unsrer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder

Ader und jedem Nerv unsres Wesens spricht, der uns durch den ganzen Lauf unsres Lebens begleitet, der schon dunkel in den ersten kindischen Gedanken unsrer Seele lag, und den wir endlich als Greise mit in die Gruft nehmen werden.

(II,477-478)

Glücklich zu werden bedeutet für Kleist keineswegs ein Streben nach Reichtum, materiellen Gütern oder amtlichen Würden, sondern er nennt "Glück nur die vollen und überschwenglichen Genüsse, die . . . in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen." (II,476)

2.4. Verstand und Vernunft

Die Beschäftigung mit "der neueren sogenannten Kantischen Philosophie" beraubte Kleist jedoch plötzlich seines "einzigsten" und "höchsten" Lebenszieles. (II,634) Die Erkenntnis seines Irrtums war niederschmetternd. An seine Schwester Ulrike schrieb er:

Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts, wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigentum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligtum meiner Seele erschüttert - Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. Seitdem ekelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schoß, und suche ein neues Ziel . . . (II,636)

In seiner Wahrheitssuche, im Gebrauch seines Verstandes, kann Kleist als Mensch der Aufklärung gesehen werden. In seiner Ausrichtung aber auf das eine Ziel, das Streben nach Annäherung an die Gottheit mit dem Besitz einer Sammlung von Wahrheiten, die er sich durch intellektuelle Erkenntnisse zu erringen hoffte, folgte er seinem eigenen Gefühl, das er zu seiner "eigenen Religion" erhob. Er vertraute jenem inneren Gefühl, jener "höheren Vernunft" (II,485) oder auch jenem gewissen "Zustand unsrer, welcher weiß" (II,323), der bei den meisten Menschen nicht mehr gegeben scheint, so daß Kleist von den Angehörigen seiner

Familie behauptete: "Gefühle, die sie selbst nicht haben, halten sie auch gar nicht für vorhanden." (II,473) Ihn beschäftigte die Frage: "Wer sichert uns aber unser inneres Glück zu, wenn es die Vernunft nicht tut?" (II,491) Garantiert also der Verstand dem Menschen Wissen, Bildung, Erkenntnis und Wahrheit, so wirkt die Vernunft als die innere Stimme des einzelnen, als jenes Gefühl, das den rechten Lebensweg anzeigt. "Man kann für jeden Augenblick des Lebens nichts anderes tun, als was die Vernunft für ihren wahren Vorteil erkennt" (II,484), behauptete der Dichter. Der Mensch sollte demnach im Leben nie anders handeln, als die innere Stimme oder die Vernunft es verlangten. Martini gegenüber führte er aus: "Wenn man also nur seiner eigenen Überzeugung folgen darf und kann, so müßte man eigentlich niemand um Rat fragen, als sich selbst, als die Vernunft; denn niemand kann besser wissen was zu meinem Glück dient, als ich selbst; . . ." (II,472). Wir haben es also mit einem rein persönlichen Vernunftbegriff zu tun. Heinz Ide beschreibt das Verhältnis der personalen Kraft der Vernunft zur objektiven des Verstandes und beider Beziehung zur Wahrheitssuche folgendermaßen:

Die Vernunft als eine innerste, den Menschen in seinem Menschsein charakterisierende und ihm Richtung gebende Kraft fordert die Erfüllung des jeweiligen Menschseins im Glück und verweist den Menschen auf Wahrheit schlechthin; der Verstand empfängt diese Weisung und führt das von der Vernunft Gebotene aus, indem er im Rahmen des ihm Möglichen Wahrheiten sammelt. Die Vernunft fordert die Selbstverwirklichung des Menschen im Glück; der Verstand ist das wichtigste Mittel, sie zu vollziehen.²²

Diese Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft ermöglichte es Kleist nach der Kantkrise zu behaupten: "Aber der Irrtum liegt nicht im Herzen, er liegt im Verstande und nur der Verstand kann ihn heben . . . ich bin durch mich selbst in einen Irrtum gefallen, ich kann mich

auch nur durch mich selbst wieder heben." (II,638) Auf der Suche nach einem neuen Lebensziel äußerte er aber trotz größter Niedergeschlagenheit: "Es muß etwas Gutes aus diesem innern Kampfe hervorgehn."

(II,636) Auch jetzt noch vertraute er seinem Verstand vollends, "das Wort, welches das Rätsel löset," (II,638) zu finden. Allerdings war er sich darüber im klaren, daß die Erkenntnis über die Bestimmung des Menschen auf dieser Erde nur in begrenztem Umfange möglich war, denn ". . . wie können wir beschränkte Wesen, die wir von der Ewigkeit nur ein so unendlich kleines Stück, unser spannenlanges Erdenleben übersehen, wie können wir uns getrauen, den Plan, den die Natur für die Ewigkeit entwarf, zu ergründen?" (II,316) Sonst waren die Augenblicke, in denen er sich seiner "selbst bewußt ward," seine schönsten gewesen. "Jetzt," meinte er, "muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann." (II,650) Hatte er zuvor mit Hilfe des Verstandes Wahrheiten zu erkennen versucht, so war er lediglich zu der Erkenntnis gelangt, daß wir nie sicher sein können, "ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint." (II,634) Hatte er sich vor der Kantkrise auf das richtungweisende innere Gefühl, auf seine Vernunft berufen, so lehnte er jetzt den Gedanken ab, "daß eine Stimme im Innern uns heimlich und deutlich anvertraue, was recht sei." (II,683) Vor der Kantkrise hatte Kleist sich einen Lebensplan entworfen und hatte behauptet:

Bestimmung unseres irdischen Lebens heißt Zweck desselben, oder die Absicht, zu welcher uns Gott auf diese Erde gesetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur diesen Zweck selbst deutlich kennen, sondern auch in allen Verhältnissen unseres Lebens immer die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Erreichung herausfinden. (II,318)

Nachdem er sich seines ursprünglichen Lebenszieles völlig beraubt sah, erschienen ihm die Dinge der Welt "tausendfältig verknüpft und verschlungen." (II,683) An seine Verlobte schrieb er:

Ja, wahrlich, wenn man überlegt, daß wir ein Leben bedürfen, um zu lernen, wie wir leben müßten, daß wir selbst im Tode noch nicht ahnden, was der Himmel mit uns will, wenn niemand den Zweck seines Daseins und seine Bestimmung kennt, wenn die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen, wenn man seit Jahrtausenden noch zweifelt, ob es ein Recht gibt -- kann Gott von solchen Wesen Verantwortlichkeit fordern?
(II,682-683)

2.5. Das neue Lebensziel

So endete der "erste Akt" im Leben Kleists wohl mit dem Zusammenbruch seiner Weltanschauung, führte ihn aber seiner wahren Bestimmung als Dichter einen wesentlichen Schritt näher. Um zu einer Entscheidung über seine zukünftige Lebensweise zu gelangen, mußte Kleist sich jedoch zuvor "Gewißheit und Sicherheit in der Seele" (II,684) verschaffen. Die Furcht, bei der Wahl eines neuen Lebenszieles wiederum einen Fehltritt zu begehen, einem neuen Irrtum ausgesetzt zu sein, ließ ihm das Leben zur Drangsal werden. (II,654) "O Gott, wenn mir ein einzig Wunsch erfüllt würde, mich aus diesem Labyrinth zu retten," (II,648) klagte er und nannte es "ekelhaft, zu leben." (II,655) Verzweifelt gestand er seiner Verlobten im Brief:

Dieses rätselhafte Ding, das wir besitzen, wir wissen nicht von wem, das uns fortführt, wir wissen nicht wohin, das unser Eigentum ist, wir wissen nicht, ob wir darüber schalten dürfen, eine Habe, die nichts wert ist, wenn sie uns etwas wert ist, ein Ding, wie ein Widerspruch, flach und tief, öde und reich, würdig und verächtlich, vieldeutig und unergründlich, ein Ding, was jeder wegwerfen möchte, wie ein unverständliches Buch . . .
(II,670)

Die endgültige Ablehnung des angebotenen Postens im preußischen Staatsdienst und die Entfernung aus der einengenden Berliner Umgebung ließen

schließlich doch ihre belebende Wirkung erkennen. Unter dem Einfluß der Eindrücke seiner Pariser Reise verspürte Kleist schon bald eine Verpflichtung, den Genuß des Lebens, das ihm von der Schöpfung gegeben war, verdienen zu müssen. Seine Arbeit sollte in Zukunft nicht allein der Wahrheit gewidmet sein, sondern sie sollte ebenfalls einem "menschenfreundlicheren Zweck" (II,684) dienen. Er hoffte, mit dem in Aussicht genommenen dichterischen Werk den Menschen nicht nur zeigen zu können, wie ihr Leben wirklich aussah, sondern auch wie das Dasein in dieser Welt ein glückliches sein könnte.

2.6. Die Gebrechlichkeit der Welt im Werk

Was für ein Bild der Welt zeigt uns der Dichter Kleist schließlich in seinem Werk? Es ist eine gebrechliche Welt, in der Familie Schrof-fenstein eine grausame Welt, in der die Väter ihre eigenen Kinder ermorden, wo von einer Mutter verlangt wird, daß sie die Liebe aus ihrem Herzen verbannen und stattdessen den Haß hineinsetzen solle. In dieser Welt hat "alles sich gewandelt." Menschen haben mit "Tieren die Natur gewechselt." (I,53) Es ist eine schreckliche Welt, in der eine Penthesilea gemeinsam mit ihren Hunden "mit schaubedeckter Lipp" (I,410) die Glieder Achills in Stücke reißt. Dort dient Toni als Lockvogel für die Ermordung der weißen Flüchtlinge, und eine satanische Menschenmenge erschlägt im "christlichen Dom" (II,155) nicht nur Josephe und Jeronimo, sondern auch das völlig unschuldige Kind Don Fernandos. Es ist ein Platz, wo der einst seuchenkranke Nicolo die Gemahlin seines Retters zu vergewaltigen versucht, wo ein russischer Offizier die Marquise von jenen viehischen Mordknechten befreit, die sich ihrer bemächtigt hatten, um sich schließlich selbst an der Ohnmächtigen zu vergehen.

"Ach, was ist dies für eine Welt! Wie kann ein edles Wesen, ein denkendes und empfindendes, wie der Mensch hier glücklich sein!" (II,766) So äußerte sich der Dichter. Aber er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, an einer Verbesserung dieser Welt, in der alles "wie eingeschachtelt" (II,769) erscheint, an ihrer Vervollkommnung mitzuarbeiten. Darum existiert neben der gebrechlichen Welt auch eine Welt der Idylle wie in jenem lieblichen Gebirgstal, wo die Zweige der Bäume für Agnes "ein schützend Flordach webten," wo der Wasserfall dem schlafenden Mädchen ein Lied sang und die Lüfte es "wie Federn umwehten." (I,95) In diesem Naturparadies, fern der zerstörenden Macht der menschlichen Gesellschaft, blüht die reine Liebe zwischen Agnes und Ottokar genauso wie die Liebe von Josephe und Jeronimo, die sich nach ihrem Wiederfinden außerhalb der vom Erdbeben heimgesuchten Stadt in eine paradiesische Einsamkeit flüchten. Abseits saßen sie unter dem "prachtvollen Granatapfelbaum, der seine Zweige, voll duftender Früchte, weit ausbreitete," wo die Nachtigall "im Wipfel ihr wollüstiges Lied" flötete, "um durch das heimliche Gejauchz ihrer Seelen niemand zu betrüben." (II,150) Es ist auch eine Welt, in der die Amazonenkönigin von den Liebesfreuden des Rosenfestes träumt, das Käthchen von der Hochzeit mit ihrem Ritter. Der Dichter stellt den Menschen also in eine Welt, in der die Widersprüche des Daseins ihn bedrohen, ihn gefährden, ihn wohl zerbrechen, aber auch erheben können.

2.7. Labyrinth und Paradies

Die zum Ausdruck kommenden Gegensätze, die das menschliche Leben bestimmen, lassen bereits das antithetische Verhältnis von Labyrinth und Paradies im dichterischen Werk erkennen, das so bezeichnend ist für die Betrachtungsweise des Daseins durch den Dichter. "Ach, was ist das

Leben eines Menschen für ein farbenwechselndes Ding!" (II,671) So schrieb er in einem seiner Briefe. In seinen Werken stellte er der "gebrechlichen Einrichtung der Welt" (II,143) die Welt als "der liebevolle Schauplatz des Lebens" (I,479) gegenüber. Einmal mag sie als "Paradies" (II,568) erscheinen, ein anderes Mal sieht sich der Mensch in dem "Labyrinth" seines Daseins verfangen. Die Erfahrung der Wechselhaftigkeit und des Widersprüchlichen in seinem eigenen Leben scheint somit einen bedeutungsvollen Niederschlag in der Dichtung Kleists gefunden zu haben. Im Erdbeben von Chili wird diese Widersprüchlichkeit mit Hilfe eines raschen Wechsels in der Darstellung paradiesisch glückhafter Augenblicke und solcher Momente, die das hoffnungslose Ausgeliefertsein des Menschen an ein teuflisch erscheinendes Schicksal erkennen lassen, sogar zur strukturbestimmenden Funktion erhoben.

Da sieht Josephe, die einzige Tochter Don Asterons, sich an einen ausweglos erscheinenden Irrgarten ihres irdischen Daseins gefesselt, das sich ihr in stetem Wechsel von paradiesischem Glück und teuflischem Unheil präsentiert. Kaum hat sie die Seligkeit der ersten Liebe erfahren, als der Vater dem "zärtlichen Einverständnis" (II,144) mit ihrem Hauslehrer durch ihre Unterbringung im Karmeliterkloster ein Ende bereitet. Der gewaltsamen Trennung der Liebenden folgt jedoch durch einen "glücklichen Zufall" ihre Liebesvereinigung im Klostergarten, ein kurzer Genuß des "vollen Glückes" (II,144), der von den jungen Leuten als paradiesischer Augenblick empfunden wird. Doch das Labyrinth des Lebens verdichtet sich für Josephe in der Folge durch die Geburt ihres Kindes. Ihres sittenlosen Verhaltens wegen zur Enthauptung verdammt, scheint die junge Mutter auf ihrem Todesgang dem grausamen Schicksal

unabwendbar ausgeliefert. Auf dem Wege zur eigenen Hinrichtung wird ihr jedoch im Augenblick der hereinbrechenden Naturkatastrophe die Möglichkeit zur Rettung des eigenen Lebens gegeben. Doch bevor sie sich dieses unerwarteten Glückes noch voll bewußt zu werden vermag, regen sich ihre Muttergefühle. "Als ob alle Engel des Himmels sie umschirmten" (II,148), so gelingt es ihr, den hilflosen Knaben glücklich zu bergen, um im nächsten Augenblick mizu erleben, wie die Äbtissin, ihre einzige Wohltäterin, vor ihren Augen zerschmettert wird. Obwohl sie unverletzt mit ihrer "Beute" dem Verderben entrinnen kann und sich des geretteten Lebens zu freuen beginnt, wirkt die Abwesenheit des Geliebten bedrückend auf sie. Vergeblich sucht sie ihn unter den Überlebenden, und "schlich, viel Tränen vergießend, in ein dunkles, von Pinien beschattetes Tal, um seiner Seele, die sie entflohen glaubte, nachzubeten; und fand ihn hier, diesen Geliebten, im Tale, und Seligkeit, als ob es das Tal von Eden gewesen wäre." (II,149)

Am nächsten Morgen scheint es, als hätte das Erdbeben mit der Zerstörung irdischer Güter die Menschen zur Selbstbesinnung geführt, so daß "der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn" vermochte. (II,152) Eine paradiesische Nächstenliebe scheint die Überlebenden zu vereinen. Um so gewaltiger erweist sich die Wirkung des plötzlichen Sturzes aus dieser paradiesischen Seligkeit in die totale Vernichtung. "Tausendfältig verknüpft und verschlungen sind die Dinge der Welt." (II,683) Hatte Josephe sich am Morgen noch "unter den Seligen" (II,152) geglaubt, so sieht sie sich am Nachmittag bereits den Greuelthaten eines "blutdürstenden" (II,158) Haufens ausgeliefert. Der heiligste Ort--der christliche Dom der Dominikaner--und die heiligste Handlung--eine feierliche Messe zur Ehre des Schöpfers als

"Lob, Preis und Dank" (II,155) für die geschenkte Rettung--werden "zum Anlaß und Schauplatz" der brutalsten Gewalt,²³ zum Todesort für Joseph, Jeronimo und ein unschuldiges Kind. Liebe und Trennung, Liebesvereinigung und Verdammung, Errettung und Mord beschreiben in rascher Folge jenes "farbenwechselnde Ding" (II,671), das sich Leben nennt. Es ist ein Dasein, dessen Wirrsal und Schrecken Kleist selbst ausrufen ließ: "Das hätte der Himmel mit diesem dunkeln, rätselhaften, irdischen Leben gewollt, und weiter nichts--?" (II,666)

Die einzige Möglichkeit, sich dem "Teufel Aberwitz" gegenüber zu behaupten, liegt nach Meinung des Dichters im Menschen selbst. Ihm allein sind Kräfte gegeben, die ihn zu seiner königlichen Bestimmung zurückführen können. Auf die "wahre und richtige Wertschätzung der Dinge" kam es Kleist sowohl vor als auch nach der Kantkrise an. Die eigene Lebenserfahrung hatte seine frühere Behauptung nur bestätigt: "Wie oft gründet sich das Unglück eines Menschen bloß darin, daß er den Dingen unmögliche Wirkungen zuschrieb, oder aus Verhältnissen falsche Resultate zog, und sich darinnen in seinen Erwartungen betrog." (II,310) Er war selbst zu falschen Resultaten in seinem Leben gelangt, indem er nur zum Nutzen des eigenen Vorteils sein ganzes Streben der Erkenntnis der Wahrheit und der Selbstvervollkommnung gewidmet hatte. Nachdem er jedoch den Irrtum seiner eigenen "Denkungsart" erkannt hatte, war er mit Hilfe seines Verstandes nach erneuter Überprüfung der Voraussetzungen für diese Denkweise zu einem neuen Ergebnis gelangt: Nicht auf den eigenen Nutzen sollte der Mensch in seinem Leben bedacht sein, sondern größte Zufriedenheit und wahres Glück ließen sich nur im Wirken zum Wohle der Mitmenschen finden. Dieses Wirken zum Wohle der Menschheit sollte fortan für ihn selbst durch das dichterische Werk

geschehen, in dem allerdings die am eigenen Dasein empfundene Rätselhaftigkeit und Widersprüchlichkeit im Leben seiner Frauengestalten dichterische Beachtung fand.

3. Die Wirkungsmöglichkeit der Frau in ihrem Lebensbereich

Nicht auf die Darstellung gesellschaftlicher Situationen in einer vermeintlich geordneten Welt, nicht auf den plötzlichen Einbruch eines nicht zu bannenden Verhängnisses in diese Welt hatte es der Dichter in seinem Werke in erster Linie abgesehen, sondern auf die "Denkungsart" oder die "Empfindungsweise," mit der die jeweils Betroffenen "der Last niederdrückender Schicksale" begegnen. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels soll untersucht werden, wie die Frau im Werke Kleists sich dem schicksalhaften oder auch zufälligen Einbruch in ihre Welt gegenüber zu behaupten vermag. Befindet sie sich in der Lage, sich "vor der Verzweiflung zu sichern" (II,305) oder muß sie dem unabwendbaren Schicksal unterliegen?²⁴ Welche Entfaltungsmöglichkeit wird ihr als weiblichem Wesen innerhalb der menschlichen Gesellschaft eingeräumt? Welche gesellschaftliche Stellung wird ihr zugeteilt? Vermag sie, sich als Frau in dem ihr zugeteilten Lebensbereich zu verwirklichen?

3.1. Stellung und Einfluß

Welche Stellung nimmt die Frau als Individuum in der von Kleist dargestellten gesellschaftlichen Wirklichkeit seiner Werke ein? Ob es sich um Eustache oder Gertrude Schroffenstein, um Lisbeth Kohlhaas oder die Marquise handelt, ob wir die gesellschaftliche Position Thusneldas, Elvires oder Josephes betrachten, oder ob wir die Stellung von Agnes, Littegarde oder Käthchen in Augenschein nehmen, es bestehen keine Zweifel darüber, daß die Frau vom Dichter in eine Welt männlicher Satzungen

und Gegebenheiten hineingestellt ist, die ihrem eigenen Wesen nur zu oft widersprechen. Seiner Schwester Ulrike gegenüber betonte Kleist: "Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechtes entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet?" (II,493) Über die Bestimmung der Frau äußerte er: ". . . die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen?" (II,318)

Stets erscheint die Frau in Kleists dichterischem Werk daher in ihrer Abhängigkeit vom Manne. Der Aufsicht der verheirateten Frau-- wie Lisbeth, Eustache oder auch Gertrude--unterstehen Haushaltsführung und Dienstbotenunterweisung, daneben die Erziehung der Kinder, vornehmlich die der Mädchen. Die Betreuung betagter Eltern wird vor allem Frauen übertragen, die als Witwen ins Elternhaus zurückkehren, wie es im Falle der Marquise oder Littegardes geschieht. Das junge Mädchen wird von Kindheit an auf die zu erwartenden häuslichen Pflichten vorbereitet. Neben der Erziehung innerhalb des Familienkreises steht schon frühzeitig der Einfluß der Kirche. Die Konfirmation im Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren, der sogenannte "Ritterschlag der Weiber" (I,66), bestätigt die Heiratsfähigkeit eines jungen Mädchens, so daß nicht nur Agnes, sondern auch das Käthchen und Toni mit Recht an die Wahl eines Ehegemahls denken dürfen.

Obwohl das auf patriarchalischen Werten aufgebaute Gesellschaftssystem der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit der Frau in der Öffentlichkeit wenig Raum bietet, sie offiziell keine Machtstellung innerhalb der Familie einnehmen läßt, so bedeutet das keineswegs, daß sie vollkommen ohne Einfluß ist. Gertrude Schroffenstein ist zum

Beispiel in der Lage, mit ihren Äußerungen und Vermutungen nicht nur die Atmosphäre zu vergiften und Mißtrauen zu erwecken. Nach kurzer Zeit schon hat sie es erreicht, daß ihre verdächtigenden Andeutungen von den Leuten als bewiesene Tatsachen akzeptiert und die Rossitzer Verwandten öffentlich als Mörder des kleinen Philipp bezeichnet werden. Ihr Einfluß erweist sich also als äußerst gefährlich, bleibt allerdings auf Familie und Gesinde beschränkt.

Blankenagel meint, die Frauengestalten der Werke aus der frühen Schaffensperiode sollten den größten Niederschlag der Ansichten des Dichters über die Frau aufzuweisen haben. Die Frauen würden hier als passiv und schwach charakterisiert statt als aktiv und aggressiv.²⁵ Eustache zeigt sich wohl als schwach in ihrer Weigerung, den Verwandten auf Warwand Rache zu schwören: "Verschone mich, / Ich bin ein Weib - . . . O Gott! Wie soll ein Weib sich rächen?" (I,52) Kaum hat sie jedoch erkannt, daß es sich bei der Reue Ruperts über sein stillschweigendes Einverständnis mit dem Mord an Jeronimus lediglich um einen Täuschungsversuch handelt, da erhebt sie trotz ihrer Stellung als "unterdrücktes Weib" ihre Stimme laut und anklagend gegen ihren Ehemann:

Denn über alles siegt das Rechtgefühl.
Auch über jede Furcht und jede Liebe,
Und nicht der Herr, der Gatte nicht, der Vater
Nicht meiner Kinder ist so heilig mir,
Daß ich den Richterspruch verleugnen sollte,
Du bist ein Mörder. (I,116)

Auch Lisbeth zeigt sich als treusorgende, ihrem Ehemann ergebene Ehefrau, passiv in ihrer Einstellung, bis Michael Kohlhaas seinem Nachbarn die gesamten Besitzungen zum Kauf anbietet, ohne diese Absicht zuvor seiner Frau gegenüber auch nur angedeutet zu haben. Die Sorge um

die Zukunft ihrer Kinder und ihres Mannes veranlaßt sie, gegen seine Pläne zu sprechen. Doch "Kohlhaas sagte betroffen: liebste Lisbeth, was machst du? Gott hat mich mit Weib und Kindern und Gütern gesegnet; soll ich heute zum erstenmal wünschen, daß es anders wäre? - - -"

(II,28) Ihr Einspruch bleibt unbeachtet. Sie muß sich den Entscheidungen ihres Mannes anpassen.

Nach Ansicht des Dichters hat die Frau "keine andern Verpflichtungen" zu erfüllen als diejenigen "gegen ihren Mann." "Das Glück des Mannes" gilt Kleist als "der alleinige Gegenstand der Frau." (II,506) Er betont, der Mann sei schließlich "nicht bloß der Mann seiner Frau, er ist auch ein Bürger des Staates; die Frau hingegen ist nichts, als die Frau ihres Mannes." Sie "ist mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann tätig, sie gehört niemandem an, als ihrem Manne, und sie gehört ihm ganz an," und empfängt dafür "nichts von ihm, als Schutz gegen Angriff auf Ehre und Sicherheit, und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens . . ." (II,507-508)

Ob wir uns der Zeit der Griechen, Römer oder Germanen zuwenden, ob wir die Periode des vierzehnten, sechzehnten, achtzehnten oder gar die des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts einer genauen Betrachtung unterziehen, die Frau ist und bleibt auch weiterhin ganz dem Manne angehörend, entweder der Gewalt des Vaters oder nach der Heirat der des Ehegatten unterstellt. Egal in welche historischen oder politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse die Frau hineingeboren ist, sie muß sich den Gegebenheiten anpassen, wie Tradition und Konvention es von dem weiblichen Wesen verlangen, das "seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet." (II,493) Dementsprechend zeigt sich vor allem in den frühen Werken Kleists die Position

der Frau als eine von der Gesellschaft bestimmte. Die Frau nimmt den Platz ein, der ihr zugewiesen wird. Sie erfüllt ihre Pflicht, wie man es von ihr erwartet. Ein wirkliches Ausbrechen aus ihrer Position, wie es später bei Penthesilea geschieht, kommt ihr keineswegs in den Sinn.

In ihrer Untersuchung über "Väter und Mütter in der Sozialstruktur von Kleists Erdbeben in Chili" bemerkt Lorenz, daß Kleist im Gegensatz zu anderen Dichtern seiner Zeit keinerlei Schwierigkeiten gehabt habe, Frauen und die Motive ihres Handelns innerhalb der Gesellschaft darzustellen. Es sei auffallend, daß es gerade die Frau sei, die sich in den Werken durch ihre Selbständigkeit auszeichne und die männlichen Charaktere als Handlungsträger in den Hintergrund treten lasse. Vorwiegend seien die Frauen es, die aufgrund eines unerklärbaren Laufs der Dinge in eine Zwangslage gerieten, aus der es keinen rationalen Ausweg gebe. Unter dem extremen Druck einer gegebenen Situation erhoben sie sich über sich selbst und gelangten zu einer Selbständigkeit in ihrem Handeln, die für die Frau im allgemeinen und selbst in der dargestellten Situation als ungewöhnlich bezeichnet werden müsse.²⁶

Die ersten Anzeichen eines eigenwilligen Denkens hatten wir bereits an Eustache aufzeigen können, die ihren Ehemann Rupert wegen seiner feigen Mordtat an Jeronimus zu verurteilen wagt:

Das ist so häßlich, so verächtlich, daß
Selbst ich, dein unterdrücktes Weib, es kühn
Und laut verachte. Pfui! O pfui! Wie du
Jetzt vor mir sitzt und es leiden muß,
Daß ich in meiner Unschuld hoch mich brüste.
(I,116)

Ein ähnliches Aufbegehren der Frau unter dem Druck einer gesellschaftlichen Konfrontation läßt sich an Eves Verhalten beobachten, da sie gegen ihren Willen vor Gericht gezerzt wird.

3.2. Die Rechtslage der Frau

Mit Eves Gestalt im Zerbrochnen Krug hat Kleist nach Ansicht Heptners die Unvereinbarkeit zwischen den individuellen Rechten, wie das Gesetz der Niederlande sie ihren Bürgern garantiert, und der tatsächlichen Sicherstellung dieser Rechte durch die maßgebenden Instanzen demonstrieren wollen.²⁷ Daß Repräsentanten der Rechtsgewalt aber nicht nur eine günstige, sondern auch eine zerstörerisch wirkende Macht auf die Menschheit ausüben können, hat der Dichter genauso deutlich aufzuzeigen gewußt. Muß Michael Kohlhaas seine Rechte gegenüber einer habgierigen und machthungrigen Adelsklasse verteidigen, so sieht Eve sich als Frau von dem gesetzlosen Vorgehen des Dorfrichters Adam konfrontiert. Ohne Rücksicht auf die ihm auferlegten Verpflichtungen gegenüber der Gesellschaft nutzt er seine Position aus, um sich durch betrügerische Täuschungsversuche persönliche Vorteile zu verschaffen.

Im Zerbrochnen Krug hat Kleist den feudal-gesellschaftlichen Hintergrund der Familie Schroffenstein durch ein holländisches Bauernmilieu ersetzt. Hatte Eustache es dort als Frau gewagt, die ersten Anzeichen eines selbständigen Denkens und Handelns erkennen zu lassen, so zeigt Eve nach Überwindung ihrer anfänglichen Einschüchterung eine ähnliche Entwicklung. Bei Beginn der Gerichtsverhandlung versucht sie noch, ihre Mutter zu beschwören, sie solle die Sache des Kruges auf sich beruhen lassen, nicht soviel "Aufruhr, so viel Unheil" (I,174) stiften, jedoch ohne Erfolg. Die Mutter macht sie darauf aufmerksam:

Dein guter Name lag in diesem Topfe
Und vor der Welt mit ihm ward er zerstoßen. (I,194)

Es berührt Frau Marthe Rull nicht weiter, daß gerade sie es ist, die den guten Namen ihrer Tochter ruiniert, indem sie die nächtlichen

Vorfälle in der Schlafkammer des Mädchens der Öffentlichkeit preisgibt. Demgegenüber fürchtet der Dorfrichter Adam, "die ganze Sippschaft" könnte hergekommen sein, um ihn selbst vor seinem eigenen Gericht zu verklagen. In seiner Angst bittet er:

Evchen! Ich flehe dich! Um alle Wunden!
Was ists, das ihr mir bringt? (I,195)

Kaum hat er jedoch von Eve erfahren, daß für ihn persönlich keine Gefahr der Entlarvung besteht, als er schon beginnt, das Mädchen mit unverschämten Drohungen einzuschüchtern. "Hör du, bei Gott, sei klug, ich rat es dir." (I,196) Flüsternd gibt er ihr erneut zu verstehen, daß es allein von seiner Unterschrift abhängt, ob die holländische Regierung ihren Verlobten als Soldaten nach Indien einschiffen würde, wo ihm ein schrecklicher Fiebertod gewiß sei, oder ob er bei Eve bleiben und sich seiner Gesundheit erfreuen könne. Mit zweideutigen Worten rät er ihr:

Sprich, Evchen, hörst du, sprich jetzt, Jungfer Evchen!
Gib Gotte, hörst du, Herzchen, gib, mein Seel,
Ihm und der Welt, gib ihm was von der Wahrheit.

Aber er warnt sie auch:

Ein Richter immer, weißt du, ist ein Richter,
Und einer braucht ihn heut, und einer morgen.
. . .
Sieh, Kind, nimm dich in acht, ich sag nichts weiter.
In Huisum, hols der Henker, glaubt dirs keiner,
Und keiner, Evchen, in den Niederlanden . . .
(I,214-215)

Als Angehörige des einfachen Volkes ist Eve dazu erzogen worden, zum Manne aufzuschauen, vor allem aber den Vertretern des Staates stets mit der nötigen Hochachtung zu begegnen. Wie Adam, so ist auch sie sich der Tatsache bewußt, daß sie es trotz ihrer Unschuld nicht wagen dürfte, eine Person in einer staatlichen Position öffentlich

bloßzustellen, selbst wenn es sich dabei nur um einen Dorfrichter handelt. Übermannt von ihrem Ärger über das scheinheilige Verhalten Adams, der sie zu einer für ihn vorteilhaften falschen Zeugenaussage zu zwingen versucht, läßt sie sich dazu hinreißen, ihn einen "Unverschämten," einen "Niederträchtigen" zu nennen. War er es doch selbst gewesen, der sich unter Vortäuschung falscher Tatsachen Zugang zu ihrer Schlafkammer verschafft und den Krug zerschlagen hatte. Statt aber der Bedeutung von Eves ärgerlichem Ausbruch nachzuforschen, wird sie von dem Gerichtsrat Walter selbst wegen ihrer ungebührlichen Rede zurechtgewiesen:

Jungfer!
Was untersteht Sie sich? Ist das mir der
Respekt, den Sie dem Richter schuldig ist?
(I,218)

Obwohl Kleist das Mädchen einerseits der List des Dorfrichters unterliegen läßt, so ist Eve andererseits die nötige Charakterfestigkeit gegeben, an der Wahrheit festzuhalten und eher den eigenen guten Ruf und die Liebe ihres Verlobten aufzuopfern, als das Leben Ruprechts zu gefährden. An Eve zeigt der Dichter also nicht nur die Gegebenheit beachtenswerter Anlagen einer Frau, sondern ebenfalls die Entfaltung dieser Anlagen, indem sie sich als weibliches Wesen in der Konfrontation mit einer brüchig gewordenen Gesellschaft zu seelischer Freiheit und Selbstverwirklichung durchzuringen vermag. Im Laufe der Verhandlung läßt der Dichter das Mädchen Schritt für Schritt Furcht und Respekt vor der Obrigkeit überwinden und schließlich durch die Aufdeckung der Schuld des Dorfrichters die wahren Umstände eingestehen. Zieht man also die vom Dichter besonders betonte Darstellung der Wirkungsfähigkeit und auch der Wirkungsmöglichkeit Eves in ihrer gesellschaftlichen Stellung in Betracht, dann muß die Vermutung Stahls, daß

Ruprecht und Eve den Einschüchterungsversuchen des Dorfrichters Adam wahrscheinlich erlegen wären, wenn der Gerichtsrat Walter der Verhandlung nicht beigewohnt hätte, als Irrtum abgelehnt werden. Stattdessen sollte das ungewöhnlich mutige Verhalten Eves als eine beachtenswerte und von Kleist beabsichtigte Tat anerkannt werden, die zugleich ihre eigene Ehre und die Achtung vor der Gesellschaftsklasse, die sie selbst repräsentiert, wieder herstellt.²⁸

Im Gegensatz zu Eves Empörung und Standhaftigkeit, die ihr schließlich zu ihrer Rechtfertigung verhelfen, wäre Littegarde von Auerstein in der Novelle Der Zweikampf hilflos und schuldlos dem Todesurteil verfallen, wenn nicht der Zufall die Aussage ihrer Zofe im rechten Augenblick hätte eintreffen lassen. Hier zeigt sich eindeutig die völlig rechtlose Position der unverheirateten oder verwitweten Frau, die wie Littegarde nach dem frühen Tode ihres Gemahls auf die Burg ihres Vaters zurückgekehrt war, um dort in größter Zurückgezogenheit zu leben. Dem Wunsch des Vaters, eine neue Ehe einzugehen, war sie mit Rücksicht auf ihre beiden Brüder nicht nachgekommen. Deutlich genug hatten diese ihr zu verstehen gegeben, daß sie auf die Hinterlassenschaft des schwesterlichen Vermögens rechneten. Zwar fehlte es Littegarde auch nicht an Bewerbern "aus den edelsten und begütertsten Geschlechtern des Landes." (II,235) Um jedoch "die Einigkeit des Hauses zu erhalten" (II,236), hatte sie sich dennoch entschlossen, auf ein eigenes Glück zu verzichten und dem Vorschlag eines der Brüder folgend als Äbtissin in ein Frauenstift einzutreten. Wollte sie nach dem Tode des Vaters ein untragbares Verhältnis mit den Brüdern vermeiden, so gab es für sie als Frau keine andere Möglichkeit. Von ihr als weiblichem Wesen erwartete man

die Zurückstellung eigener Wünsche. Sie hatte daher einen formellen Abschiedsbrief an Friedrich von Trota gesandt, dessen Wunsch es gewesen war, sie zu heiraten. Jedoch all ihre Bemühungen um Frieden und Einigkeit sollten sich in dieser "gebrechlichen Welt" als nutzlos erweisen. Vom Dichter wird ihr ein Schicksal auferlegt, das sie--ähnlich wie die Marquise von O . . .--zur Zielscheibe entwürdigender Beleidigungen und rücksichtsloser Anklagen der Gesellschaft werden läßt, das ebenfalls die Fragwürdigkeit eines angerufenen Gottesurteils herstellt.

Wie schwierig die Rechtslage für die alleinstehende Frau war, die ihre Position innerhalb der Gesellschaft des Feudalsystems am Ende des vierzehnten Jahrhunderts behaupten mußte, weiß Kleist ebenfalls an der Gestalt der Regentin des Landes in derselben Novelle aufzuzeigen. An dieser Stelle liegt die Versuchung nahe, jenen Kritikern wie Heptner und Blankenagel beizupflichten, die Kleist als Vorkämpfer für die Rechte der Frau bezeichnen.²⁹ Man könnte den Eindruck gewinnen, der Dichter spreche einer Frau keineswegs die Befähigung ab, dieselbe Position wie ein Mann auszufüllen. Die vom Kaiser genehmigte Einsetzung der ehemaligen Gräfin Katharina von Heersbruck als Regentin des Landes nach dem Ableben ihres Gemahls, des Herzogs Wilhelm von Breysach, scheint auf eine derartige Ansicht hinzudeuten. Dabei wird hervorgehoben, daß diese Heirat ursprünglich als unstandesgemäß gegolten hatte, so daß die Verbindung zunächst geheimgehalten wurde. Ein Lob spricht man der amtierenden Regentin aus ob ihrer Zurückhaltung in der Ausübung des ungewohnten Amtes. Man achtet vor allem ihren Edelmut und die weisen Entscheidungen in der Untersuchung des Mordes an dem Herzog. Es erweist sich also, daß selbst eine Frau ohne spezielle Ausbildung, ohne

besondere Vorbereitung für diese Position, dennoch die Fähigkeiten besitzt, die ihr übertragenen Regierungspflichten mit gutem Einfühlungsvermögen und großem Geschick zu erfüllen. Da dieser Teil der Novelle dem Dichter jedoch lediglich als Kulisse für die Darstellung des Geschicks von Littegarde dient, muß der Gedanke abgewiesen werden, daß es Kleist hier etwa um die Beseitigung von Standesunterschieden innerhalb der Adelsklasse ging, ebenfalls, daß er die Frage der Gleichberechtigung für die Frau behandeln wollte. Vor allem die Briefe an seine Schwester Ulrike und auch an Wilhelmine von Zenge lassen deutlich genug erscheinen, daß die Frau seiner Ansicht nach dem Manne untertan ist, daß sie im öffentlichen Leben über keinen Einfluß verfügt.

Daß das Recht stets auf der Seite des Mannes, nur selten auf der Seite der Frau zu stehen scheint, läßt die Situation Littegardes deutlich genug erkennen. Obwohl die Untersuchungen über den Mord an dem Herzog von Breysach ergeben haben, daß der tödliche Pfeil aus der Rüstkammer des Halbbruders des Ermordeten stammt, hält man den Grafen Jakob den Rotbart dennoch einer so ruchlosen Tat nicht für fähig. Die vorgetäuschte friedvolle Anerkennung seiner Ausschließung von der Thronfolge, die Großzügigkeit in der Ablehnung ihm angetragener Ämter und Würden durch die Regentin bringen ihm nur Anerkennung und noch größere Verehrung ein, als daß sein Verhalten Mißtrauen erweckt. Man vergibt ihm sogar, daß er Littegarde mit seinem Bekenntnis vor der Gesellschaft bloßstellt, die Mordnacht gemeinsam mit ihr verbracht zu haben. Der vorgewiesene Ring, ein Ring ihres verstorbenen Gemahls, scheint allerdings die Richtigkeit dieser Aussage zu bestätigen.

Die benachteiligte Position der Frau innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft zeigt sich dagegen eindeutig an der Situation von

Littegarde. Kaum ist der Vater dem Schlag über jene "Anzeige von der Schande seiner Tochter" (II,236) erlegen, die heimliche Geliebte des Grafen Rotbart zu sein, als die Brüder, deren Gewalt sie nach dem Tode des Vaters unterstellt ist, die günstige Gelegenheit ergreifen, sich der unbequemen Schwester zu entledigen. Ohne ihre Unschuld auch nur in Betracht zu ziehen, ohne ihr die Gelegenheit zu einem Wort der Verteidigung zu bieten, wird sie nicht nur des anstößigen Lebenswandels bezichtigt, sondern auch des Mordes an ihrem Vater beschuldigt. In unbeherrschter Wut schreckt der Bruder nicht einmal davor zurück, seine eigene Frau zu mißhandeln, die sich ihm mit der Bitte um Menschlichkeit in seinen Weg stellt. Rücksichtslos wird Littegarde noch während derselben Nacht wie eine Verbrecherin aus dem väterlichen Schloß verwiesen.

Was aber hätte man in dem Verhalten Littegardes als Verbrechen bezeichnen können? Daß es bewiesen scheint, sie hatte eine Nacht mit einem Liebhaber verbracht? Schon vor dem Mord an dem Herzog hatte der Graf stets ohne Bedenken damit geprahlt, daß "er die Weiber der angrenzenden Edelleute" (II,230) liebe. In dem Bestreben, sich von der Verdächtigung des Brudermordes reinzuwaschen, ist ihm jedes Mittel recht. Die Tatsache, daß der Mordfeil seiner Rüstkammer entstammt, findet dagegen keine Erwähnung mehr. Man akzeptiert seine Aussage, für diese Sachlage keine Erklärung geben zu können. Durch den Brief ihrer habgierigen Brüder an das Tribunal aber wird Littegarde als "überwiesene Verbrecherin" gestempelt und der Verfolgung durch das Gesetz preisgegeben.

Die junge Frau war also nicht nur den wiederholten anstößigen Annäherungsversuchen durch den Grafen Jakob ausgesetzt gewesen, sondern

sie findet sich plötzlich als Opfer eines Irrtums völlig entehrt und entwürdigt vor den Augen der Gesellschaft stehen, obwohl sie denselben Grafen jederzeit eindeutig genug abgewiesen hatte. Keine Möglichkeit wird ihr als Frau geboten, vor Gericht ihre Unschuld zu verteidigen, wie es dem Grafen als Mann mit seiner Aussage gestattet wird. Allerdings steht der Graf wegen Mordes vor dem Tribunal, sie nur ihres angeblich sittenlosen Lebenswandels wegen. Durch den verleumderischen Brief ihrer Brüder ist sie somit als hilflos Abhängige von den männlichen Mitgliedern der Familie dem konventionellen Urteil der Gesellschaft rücksichtslos ausgeliefert. Die Brüder gehen selbst so weit, "zur Ehrenrettung der durch sie beleidigten Familie" zu fordern, "ihren Namen aus der Geschlechtstafel des Bredaschen Hauses" ausstreichen zu dürfen und Littegarde "zur Strafe wegen so unerhörter Vergehungen, aller Ansprüche auf die Verlassenschaft des edlen Vaters, den ihre Schande ins Grab gestürzt, für verlustig" (II,241) erklären zu können. Obwohl die Richter darauf hinweisen, daß sie in dieser privaten Angelegenheit keine Entscheidungsgewalt besitzen, wird der verleumderische Brief dennoch zum Anlaß dafür, daß man die Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Aussage des Grafen für restlos beseitigt hält und beschließt, "die Klage, die wegen Ermordung des Herzogs über ihn schwebte, sofort aufzuheben." (II,241-242)

Als einziges aktives Handeln in der sonst vorwiegend passiven Verhaltensweise Littegardes könnte man die Tatsache bezeichnen, daß sie sich zwecks Hilfe und Unterstützung an den einzigen Mann wendet, der ihr in seiner Liebe und Freundschaft stets ergeben gewesen war und sie auch in dieser schwierigen Lage nicht verläßt, an Friedrich von Trota. Nur seinem mutigen Eintreten für die geliebte Frau, seinem unbedingten

Glauben an ihre Unschuld trotz der Entscheidung des Zweikampfes gegen ihn, ist es zu verdanken, daß selbst die Zweideutigkeit des angerufenen Gottesurteils ans Tageslicht gebracht wird. Der positive Ausblick für die Zukunft der Menschheit wird durch die Entscheidung des Kaisers angezeigt, nicht länger auf die Unfehlbarkeit des Gottesurteils zu vertrauen, sondern den "Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfs" die Worte beizufügen: "wenn es Gottes Wille ist." (II,261) Damit scheint die These erwiesen, daß der Dichter eine bessere Welt für die gesamte menschliche Gesellschaft, für Mann und Frau, für möglich hielt.

Eine bessere Welt hatte sich jedoch für die Rechtslage der Frau bis ins achtzehnte Jahrhundert noch nicht eingestellt, wie das Schicksal Babekans in der Verlobung in St. Domingo es beweist. Selbst die Tatsache, daß die Mulattin eine weitläufige Verwandte der ersten Frau des Pflanzungsbesitzers Guillaume von Villeneuve ist, bedeutet für Babekan keine Hilfe. Während eines Aufenthalts mit ihrer Herrin in Paris war sie schwanger geworden und hatte eine Tochter zur Welt gebracht. Mutig hatte sie vor Gericht die Anerkennung der Vaterschaft verlangt. Der Marseiller Kaufmann Bertrand hatte jedoch die Vaterschaft zu diesem Kinde abgeleugnet, wahrscheinlich "aus Scham vor einer jungen reichen Braut, die er heiraten wollte . . ." (II,169). Als Mann scheint er nur seinen eigenen Vorteil im Auge gehabt zu haben, und es ist anzunehmen, daß eine Vaterschaftsanerkennung den ehrgeizigen und aufwärtsstrebenden Geschäftsmann sowohl im wirtschaftlichen als auch in seinem gesellschaftlichen Erfolg behindert hätte. Die junge Mulattin aber in ihrer rechtlosen Situation als Frau und Leibeigene wurde von ihrem Herrn zusätzlich mit sechzig Peitschenhieben bestraft, eine körperliche Züchtigung, die sich als lebenslänglicher Schaden auf ihre Gesundheit auswirkte.

3.3. Gesellschaftskritik

Mut zu einer beachtenswerten Tat zeigt ebenfalls die verwitwete Marquise von O..., die als "Dame von vortrefflichem Ruf, und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern" einen "so sonderbaren, den Spott der Welt reizenden Schritt" unternimmt, durch ein Zeitungsinserat in den "Intelligenzblättern von M..." (II,127) den Vater des Kindes, "das sie gebären würde," ausfindig zu machen. Sie behauptet, "ohne ihr Wissen in andre Umstände gekommen" zu sein, daß sie aber "aus Familienrück-sichten entschlossen wäre, ihn zu heiraten." (II,104) Durch diese ungewöhnliche Ankündigung am Anfang der Novelle verhindert der Dichter, daß der Leser--wie die Umwelt der Marquise--sogleich ein verdammendes Urteil über diese Dame fällt. Er läßt vielmehr die Tatsache deutlich werden, daß eine derartig ungewöhnliche Verhaltensweise nur durch äußerst ungewöhnliche Umstände hervorgerufen sein kann.

Es handelt sich tatsächlich um einen Schritt, zu dem sich die Marquise erst nach vielseitigen Erwägungen entschließen kann, einen Schritt, zu dem sie durch die Einstellung der Gesellschaft gezwungen wird. Wohl ist ihr durch die Überzeugung ihrer eigenen Unschuld und die Bewußtheit ihrer stets tugendhaften Lebensweise die Kraft gegeben, sich mit der für sie selbst unfaßbaren Tatsache ihrer nicht wegzuleugnenden Schwangerschaft abzufinden. Die gesellschaftliche Umwelt der jungen Frau ist jedoch nicht bereit, ihre Unschuldsbeschwörungen zu akzeptieren, da sie keine Erklärung für diesen unbegreiflichen Zustand zu geben vermag.

Der um derartige Vorkommnisse wissende Doktor meint, ihr "die letzten Gründe der Dinge" nicht erklären zu brauchen. (II,120) Die herbeigerufene Hebamme behauptet, "daß sich der muntere Korsar, der zur

Nachtzeit gelandet, schon finden würde." (II,124) Die Eltern der Marquise aber sind erschüttert: "Ein reines Bewußtsein und eine Hebamme!" (II,122) Obwohl sie ihre Tochter als das Muster eines tugendhaften Menschen zu kennen glauben, scheinen plötzlich alle Beweise gegen diese Überzeugung zu sprechen. Unfähig, der Aufrichtigkeit der Marquise weiterhin trauen zu können, siegt bei den Eltern die Entrüstung, wenn auch die Tochter "mit jammernder Stimme, alle Heiligen zu Zeugen ihrer Unschuld" (II,125) anfleht. Verzweifelt ist sie "über den Irrtum" der Eltern, "über die Ungerechtigkeit, zu welcher diese vortrefflichen Menschen verführt wurden . . ." (II,125). Doch der Einfluß gesellschaftlicher Konventionen erweist sich als zu stark. Der Spiegel, in dem die Eltern das Bild ihrer Tochter erblicken, ist ohne ihr Wissen "schief und schmutzig." (II,628) In der Beschränkung ihrer Erkenntnismöglichkeit glauben sie, sich an die Tatsache der Schwangerschaft halten zu müssen. Die Mutter wäre vielleicht noch willens gewesen, das Vergehen selbst zu akzeptieren, hätte die Marquise ihrerseits sich nicht geweigert, ihren Fehltritt einzugestehen. Wer könnte ihr aber "unter so unerhörten Umständen, Vertrauen schenken?" (II,135-136) Darum erklärt die Mutter:

Ein Fehltritt, so unsäglich er mich schmerzen würde, er ließe sich, und ich müßte ihn zuletzt verzeihn; doch wenn du, um einem mütterlichen Verweis auszuweichen, ein Märchen von der Umwälzung der Weltordnung ersinnen, und gotteslästerliche Schwüre häufen könntest, um es meinem, dir nur allzugerngläubigen, Herzen aufzubürden: so wäre das schändlich; ich würde dir niemals wieder gut werden.

(II,122)

Es wird der Tochter nicht nur verweigert, das Wochenlager im Elternhaus aufzuschlagen. Tiefste Entrüstung verleitet den Vater sogar zu dem extremen Schritt, die Marquise unter Bedrohung mit der Waffe aus

dem Haus zu weisen und der Lasterhaften durch den Bruder ihre eigenen Kinder abzufordern. Daraufhin flieht die Marquise mit ihren Kindern aus der Mitte der menschlichen Gesellschaft, aus der Bequemlichkeit des Stadtlebens in die Einsamkeit. In der natürlichen Umgebung ihres Landsitzes ist es ihr wieder möglich, klarer zu denken und eine Entscheidung über die Zukunft zu treffen.

Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich, als sie im Freien war, sie küßte häufig die Kinder, diese ihre liebe Beute, und mit großer Selbstzufriedenheit gedachte sie, welch einen Sieg sie, durch die Kraft ihres schuldfreien Bewußtseins, über ihren Bruder davon getragen hatte. Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, daß sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle . . .

(II,126)

Die Kritik des Dichters an dem Verhalten der Eltern, die unerschütterlich an den Normen der Gesellschaft festhalten, läßt sich nicht übersehen. Es gelingt Kleist in dieser Novelle, nicht nur an den Eltern, sondern auch an der Marquise aufzuzeigen, daß der Mensch in seinem Erdenleben mit Blindheit geschlagen ist. Statt mit Hilfe einer Überprüfung der Dauer dieser Schwangerschaft eine Klärung herbeizuführen, die nicht nur durch die treffende Bemerkung der Hebamme, sondern auch durch das ungewöhnliche Verhalten des russischen Grafen angedeutet wird, hält man an dem konventionellen Denken der Gesellschaft fest. Der Heiratsantrag des Grafen muß vorerst abgewiesen werden, da die Marquise einen Schwur getan hat, sich nicht wieder zu verheiraten. Außerdem gehört es zum guten Ton, daß man den jungen Mann erst genauer kennenlernen muß. Gemügend Zeit muß ebenfalls zur Verfügung stehen, die nötigen Erkundigungen über den Grafen und seinen bisherigen Lebenswandel einzuholen. "Alle kamen darin überein, daß sein Betragen

sehr sonderbar sei, und daß der Damenherzen durch Anlauf, wie Festungen, zu erobern gewohnt scheine." (II,114) Mit der Anpassung an die gesellschaftlichen Konventionen meint man zugleich, die männliche Leidenschaft des Grafen bis zu einem akzeptablen Grade zügeln zu können.

Genauso wie man von der Tatsache der Schwangerschaft darauf schließt, daß die Marquise im Geheimen ein lasterhaftes Leben geführt haben müsse, genauso ist man davon überzeugt, daß der Graf einen untadeligen Lebenswandel aufweisen könne, da er bei dem Ansturm auf das Fort so viele vortreffliche Eigenschaften entwickelt hatte. (II,118) Es wäre niemand in den Sinn gekommen, daß in beiden Fällen gerade das Gegenteil den wirklichen Tatsachen entsprechen könnte. Erst der äußerst ungewöhnliche Schritt, den der Dichter die Marquise tun läßt, nämlich den Vater des zu gebärenden Kindes durch ein Zeitungsinserat zu suchen, führt eine Änderung in der Denkweise herbei. Natürlich hat die Annonce zunächst die zu erwartende schockierende Wirkung auf die Familienmitglieder. Dann veranlaßt jedoch das Inserat vor allem die Mutter, der Aufrichtigkeit ihrer Tochter erneut Glauben zu schenken.

Die Marquise selbst aber findet den Mut zu dieser Zeitungsannonce, weil sie durch die eigene Erfahrung des Ausgestoßenseins zu der Erkenntnis gelangt, daß auch ihr Kind nach seiner Geburt als "ein Schandfleck in der bürgerlichen Gesellschaft" gelten würde. Allein um dem Kinde zu dem Namen seines Vaters zu verhelfen, ist sie willens, diesen zu heiraten, obwohl sie sonst mit ihm nichts zu tun haben wünscht. Trotz ihres unerklärbaren Schicksals zeigt also auch die Marquise ihre Gebundenheit an eine konventionelle Denkweise, da sie meint, daß der Vater ihres Kindes "zum Auswurf seiner Gattung gehören müsse," daß

er "nur aus dem zertretensten und unflätigsten Schlamm derselben, hervorgegangen sein könne." (II,127) Um dem Kind zu helfen, ist sie bereit, die Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft wieder aufzunehmen. Die Wichtigkeit einer legitimen Geburt wird damit ganz besonders hervorgehoben.

Von dem Standpunkt des zwanzigsten Jahrhunderts aus betrachtet erscheint es kaum glaublich, daß der russische Graf sich mit den Bedingungen jenes Heiratsvertrages einverstanden erklären würde, "in welchem dieser auf alle Rechte eines Gemahls Verzicht tat, dagegen sich zu allen Pflichten, die man von ihm fordern würde," (II,142) bereit erklärt. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts jedoch war ein Heiratsvertrag oder Abkommen, von den Eltern des Mädchens abgefaßt, nichts Außergewöhnliches. Kleist selbst hat in seinem Verhältnis zu Wilhelmine von Zenge gezeigt, wie sehr er von gesellschaftlichen Konventionen abhängig war. Ohne den entscheidenden Brief an die Eltern des Mädchens hätte er dem guten Ruf Wilhelmines schaden können, ein Ruf, der ihm "doch teurer ist als alles in der Welt." (II,500-501) "Vor Ihnen zu stehen, und nicht sprechen zu dürfen," schrieb er an das Mädchen, "weil andere diese Sprache nicht hören sollen, Ihre Hand in der meinigen zu halten und nicht sprechen zu dürfen, weil ich mich [sic] diese Sprache gegen Sie nicht erlauben will, ist eine Qual, die ich aufheben will und muß. Ich will es daher erfahren, ob ich Sie mit Recht lieben darf, oder gar nicht." (II,500) Erst nachdem die Eltern des Mädchens sich mit der Verbindung einverstanden erklärt hatten, war seine Liebe zu Wilhelmine ihren "würdigen Eltern" gegenüber kein Betrug mehr.

Auch in seiner Beurteilung der Berliner Gesellschaft zeigt es sich immer wieder, wie sehr Kleist einerseits selbst Wert darauf legte, daß

man die Form wahrte, während er andererseits das gesellschaftliche Leben in der preußischen Hauptstadt verurteilte. So schrieb er an Wilhelmine:

Aber, unter uns gesagt, je öfter ich Berlin sehe, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, so wie alle Residenzen und Hauptstädte kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menschen sind hier zu zierlich, um wahr, zu gewitzigt, um offen zu sein. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich in ein so vielfaches eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen. (II,517)

Immer wieder fühlte der Dichter sich in die Lage gedrängt, sein Verhalten den Erwartungen seiner Umgebung anpassen zu müssen. Nur mit Widerstreben akzeptierte er jene Empfehlungsschreiben, die ihm für das Studium in der Hauptstadt Frankreichs mitgegeben wurden. Meinte er doch, dort demselben Kreis von "kalten, trocknen, einseitigen Menschen" ausgesetzt zu sein, "in deren Gesellschaft" er sich "nie wohl befand." (II,643) Kleist fühlte sich also von der Berliner Gesellschaft, der er selbst angehörte, in keiner Weise angezogen.

Die Notwendigkeit, eine Rolle zu spielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Gesellschaft lästig, und froh kann ich nur in meiner eignen Gesellschaft sein, weil ich da ganz wahr sein darf. Das darf man unter Menschen nicht sein, und keiner ist es-- (II,628)

Geradezu abgestoßen fühlte er sich aber später von der französischen Gesellschaft, die ihm im Gegensatz zu Berlin nicht die in Preußen übliche Hochachtung als Offizier, selbst als ehemaliger Offizier, entgegenbrachte.³⁰ So berichtete er an Luise von Zeng:

Von allen Gesellschaften, die man hier du ton nennt, sind die französischen Helden ausgeschlossen--warum? Weil sie nicht artig genug sind. Denn dem Franzosen ist es nicht genug, daß ein Mensch eine große, starke, erhabene Seele zeige, er will auch, daß er sich zierlich betrage, und ein Offizier möge eine Tat begangen haben, die Bayards oder Turennes würdig wäre, so ist das hinreichend, von ihm zu sprechen, ihn zu loben und zu rühmen, nicht aber mit ihm in Gesellschaften zu sein. (II,688)

Das Gefühl, daß er sich "in irgend ein konventionelles Verhältnis der Welt" (II,692) nicht hineinpassen könnte, wurde immer stärker in Kleist. Da aber ein übermächtiger Ehrgeiz ihn ebenso dazu veranlaßte, den Anforderungen des gesellschaftlichen Urteils entsprechend zu handeln, da er selbst zugab, daß man ihn wegen seiner "Abhängigkeit von dem Urteile anderer, schwach nennen" (II,693) könne, war diese Bewertung für ihn offenbar dennoch von großer Wichtigkeit. In seinem Abschiedsbrief aus der Schweiz informierte er Wilhelmine von Zenge darüber:

Ich werde wahrscheinlicher Weise niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt Ehrgeiz. Es ist nur ein einziger Fall in welchem ich zurückkehre, wenn ich der Erwartung der Menschen, die ich törichter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt habe, entsprechen kann. Der Fall ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Kurz, kann ich nicht mit Ruhm im Vaterlande erscheinen, geschieht es nie. Das ist entschieden, wie die Natur meiner Seele.
(II,726)

Obwohl in späteren Jahren eine leichte Milderung in Kleists Einstellung zur Gesellschaft seiner Epoche eintrat, zeigt sich doch in seiner Dichtung eine erhebliche Gesellschaftskritik, so unauffällig diese auch manchmal ins Werk eingefügt sein mag.

In seiner Untersuchung über den Kleistschen Erzähler und den Bedeutungsgehalt des Werkes hebt Wolfgang Kayser hervor, daß dieser Erzähler wohl vorhanden sei, sich jedoch äußerst selten mit einer direkten Bemerkung an den Leser wende. So entstehe der Eindruck, etwas wirklich Vorgefallenes werde berichtet. Trotz dieser scheinbaren Beschränkung auf das rein Faktische in der Erzählweise lasse sich dennoch die Tatsache der wertenden Stellungnahme nicht übersehen, mit

der der Erzähler, und damit der Dichter, das Werk begleite. Über dieses Wertes des Erzählers führt Kayser aus:

Damit hebt er sich nun aber doch, wie es scheint, recht deutlich heraus, und vor allem: damit erwirbt er unser Vertrauen: denn nun haben wir die Gewißheit, daß er das Ganze überschaut, daß er den Sinn davon erfaßt hat und uns übermitteln wird, daß wir uns ihm anvertrauen können.³¹

Zwar weist Kayser ebenso darauf hin, daß diese wertenden Bemerkungen keineswegs einen festen Beurteilungsstandpunkt des Erzählers erkennen ließen. Sie repräsentierten jedoch gerade in ihrer typischen Stileigenheit, nämlich in ihrer Paradoxie, den echten Kleist. "Das sind die Phänomene, die diesen Erzähler reizen: wo wir vor dem Doppelantlitz der Wirklichkeit in Verwirrung geraten." Und Kayser betont, daß eine derartige Doppelgesichtigkeit das Wertes keineswegs entwertet oder gar eine beurteilende Stellungnahme zur Welt unmöglich mache. "Eher im Gegenteil: dieser Erzähler wertet dauernd, er kann gar nicht anders, und wir sollen es mit ihm tun."³² Ein derartiges Doppelantlitz der Wirklichkeit zeigt sich ganz besonders im Erdbeben in Chili, wo der Dichter trotz fehlender gesellschaftskritischer Bemerkungen, die sich direkt an den Leser richten, seine wertende Einstellung verspüren läßt.

3.4. Standes- und Rassenunterschiede

Ausgangspunkt jenes grausamen Schicksals, das sich an dem jungen Liebespaar und einem unschuldigen Kind vollzieht, ist der Standesunterschied zwischen der einzigen Tochter des reichen Don Asteron und ihrem ehemaligen Hauslehrer, dem jungen Spanier Jeronimo Rugera. Was den jungen Leuten als größtes Liebesglück erscheint, wird von der Familie des Mädchens als eine Abweichung von der gesellschaftlich anerkannten Norm betrachtet und verurteilt. Der Vater als Patriarch der Familie trifft die Entscheidung, das Mädchen zur Strafe in dem Karmeliterkloster

unterzubringen, natürlich unterstützt "durch die hämische Aufmerksamkeit" eines "stolzen" Bruders. Lorenz führt dazu aus:

Die Unmündigkeit der Frau in der Familie wird durch Josephens Verbannung ins Kloster . . . demonstriert. Klassenunterschiede werden nach Geburt und Besitz begründet und durch die Normierung des Geschlechtslebens der Frau gewahrt. Menschen, die wie Jeronimo und Josephe dagegen verstoßen . . . können durch väterliche Gewalt getrennt werden.³³

Obwohl Kuoni mit Recht darauf hinweist, daß im Erdbeben in Chili männliche und weibliche Individuen vom Dichter einander keineswegs als "symbolisch bedeutungsvoll" gegenübergestellt wurden, so läßt sich die Tatsache der verschiedenartigen Behandlung von Frau und Mann in dieser Angelegenheit nicht übersehen.³⁴ Natürlich ist es Josephe, die mit ihrer Niederkunft auf den Stufen der Kathedrale während der feierlichen Fronleichnamsprozession die Gesellschaft schockiert. Die menschliche Verderbtheit, die hier als Herausforderung an die Moral der Gesellschaft gewertet wird, findet "auf Befehl des Erzbischofs" die schärfste Bestrafung. "Man sprach in der Stadt mit einer so großen Erbitterung von diesem Skandal" (II,144), so daß der Feuertod, zu dem Josephe verurteilt wurde, den frommen Matronen und Jungfrauen der Stadt als einzig gerechte Strafe erschien. Große Entrüstung ruft daher die Entscheidung des Vizekönigs hervor, der den Feuertod in eine Enthauptung umändert. Obwohl Kleist oder an seiner Stelle der Erzähler auch hier seine Darstellung auf das rein Faktische beschränkt, so ist die Tatsache der wertenden Stellungnahme, der enthaltenen Gesellschaftskritik, wiederum deutlich erkennbar, wenn er berichtet:

Man vermietete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab, und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiele, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen.

(II,145)

Jeronimo dagegen befindet sich wohl im Gefängnis; von einem Prozeß gegen ihn ist aber keine Rede, obgleich er eigentlich als Mitschuldiger betrachtet werden müßte. Verurteilt wird allein das Mädchen. Lorenz führt dazu aus:

Wenn sich Jeronimo auch im Gefängnis befindet, so hat doch Josephe stärker an den Grundfesten der patriarchalischen Gesellschaft gerüttelt. Als Tochter und heiratsfähiger Artikel ist sie für die Familie wie für das weiterreichende Sozialgefüge nur als Jungfrau von Wert, wobei die Reinheit der Gefühle wenig bedeutet. Jeronimo ist als Mann und potentieller Patriarch noch immer für Staat und Familie brauchbar und höchstens einer Sachbeschädigung schuldig, da seine "Tugend" nicht auf Keuschheit beruht. Erst als das Erdbeben von der kirchlichen Autorität als Zeichen der göttlichen Rache interpretiert wird, besteth [sic] ein Grund, ihn als Mitsünder zu ermorden.³⁵

Daß es zu der angesetzten Enthauptung nicht kommt, daß den Liebenden und ihrem neugeborenen Sohn ein erneutes Zusammentreffen ermöglicht wird, verdanken Josephe und Jeronimo dem einsetzenden Erdbeben. Statt des erwarteten Todes dürfen sie ein beseligendes Glück in einer paradiesischen Umgebung genießen; und sie "waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden!" (II,150)

Die Werte, zu deren Erhaltung Josephe im ersten Teil der Novelle zum Tode verurteilt wird--die patriarchalische Normierung des sexuellen Verhaltens und die Wahrung des privaten Besitzes--haben nach dem Eintreten des Erdbebens keine Bedeutung mehr.³⁶ Es scheint, als hätte die Naturkatastrophe mit der Zerstörung irdischer Güter die Menschen zur Selbstbesinnung geführt, so daß "der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn" vermochte. (II,152) Die Standesunterschiede treten völlig in den Hintergrund. Man tut Gutes und nimmt barmherzige Handlungen mit dankbarem Herzen entgegen. "Es war, als ob die Gemüter,

seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären." (II,151) Eine paradiesische Nächstenliebe schien die Überlebenden zu vereinen.

Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hülfe reichen, von dem, was sie zur Erhaltung ihres Lebens gerettet haben mochten, freudig mitteilen, als ob das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu einer Familie gemacht hätte. (II,152)

Die momentane Aufhebung der ständischen Schranken, die heldenhaften Taten der Nächstenliebe, lassen nach Kuonis Ansicht eine starke Beeinflussung durch Rousseaus Schriften erkennen. Natur und Gesellschaft sind in einem scharfen Schwarzweißkontrast einander gegenübergestellt. Kuoni behauptet, hier

. . . ist die Gesellschaft mit ihrem öffentlichen Recht, der kirchlichen Religiosität und dem allgemeinen sittlichen Urteil v ö l l i g negativ bewertet als willkürliche Emanzipation der selbtherrlichen Ratio vom Urgesetz der Natur. Diese wird, in Menschenschicksal übersetzt, durch die unwillkürliche und unmittelbare Neigung zweier junger Menschen verkörpert. Sie ist sittlich, indem die Liebenden sie als unbedingt und ewig anerkennen und für sie zu jedem Opfer bereit sind.³⁷

Die Liebe zu einem Mann eines niederen Standes, die Geburt ihres Kindes am Fronleichnamstag auf der Domtreppe, dies sind die Vergehen, deren man Josephe beschuldigen kann. Die deutlich werdende Ironie des Dichters erfährt eine Steigerung in der Aufforderung Don Fernandos an die junge Mutter, seinen hungrigen Sohn wie ihr eigenes Kind zu nähren, weil seine verletzte Frau dazu nicht in der Lage sei. Und Josephe betont: "in diesen schrecklichen Zeiten weigert sich niemand, von dem, was er besitzen mag, mitzuteilen." (II,150) Auf diese Weise finden die am Tage zuvor noch Ausgestoßenen erneut Aufnahme in eine Gesellschaft,

die sie vor wenigen Stunden noch auf dem Weg zur Richtstätte mit hämischen Blicken hatte verfolgen wollen. Allerdings gehört Donna Elisabeth zu jenen, die sich geweigert hatten, dem Schauspiel beizuwohnen.

Während das Erdbeben für Josephe eine Wohltat des Himmels bedeutet, so erscheint es in der Predigt des Chorherrn als Strafe Gottes für das "Sittenverderbnis der Stadt." (II,155) War Josephe zuvor von der Tatsache gerührt gewesen, daß soviel Unglück über die Welt kommen mußte, damit ihr soviel Glück beschert werden konnte (II,150), so dient die Umkehrung dieses Gedankens der ruchlosen Menschenhorde als Anklage: wieviel Elend war durch das persönliche Glück der jungen Leute über die Welt gekommen! Dasselbe Erdbeben also, das den Liebenden als ein Wunder des Himmels erscheint war, wird von der im Tempel versammelten Christengemeinde als göttliche Strafe für das sittenlose Klosterleben betrachtet. Mit Recht hebt darum Walter Silz hervor, wie barmherzig sich eine leidende Gesellschaft zeigt, während eine gerettete Menschheit in ihrem Handeln von Erbarmungslosigkeit geleitet wird.³⁸

Standesunterschiede spielen jedoch nicht allein im Erdbeben in Chili eine wichtige Rolle. Im Bettelweib von Locarno wird eine hilflose alte Frau durch die Hartherzigkeit des Marchese in den Tod getrieben. Elisabeth Kohlhaas muß ihren Versuch, sich dem kurfürstlichen Landesherrn mit einer Bittschrift in der Sache ihres Mannes gegen die Herren von Tronka zu nähern, mit ihrem Leben bezahlen. Der Graf vom Strahl kann es sich trotz der außergewöhnlichen Vorzüge Käthchens nicht vorstellen, daß sie die auserwählte Braut, die angekündigte Tochter des Kaisers sein könnte, da sie seiner Gesellschaftsklasse nicht angehört. Neben Klassenunterschieden steht die Verschiedenheit der Rassen ganz besonders im Mittelpunkt der Novelle Die Verlobung in St. Domingo.

Als ein Beispiel der Tyrannei der weißen Rasse erfährt der Leser von dem Schicksal der Mulattin Babekan, die von ihrem Herrn dem Neger Congo Hoango "an Weibes Statt" gegeben wurde, weil dieser nach dem Tode seiner ersten Frau nicht mehr heiraten wollte. Gustav seinerseits weiß mit Schauern von der Tat eines jungen Mädchens "vom Stamm der Negern" zu erzählen, das von seinem Herrn als Sklavin verkauft wurde, weil es sich dessen "Wünschen nicht willfährig gezeigt hatte." Als die Empörung der Schwarzen aufloderte, lag dieses Mädchen an einer ansteckenden tödlichen Krankheit darnieder, lud jedoch ihren früheren Herrn zu sich ein, der sich gerade auf der Flucht in der Nähe befand, um ihm nach vielen Liebkosungen und Zärtlichkeiten ins Gesicht schleudern zu können: "eine Pestkranke, die den Tod in der Brust trägt, hast du geküßt: geh und gib das gelbe Fieber allen denen, die dir gleichen!" (II,170) Und Gustav fügt hinzu, "daß, nach dem Gefühl seiner Seele, keine Tyrannei, die die Weißen je verübt, einen Verrat, so niederträchtig und abscheulich, rechtfertigen könnte." (II,170-171) Er ahnt nicht, daß Babekans Tochter Toni, die fünfzehnjährige Mestize, die ihn begrüßt hatte, "wegen ihrer ins Gelbliche gehenden Gesichtsfarbe" von ihrer Mutter zu der List gebraucht wird, jenen "weißen Hunden", den Angehörigen der weißen Rasse, listig Unterkunft und Hilfe anzubieten und sie festzuhalten, bis Congo Hoango mit seinem Negertrupp heimkehrt und die Betrogenen ermordet. (II,161)

Der Tyrannei der weißen Rasse in der Sklavenhaltung wird hier vom Dichter die Rache der Unterdrückten nach der Befreiung durch den Nationalkonvent gegenübergestellt. Kleists Kritik an dem Verhalten der Weißen läßt sich nicht übersehen. Als tragisch erweist sich dieser Rassenunterschied insbesondere im Verhältnis zwischen Toni und Gustav.

Toni ist gewillt, kraft ihrer ersten aufblühenden Liebe dem geliebten Mann alles aufzuopfern, was sie zu bieten hat. Gustav dagegen ist trotz der Erfahrung mit seiner Verlobten, die auf der Guillotine starb, um sein Leben zu retten, nicht in der Lage, die Hintergründe für Tonis Handeln zu erkennen. Genauso hatte er damals bei dem Opfer Marianes "den Inbegriff aller Güte und Vortrefflichkeit erst mit ihrem Tode" (II,174) durchschaut. Zu sehr in den gegenwärtigen Ereignissen des Rassenkampfes verhaftet, vermag er an Tonis Aufrichtigkeit nicht zu glauben und erschießt das Mädchen, das sich bemüht, einen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage für sie beide zu finden. Für Toni dagegen bedeutet die Situation, eine Wahl treffen zu müssen zwischen ihrer Liebe zu einem Weißen und dem Gehorsam der eigenen Mutter und somit der schwarzen Rasse gegenüber. Als Frau besitzt Toni jedoch die Fähigkeit, sich trotz ihres jugendlichen Alters in der Konfrontation zu behaupten, der sie sich plötzlich ausgesetzt sieht. Gustavs Unfähigkeit dagegen, ihr zu vertrauen, verhindert die Erreichung ihres gesteckten Zieles, die Gegensätze der Rasse zu überwinden und gemeinsam einem glücklichen Leben in dieser gebrechlichen Welt entgegenzustreben.

3.5. Die Frau und der Staat

Sieht Toni sich mit dem Zwang einer Wahl zwischen der schwarzen und der weißen Rasse konfrontiert, so wird Penthesilea vor die Entscheidung gestellt, als Königin entweder den Gesetzen des Amazonenstaates oder der Forderung ihres eigenen Herzens zu folgen. Diese Konfrontation zwischen Staat und Individuum steht im Mittelpunkt von Kleists Drama Penthesilea. Überlieferter Mythos und historische Wahrheit vereinen sich hier bei der Darstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Amazonenstaates, dessen Gründung ursprünglich als Ausdruck der Selbstbestimmung freier

Individuen stattgefunden hatte. Die völlige Ausschließung des Mannes muß als eine Demonstration von Unabhängigkeit, Mündigkeit und Selbstbehauptung gesehen werden. Penthesilea berichtet darüber:

Und dies jetzt ward im Rat des Volks beschlossen:
 Frei, wie der Wind auf offnem Blachfeld, sind
 Die Fraun, die solche Heldentat vollbracht,
 Und dem Geschlecht der Männer nicht mehr dienstbar.
 Ein Staat, ein mündiger, sei aufgestellt,
 Ein Frauenstaat, den fürder keine andre
 Herrschsüchtige Männerstimme mehr durchtrotzt,
 Der das Gesetz sich würdig selber gebe,
 Sich selbst gehorche, selber auch beschütze:
 Und Tanais sei seine Königin. (I, 388-389)

Das traditionelle Herrschaftsrecht des Mannes wurde also durch die Souveränität der Frau ersetzt. Vom Standpunkt des patriarchalischen Gesellschaftssystems gesehen erscheint die Schaffung eines Frauenstaates als unnatürlich. Selbst die Tatsache, daß es die Gewalttaten der Krieger des ins Land eingefallenen Äthiopierkönigs gewesen waren, welche die geschändeten Frauen des Skythenstammes zu dieser Maßnahme veranlaßt hatten, vermag die Unnatürlichkeit der Situation nicht zu überdecken. Wie sollten diese Frauen in der Lage sein, sich kriegerisch zu behaupten und ihr Land zu verteidigen? Waren sie nicht dem sicheren Spott ihrer Feinde ausgesetzt, wenn es sich erweisen würde, daß im Kampf die Kraft "von schwachen Fraun, beengt durch volle Brüste" (I,389) nicht ausreichte, den Bogen zu spannen? "Die große Tanais" jedoch begegnete diesem Einspruch, indem sie sich die rechte Brust vom Leibe riß und somit das Reich der "Amazonen oder Busenlosen" (I,389) gründete.

Welche Veränderungen ergeben sich jedoch im Laufe der Zeiten in jedem neugegründeten Staat? Peter Horn verweist auf den unvermeidlichen Verfall, der eintreten muß, solange im Staate keine Möglichkeit besteht, die Idee der Selbstbehauptung durch ständig wiederholte

heroische Taten aufrecht zu erhalten. Jedes Gesetz, sogar jenes, das ursprünglich als Ausdruck eines rationalen Gemeinschaftswillens gelten könnte, entwickle sich notwendigerweise zu einem Machwerk der Gewalt-herrschaft, wenn es nicht durch denselben gemeinsamen freien Willen aktiv erneuert werde. So sei die ursprünglich befreiende Tat der Tanais zu einem Mythos geworden, anstatt als fortdauernde Basis für eine ständig sich erneuernde Übereinstimmung zu fungieren. Dieser Mythos entwickle sich zu einem geistigen Ziel, das in seinem Werte anerkannt werde und fortauern könne, bis eine Konfliktsituation zwischen Penthesilea und dem Gesetz des Amazonenstaates auftrete.³⁹

Es ist also möglich, durch künstlich geschaffene Lebensbedingungen die Abwesenheit des Mannes von der Gemeinschaft des Volkes zu rechtfertigen. Die kämpferische Verteidigung des Frauentums, der Frauen-ehre, mag sich im Augenblick des gewaltsamen Hereinbrechens gegnerischer Mächte als sinnvoll erweisen. Selbst der Fortbestand des Staates läßt sich durch eine Einrichtung wie das Rosenfest zu Themiscyra sicherstellen, wo der Mann zu einem reinen Werkzeug der Frau erniedrigt wird. Probleme lassen sich jedoch nicht vermeiden, wenn die Gesetze des Staates von der Amazone die Bezwingung des Mannes auf dem Schlachtfeld als Voraussetzung für die Liebesvereinigung verlangen. Die persönliche Wahl eines Kämpfers ist den Frauen untersagt, um das Aufflammen von Liebesgefühlen nach Möglichkeit zu verhindern. Wen die Götter ihnen auch immer als Gegner zuführen, ihn müssen sie im Kampf besiegen und dürfen sich erst dann gemeinsam mit dem Überwundenen den Freuden des Liebesfestes hingeben. Ist mit der Sicherstellung der Fortpflanzung die Nützlichkeit des Mannes erschöpft, so kann man sich seiner wieder entledigen. Diese gewaltsame Trennung und damit die

Verneinung eines der elementarsten Gefühle, die der Frau zu eigen sind, die Verneinung eines echten Gefühls für das andere Geschlecht, muß notwendigerweise zu tragischen Konsequenzen führen. Der Schmerz des Scheidens beim "Fest der reifen Mütter" läßt nur zu deutlich erkennen, daß alle Gesetze und alle getroffenen Maßnahmen nicht vermögen, die natürliche Liebe der Frau zum Manne zu unterbinden und das Rosenfest als rein funktionale Vereinigung der Geschlechter zu akzeptieren.

. . . --denn viele Tränen fließen,
 Und manches Herz, von düsterm Gram ergriffen,
 Begreift nicht, wie die große Tanais
 In jedem ersten Wort zu preisen sei.-- (I,392)

Ist es ihre Jugend, ist es der Mangel an persönlicher Erfahrung, der es Penthesilea verwehrt, sich des zugrunde liegenden Widerspruchs in dieser Verbindung von Kampf, Liebe und Trennung, von Amazonengesetz und individueller Liebessehnsucht voll bewußt zu werden? Dem vermeintlich von ihr überwältigten Achill gesteht die Amazonenkönigin, daß ihr die freie Wahl eines Mannes versagt sei, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß sie sich bereits gegen dieses Gesetz vergangen hatte. Allerdings war es die Mutter Otrere gewesen, die Penthesilea im Augenblick des Todes geheimnisvoll anvertraut hatte:

". . .
 Du wirst den Peleiden dir bekränzen:
 Werd eine Mutter, stolz und froh, wie ich--" (I,394)

Unwillkürlich ist Penthesilea darum mit ihrer unerlaubten Wahl schuldig geworden, beeinflusst durch das Wort der sterbenden Mutter. Unwissentliche Schuld ist es, die mit der Bekränzung des Peliden auf ihr lastet, da ihr die Tatsache ihres Unterliegens im Kampfe durch die Täuschung nicht bekannt ist. Unverzeihliche Schuld aber läßt die Amazonenkönigin sich in dem Augenblick auf, da sie in voller Kenntnis ihrer Lage die

Befreiung aus den Händen Achills durch das siegreiche Amazonenheer
verflucht:

Verflucht sei dieser schändliche Triumph mir!
Verflucht jedwede Zunge, die ihn feiert,
Die Luft verflucht mir, die ihn weiter bringt!
War ich, nach jeder würdigen Rittersitte,
Nicht durch das Glück der Schlacht ihm zugefallen?
Wenn das Geschlecht der Menschen unter sich,
Mit Wolf und Tiger nicht, im Streite liegt:
Gibts ein Gesetz, frag ich, in solchem Kriege,
Das den Gefangenen, der sich ergeben,
Aus seines Siegers Banden lösen kann? (I,400)

In voller Kenntnis der wirklichen Sachlage, daß sie die Unterlegene im Kampf mit Achilles gewesen war, deutet Penthesilea mit diesem Fluch ihre Bereitschaft an, dem Amazonendasein zu entsagen und dem Mann ihrer Liebe zu folgen,--eine erstmalig bewußte Auflehnung gegen die Forderungen des Amazonenstaates. Ihrer Klage über die Befreiung aus den Händen des Griechen folgt daher der berechtigte Zorn der Oberpriesterin, der Bewahrerin des Gesetzes, die der Königin ihre Vergehen vorhält:

Nun denn, du setzest würdig, Königin,
Mit diesem Schmähungswort, muß ich gestehn,
Den Taten dieses Tags die Krone auf.
Nicht bloß, daß du, die Sitte wenig achtend,
Den Gegner dir im Feld der Schlacht gesucht,
Nicht bloß, daß du, statt ihn in Staub zu werfen,
Ihm selbst im Kampf erliegst, nicht bloß, daß du
Zum Lohn dafür ihn noch mit Rosen kränzest:
Du zürnst auch deinem treuen Volke noch,
Das deine Ketten bricht, du wendest dich,
Und rufst den Überwinder dir zurück. (I,401)

Neben den Vergehen gegen die Gesetze des Amazonenstaates erweist sich jedoch die Tatsache als größte Schuld, daß die Schar der gefangenen griechischen Helden, die man zum Rosenfest hatte führen wollen, durch Penthesileas persönlichen Kampf um Achill eingebüßt wurde. Das Fest kann nicht gefeiert werden. Die Fortpflanzung im Staate ist durch die

Verfolgung rein persönlicher Interessen der Königin gefährdet worden.

Voller Verachtung schleudert darum die Oberpriesterin Penthesilea entgegen:

Frei, in des Volkes Namen, sprech ich dich;
 Du kannst den Fuß jetzt wenden, wie du willst,
 Kannst ihn mit flatterndem Gewand ereilen,
 Der dich in Fesseln schlug, und ihm den Riß,
 Da, wo wir sie zersprengten, überreichen:
 Also ja wills das heilige Kriegsgesetz! (I,401)

Ist es die Ausstoßung aus dem Amazonenvolk oder die Wucht der Anklage, den Gesetzen zuwidergehandelt und somit den Verlust der errungenen Helden verschuldet zu haben, der Penthesilea zur rasenden Tat verleitet? Oder ist es die erneute Aufforderung zum Zweikampf durch Achilles und das daraufhin in ihrem Innern auftauchende Empfinden, von ihm als Frau verachtet zu sein, wodurch Penthesilea dazu geführt wird, Achill auf so grauenhafte Weise zu ermorden? Sich selbst noch unbewußt des begangenen grausamen Mordes, läßt sie den Toten als Opfer der Oberpriesterin zu Füßen legen, die erschüttert ausruft:

War ichs, du - Mensch nicht mehr, wie nenn ich dich?
 Die diesen Mord dir schrecklich abgefordert? -
 Wenn ein Verweis, sanft aus der Liebe Mund,
 Zu solchen Greuelnissen treibt, so sollen
 Die Furien kommen, und uns Sanftmut lehren! (I,416)

Kaum ist Penthesilea sich jedoch ihrer ungeheuren Tat bewußt geworden, da verkündet sie ihren Entschluß, sich von dem Gesetz des Amazonenstaates loszusagen und dem Geliebten in den Tod zu folgen. Ein Weiterleben unter dem Druck ihrer gewaltigen Schuld ist unmöglich geworden. Ihr letzter Rat an die Amazonen, die Asche der Tanais in die Luft zu streuen, zeugt für die Notwendigkeit einer Erneuerung der veralteten Gesetze. Er beweist ebenso Penthesileas Durchbruch zu individueller Erkenntnis und Entscheidung.

Heptner bezeichnet das tragische Ende der Heldin, wie Kleist es in diesem Werk demonstrierte, als das Endergebnis eines falschen staatlichen Rechtsbegriffes. Penthesilea sei in einen Staat hineingeboren, der sich jedes Recht anmaße, das dem Individuum zu eigen sei. Er habe sich nicht nur das Recht reserviert, für das allgemeine Wohl zu sorgen, sondern er habe sich selbst zum Wächter über die intimsten Gefühle gemacht und das Individuum zu einer Funktion, zu einem Objekt reduziert. Solange das Individuum sich über die Beschränkungen, die der Staat dem Einzelnen auferlege, im klaren sei, wäre ein harmonisches Leben möglich. Sobald jedoch das Individuum zu der Erkenntnis gelange, daß der Staat die Entwicklung und den freien Ausdruck der zugrunde liegenden menschlichen Gefühle verbiete, seien Spannungen nicht zu vermeiden. Darum habe Penthesilea sich hin- und hergerissen gefühlt zwischen einer eingegangenen Verpflichtung den Vorfahren gegenüber, ihrem Schwur der Treue als Königin, und der starken Neigung, sich von einer unnatürlichen und unmenschlichen Last zu befreien. Zur Wahl habe ihr gestanden, entweder ihre Treue zum Staat zu brechen, oder die Beschränkung ihrer Natur zu akzeptieren. Beide Möglichkeiten hätten die Königin zu der Erkenntnis gelangen lassen, daß es in dieser Zeit keinen Platz mehr für ein System gebe, das sich selbst als Oberhoheit betrachte und von seinen Mitgliedern verlange, alles zu opfern, einschließlich der menschlichen Liebe.⁴⁰ Der Durchbruch zu ihrer Individualität muß jedoch von Penthesilea mit dem Leben bezahlt werden.

Jegliche Opfer zum Wohle des Staates verlangt nicht nur das Gesetz der Amazonen von ihrer Königin, sondern ebenso der Cheruskerfürst Hermann von seiner Ehefrau. Allerdings geht es in der Hermannsschlacht nicht wie bisher um die Erringung individueller Freiheit, um persönliche

Rechte der Frau, sondern es handelt sich um die Verwirklichung einer Freiheitsidee, die den germanischen Völkerstämmen dazu verhelfen soll, sich der Herrschaft der römischen Eindringlinge zu entledigen. Das Werk selbst gilt als die dichterische Aufforderung Kleists an seine Zeitgenossen in Preußen und in Österreich, sich gemeinsam aus der Knechtschaft Napoleons zu erheben. Die Darstellung dieses Freiheitskampfes der unterdrückten Germanen im Werk steht nach Korffs Ansicht "jenseits von Gut und Böse, jenseits jeder Moral und Humanität,"⁴¹ da dem Cheruskerfürsten jedes Mittel recht erscheint, das der Erlangung des gesetzten Zieles dient.

In Hermanns listigem Verstellungsspiel steht Thusnelda ihrem Ehemann zunächst in keiner Weise als ebenbürtige Partnerin zur Seite. Jedoch durch die Entfaltung ihres Charakters zur Notzeit scheint die Cheruskerfürstin der preußischen Königin Luise zu ähneln, obwohl sie sonst kaum etwas mit der edlen Gestalt der Königin gemeinsam hat. Ihre Erscheinung entspricht vielmehr jener Beschreibung Kleists, in der er Dahlmann gegenüber betonte: "meine Thusnelda ist brav, aber ein wenig einfältig und eitel, wie heute die Mädchen sind, denen die Franzosen imponieren; wenn solche Naturen zu sich zurückkehren, so bedürfen sie einer grimmigen Rache." (I, 943-944) Dementsprechend erscheint Thusnelda auch im Drama ein wenig gefallsüchtig, putzliebend und leichtgläubig. Willig schenkt sie den Schwärmereien des jungen Römerventidius Gehör. Thusneldas eheliche Treue ist aber zu keiner Zeit in Frage gestellt, da sie ihren Mann wirklich liebt. Dennoch fühlt sie sich in ihrer Eitelkeit von der Leidenschaft des Römerventidius beeindruckt, ohne an der Echtheit dieses Gefühls zu zweifeln. Kuoni behauptet:

Ja, es ist im Grunde nur ihre eigene grade und unverdorbene Ehrlichkeit, welche sie des Ventidius erheuchelte Gefühle für echt nehmen läßt. Jedoch sie übersieht, daß eine ernstliche Liebe für sie sich unmöglich mit der Mission eines kaiserlichen Gesandten vereinen läßt. Der Römer Ventidius muß mit seiner Leidenschaft Verräter sein, entweder an ihr oder an seinem Herrn. Sie aber versteht das Unlösbare der Bindung an das Volkstum nicht . . .⁴²

Entgegen der Würde einer germanischen Fürstin läßt Thusnelda sich sogar von Ventidius darin unterweisen, wie man sich nach römischer Art als Frau festlich schmückt. Überraschenderweise läßt Hermann sie gewähren. Er bestärkt sie noch darin, dem stürmischen Jüngling den frechen Lockenraub zu verzeihen, da die Entwicklung der Situation zweifellos in seine geheimen Pläne paßt. Völlig illusionslos scheint er sich der Tatsache bewußt zu sein, daß Thusnelda Ventidius lediglich als kostbares Tier gilt, dessen Kopf man scheren kann, um einer Römerin die Gelegenheit zu bieten, sich mit den blonden Locken der Germanin zu putzen. Thusnelda will es aber nicht glauben, daß drei Römer einer Frau in Ubien

Das Haar, das goldene, die Zähne auch,
Die elfenbeinernen, mit einem Werkzeug,
Auf offner Straße, aus dem Mund genommen? (I,569)

Kaum erfährt sie jedoch, daß Ventidius die gestohlene Locke der römischen Kaiserin als eine Probe des goldnen Haares übersandte, das er ihr nach des Cheruskerfürsten Tod zu überbringen versprach, so verlangt sie aus Empörung über diese schmachliche Täuschung, sich selbst an dem Römer rächen zu dürfen.

Er hat zur Bärin mich gemacht!
Arminius will ich wieder würdig werden! (I,616)

Erschüttert muß sie ihren Fehler anerkennen, ihrem eigenen Gefühl mehr getraut zu haben als der Warnung ihres Mannes vor den römischen Feinden. Auf gekränkter Menschenwürde basiert ihr Entschluß, sich der

patriotischen Denkweise ihres Ehemannes anzupassen, ja, ihn möglicherweise in der Grausamkeit ihrer Rache noch zu übertreffen.

Stürzt Penthesilea sich mit ihren Hunden auf Achill, weil sie sich als Frau verachtet glaubt, so benutzt die Cheruskerfürstin eine hungrige Bärin, um sich für die Verhöhnung ihres Menschentums zu rächen. Dem im Zwinger Gefangenen, der sich der Bestie ausgeliefert sieht, ruft sie --selbst zur Bestie geworden--hohnlachend zu:

Was gibts, Ventidius? Was erschreckt dich so?

. . .

Die Bärin von Cheruska?

. . .

Thusnelda, bist du klug, die Fürstin ists,
 Von deren Haupt, der Livia zur Probe,
 Du jüngst die seidne Locke abgelöst!
 Laß den Moment, dir günstig, nicht entschlüpfen,
 Und ganz die Stirn jetzt schmeichelnd scher ihr ab!

. . .

Ach, wie die Borsten, Liebster, schwarz und starr,
 Der Livia, deiner Kaiserin, werden stehn,
 Wenn sie um ihren Nacken niederfallen!

. . .

Sag ihr, daß du sie liebst, Ventidius,
 So hält sie still und schenkt die Locken dir!

(I,619-620)

Diese Grausamkeit, von den Umstehenden mit Erschütterung miterlebt, trägt Thusnelda von dem Cheruskerfürsten den Gruß einer Heldin und das Lob ein, "groß und prächtig" gehandelt zu haben. Obwohl Thusnelda in ihrem Dasein kaum als aktiver Mensch zu werten ist, so zeigt sie dennoch die für Kleists Frauengestalten typische Fähigkeit, sich in einer Welt voller Wirrnisse und Widersprüche zu behaupten.

So skizzenhaft sich die Darstellung des jeweiligen Wirklichkeitsausschnittes im Werke auch erweist, es handelt sich um eine realistisch erscheinende Umwelt von vorwiegend funktionaler Bedeutung, die der dichterischen Handlung angepaßt ist. Eine Vielzahl von Daseinssituationen erfährt einen zufälligen oder auch schicksalhaften Einbruch, durch den

Kleist's Frauengestalten einer Konfrontation mit der Gesellschaft ausgesetzt werden. Trotz ihrer durch Tradition und Konvention beschränkten Position beweisen Kleist's Protagonistinnen, daß sie die Fähigkeit besitzen, die ihnen aufgezwungene passive Lebenseinstellung zu überwinden. Durch ihre eigene Initiative sind sie in der Lage, sich in einer Welt zu behaupten, in welcher der Entfaltungsmöglichkeit der Frau nicht nur feste Grenzen gesetzt sind, sondern wo ihre Fähigkeit des selbständigen Denkens und Handelns sogar angezweifelt wird. Dennoch ist es die Frauengestalt, die sich der Gebrechlichkeit der Welt anzupassen versteht, der genügend Besonnenheit und Klugheit gegeben scheint, den Menschen zu seiner königlichen Existenz auf dieser Erde, zu einem friedlicheren Dasein, zurückzuführen. Da ringt die Marquise sich zu einer Entscheidung durch, die ihre Bereitschaft zur Selbstaufopferung zum Wohle ihres Kindes genauso demonstriert wie Tonis Entschlossenheit, ihre Bindung an Elternhaus und Rasse zur Rettung Gustavs aufzuopfern. Auch das Erwachen von Eves Selbstbewußtsein, Penthesileas Loslösung aus den Fesseln einer veralteten Staatsform und die Erweckung von Thusneldas Nationalgefühl erweisen sich als dichterische Darstellungen eines Entwicklungsprozesses beim Weibe, der mit dem ersten gewaltsamen Daseinseinbruch beginnt und bis zur Erlangung einer höheren Bewußtseinslage reicht. Hier ergibt sich der Eindruck, der Dichter habe diesen Entfaltungsprozess zur Funktion der Frau in seinem Werk erhoben. Durch das Beispiel ihrer Denk- und Verhaltensweise scheint Kleist die Notwendigkeit der Einsetzung eines neuen Wertsystems aufzuzeigen, das bei der Beurteilung der gesellschaftlichen Umwelt vor Fehlurteilen schützen soll.

III. Die Frau in ihrer wesenseigenen Beziehung zum andern Geschlecht

1. Wesen und Bestimmung der Frau

Immer wieder wurde der Versuch unternommen, die Frau als einen vom Manne wesensverschiedenen Typus zu erfassen. Man bemühte sich vor allem, naturgegebene biologische Unterschiede zwischen Mann und Frau als Beweisgründe für die Behauptung aufzuführen, daß das weibliche Geschlecht dem männlichen unterlegen sei. Gefühl und Empfindung, Denken nach der Logik des Herzens, Hegen und Pflegen, Sorgen und Bewahren als typische Bedürfnisse der Frau wurden dem Zweckhandeln und rationalen Denken des Mannes, seinem Unternehmungsgeist, seinem Erneuern, Wagen und seiner Erfindergabe gegenübergestellt. Zweifellos kam es bei diesen Bemühungen oft zu Flachheiten und Halbwahrheiten. Verwechslungen geschichtlicher Einzelzüge mit Wesensmerkmalen unterliefen. Ebenfalls wurde übersehen, daß die aufgeführten Eigenarten neben den naturgegebenen biologischen Unterschieden zusätzlich durch geschichtliche, besonders aber durch soziale Bedingungen beeinflusst wurden, die sich als ausschlaggebend für die Festlegung der Rolle von Frau und Mann auswirkten. Auf dieser Rollenverteilung aber baute sich auch zu Kleists Lebzeiten sowohl das soziale als auch das kulturelle Leben der menschlichen Gesellschaft auf.⁴³

Obwohl die vielseitigen Ideen, die während des gesamten 18. Jahrhunderts aufgetaucht waren, einen befreiend wirkenden Einfluß auf das Leben und Denken der Menschheit ausübten, schien man um die Jahrhundertwende bei der Beurteilung des Wesens und der Bestimmung der Frau auch



weiterhin an dem Gedanken festzuhalten, daß sie von Gott für den Mann geschaffen wurde, dem sie in jeder Hinsicht untertan sei. Trotz wiederholter Bestrebungen, der Verbindung zwischen Mann und Frau einen höheren Wert zu geben und somit das Menschentum und die Weiblichkeit der Frau zu vertiefen, veränderte sich nur wenig.⁴⁴ Das häusliche Walten der Frauen und Töchter galt immer noch als ihre schönste Bestimmung. Recht und Sitte sicherten den Vätern, Gatten und Brüdern auch weiterhin die unbedingte Autorität über die weiblichen Angehörigen der Familie.⁴⁵ Die Partnerwahl für die Ehe wurde gewöhnlich von den Eltern nach sozialen und wirtschaftlichen Kriterien getroffen. Die Liebe spielte dabei nur eine geringe Rolle. Männer heirateten in fortgeschrittenem Alter; Mädchen dagegen wurden sehr jung in die Ehe gegeben. Wegen der großen Sterblichkeit der Frauen sollte eine frühe Heirat die Gewähr einer ausreichenden Kinderzahl bieten. Der Fortbestand der Familie mußte gesichert sein.⁴⁶ Das eheliche Verhältnis zwischen Mann und Frau war keineswegs durch eine Übereinstimmung der Gemüter gekennzeichnet. Es handelte sich lediglich um ein Institut zur Wahrnehmung der häuslichen und sozialen Pflichten, nicht um ein eheliches Verhältnis mit erotischer Zuneigung, sondern um einen distanziert freundlichen Umgang. Noch Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die Ehefrau darüber belehrt:

Von deinem Mann kannst du nur verlangen, daß er dich hochschätze; er aber darf mit Recht von dir verlangen, daß du ihn verehrst. Er ist das Haupt der Familie und gründet sie, du bist bloß das Werkzeug, durch das er sie gründet.⁴⁷

Dem Mann, der als Familienoberhaupt auch weiterhin mit fast unumschränkter Autorität herrschte, mußte auch von der Ehefrau und den Kindern genauso wie vom Personal der notwendige Respekt entgegengebracht werden.

Das Verhalten auf den Gebieten der Liebe, Ehe und Sexualität, auch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern wurde von den alten Grundsätzen des patriarchalischen Gesellschaftssystem bestimmt.⁴⁸

Sowohl die Beschränkung auf das Wirken im häuslichen Kreise als auch die Sicherung des Fortbestandes der Familie mit einer ausreichenden Anzahl von Kindern und deren Erziehung schienen auch für Heinrich von Kleist als Bestimmung des weiblichen Geschlechts zu gelten. Über die "wahre Aufklärung des Weibes und die einzige Philosophie, die ihr ansteht" führte er seiner Braut Wilhelmine von Zenge gegenüber aus:

Deine Bestimmung, liebe Freundin, oder überhaupt die Bestimmung des Weibes ist wohl unzweifelhaft und unverkennbar; denn welche andere kann es sein, als diese, Mutter zu werden, und der Erde tugendhafte Menschen zu erziehen? (II,318)

Ebenso läßt Kleist keine Zweifel darüber aufkommen, daß auch er die Frau als dem Manne untergeordnet einstuft, wenn er seiner Schwester vorhält:

Kannst Du dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet? (II,493)

Die Idee, Ulrike könnte wirklich ernsthaft den Wunsch hegen, ehelos zu bleiben und somit "frei und unabhängig" zu leben, lehnte er als einen höchst unreifen Gedanken ab. Er verwies auf die physische Überlegenheit des Mannes, die es der Frau erst ermöglicht, ihr Lebensschicksal zu meistern. "Nicht einen Zaun, nicht einen lebenden Graben" könnte sie seiner Meinung nach ohne eines Mannes Hilfe überschreiten. Wie sollte sie es daher wagen dürfen, "allein über die Höhen und über die Abgründe des Lebens" zu wandeln? Im Hinblick auf Ulrikes Entschluß, die Welt zu bereisen, führte er aus:

Ist es auf Reisen, daß man Geliebte sucht und findet? Ist es dort wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigsten erfüllt? Oder willst Du endlich wenn Dir auch das Reisen überdrüssig ist, zurückkehren, wenn nun die Blüte Deiner Jahre dahingewelkt ist, und erwarten, ob ein Mann philosophisch genug denke, Dich dennoch zu heiraten? Soll er Weiblichkeit von einem Weibe erwarten, deren Geschäft es während ihrer Reise war, sie zu unterdrücken?

(II,492)

Mit der tatsächlichen Ausführung dieses Planes würde sie sich seiner Meinung nach ihrer "höchsten Bestimmung", ihrer "heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen" könne, entziehen. Diese Bestimmung aber sei das einzige Glück, das ihr das Leben zu bieten habe: Ehefrau und Mutter zu werden. Aus diesem Grunde betonte er:

Und wenn Mädchen wie Du sich der heiligen Pflicht Mütter und Erzieherinnen des Menschengeschlechts zu werden, entziehen, was soll aus der Nachkommenschaft werden? Soll die Sorge für künftige Geschlechter nur der Üppigkeit feiler oder eitler Dirnen überlassen sein? Oder ist sie nicht vielmehr eine heilige Verpflichtung tugendhafter Mädchen? (II,493)

Ulrike schien aber doch recht zu behalten mit der Behauptung, ihr Leben als Frau sei "unauflöslich" an die Konventionen der Gesellschaft gebunden, da man "oft an den gemeinsten Vorurteilen" klebe, während die Männer allein die "uneingeschränkte Freiheit des Willens" besäßen.

(II,491)

2. Ehe und Liebe

Die meisten Äußerungen Kleists, die als allgemeine Anschauungen des Dichters über Wesen und Bestimmung der Frau, über Ehe und Liebe zu werten sind, lassen sich durch die Briefe an seine Braut aufzeigen. In völliger Zweckmäßigkeit geht es ihm darum, Wilhelmine ein möglichst vollkommenes Bild jener Frauengestalt vor Augen zu führen, die er sich

selbst als seine Lebenspartnerin wünscht. "Vertrauen und Achtung" bezeichnet er hier als "die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe," die sie beide "edler und besser" machen soll. (II,503) Unwandelbares Vertrauen und größte Offenherzigkeit, "wahre Treue und wahre Liebe" erwartet er von ihr als Frau (II,502), deren Verhalten er von Gefühl, Empfinden und einer Denkweise abhängig macht, die der Logik des Herzens statt der des Verstandes oder der Vernunft gehorche. "Glücklich, glücklich, Wilhelmine, möchte ich gern werden" (II,504), betont Kleist, und er fordert die Braut dazu auf, ebenfalls etwaige Wünsche über den gemeinsamen Lebensweg offen auszusprechen. (II,504-505)

Um Wilhelmine für die Ehe zu bilden, gibt er ihr Denkbildungen auf, die vorwiegend Themen des Ehelebens behandeln, wie zum Beispiel: welcher von zwei Eheleuten wohl "am meisten bei dem früheren Tode des andern verliert." Man sollte annehmen dürfen, daß hier eine Verbindung gleichberechtigter Partner beschrieben wird, weil Kleist hervorhebt, daß "jeder für den andern tut, was er seiner Natur nach vermag." Er folgert jedoch, da "der Mann unendlich mehr empfängt, als die Frau, er auch unendlich mehr bei dem Tode derselben verlieren müsse, als die Frau bei dem Tode ihres Mannes." (II,506-507) Der Grund zu dieser Folgerung liegt in der Kleistschen Unterscheidung der Bestimmung der Menschen. Der Mann wird nicht nur in seiner Stellung als Gatte seiner Frau gesehen. Er hat daneben auch noch seinen Verpflichtungen als Bürger des Staates nachzukommen. Dagegen wird die Frau lediglich als die Frau ihres Ehemannes betrachtet, die keine andern Verpflichtungen zu erfüllen hat als die ihrem Gatten gegenüber. Während also das Glück des Mannes "der einzige Gegenstand der Frau" ist, so ist das Glück der Frau "aber nicht der einzige Gegenstand des Mannes Der Mann

ist nicht mit allen seinen Kräften für seine Frau tätig, er gehört ihr nicht ganz, nicht ihr allein, denn die Welt macht Ansprüche auf ihn und seine Kräfte; die Frau hingegen ist mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann tätig . . ." (II,507). Damit ist ein scharfer Trennstrich zwischen den Lebens- und Wirkungsbereichen des Mannes und der Frau gezogen.

Kleist scheint hier eindeutig an jenen Konventionen festzuhalten, die dem Manne einen weiten Arbeitsbereich zugestehen, die Frau hingegen in die Enge und Einseitigkeit ihres Haushalts verweisen, wo sie sich auf die Betreuung des Mannes, auf die Pflichten der Haushaltsführung und Kindererziehung konzentrieren soll. Die Welt außerhalb dieses Wirkungsbereiches scheint ihr also auch nach Ansicht des Dichters unzugänglich zu sein. Eigene Interessen und Wünsche werden der Frau nicht zuerkannt, und Kleist betont: "die Frau ist schon glücklich, wenn es der Mann nur ist, der Mann nicht immer, wenn es die Frau ist, und die Frau muß ihn erst glücklich machen." (II,508) Demnach liegt also selbst der Erfolg einer Ehe und des ehelichen Glücks lediglich bei der Frau.

Was erhält die Frau nun als Gegenleistung für die Erfüllung dieser ihr auferlegten Pflichten? Kleist läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß seiner Meinung nach

. . . die Frau, in der Erfüllung der Hauptpflichten ihres Mannes, nichts empfängt, als Schutz gegen Angriffe auf Ehre und Sicherheit, und Unterhalt für die Bedürfnisse ihres Lebens, der Mann hingegen, in der Erfüllung der Hauptpflichten seiner Frau, die ganze Summe seines häuslichen, das heißt überhaupt, alles Glückes von ihr empfängt; . . . und daß also das Glück des Mannes eigentlich der Hauptgegenstand des Bestrebens beider Eheleute ist. Aus der Vergleichung dieser Sätze bestimmt nun die Urteilskraft, daß der Mann bei weitem, ja unendlich mehr von seiner Frau empfängt, als die Frau von ihrem Manne. (II,506-507)

Daraus ergibt sich für Kleist, daß der Mann beim früheren Tode seiner Frau alles Glück verliert. Die Frau scheint dagegen bei seinem frühzeitigen Ableben nichts einzubüßen, da Schutz und Sicherheit ihr durch Gesetz und Staat, vielleicht auch durch verwandte Personen geboten werden. Der Unterhalt wäre durch seine Hinterlassenschaft sichergestellt.

Aber wie will die Frau dem Manne hinterlassen, was er bei ihrem Tode verliert? Er verliert die [sic] ganze Inbegriff seines irdischen Glückes, ihm ist, mit der Frau, die Quelle alles Glückes versiegt, ihm fehlt alles, wenn ihm eine Frau fehlt, und alles, was die Frau ihm hinterlassen kann, ist das wehmütige Andenken an ein ehemaliges Glück, das seinen Zustand noch um so trauriger macht. (II,508)

Die Hauptpflicht der verheirateten Frau besteht also darin, das irdische Glück ihres Gatten zu sichern. Von ihr verlangt Kleist die vollkommene Selbstaufopferung, die Aufgabe eigener Wünsche, indem er ihr nicht nur das Recht, sondern sogar das Bedürfnis eines eigenen, persönlichen Glücksgefühls abspricht. Allein von ihrem Wesen, von der ihr als Frau angeborenen Eigenschaft, andere zu versorgen und zu beglücken, "mit ihrer ganzen Seele für den Mann" tätig zu sein, leitet der Dichter die Verpflichtung her, daß sie allein die Ehe glücklich zu gestalten habe. Damit entstehen der Frau aus dieser ehelichen Verbindung lediglich Pflichten und keine Rechte. Den Mann aber erwartet in der Ehe das vollste Glück.

Die Ähnlichkeit zwischen den hier zum Ausdruck kommenden Gedanken Kleists und den Ansichten Fichtes über die Beziehung von Mann und Frau, wie sie in seinem "System der Sittenlehre" von 1798 erscheinen, ist bemerkenswert. Als den Zentralgedanken Fichtes zum Thema Liebe bezeichnet Kluckhohn die Auffassung, daß die Würde des Weibes und das Wesen der weiblichen Liebe in der vollkommenen und sich völlig

unterordnenden Hingabe an den geliebten Mann beruhe. Dieser Auffassung liege die Erkenntnis von der Verschiedenheit männlicher und weiblicher Liebe zugrunde. Und Kluckhohn hebt hervor, daß die Behandlung dieser Frage um die Jahrhundertwende mit großem Interesse verfolgt wurde.⁴⁹ Man sollte daher annehmen dürfen, daß auch Kleist an einer solchen Diskussion interessiert war, da er sich Anfang des Jahres 1800 mit Wilhelmine von Zenge verlobte. Seine wichtigsten Äußerungen über die Frau stammen vorwiegend aus den Jahren 1799 bis 1802. Das Verlöbniß mit der Braut löste er bekanntlich mit seinem Brief vom 20. Mai 1802. (II,725-726)

In der von Kluckhohn beschriebenen Auseinandersetzung geht es um zwei verschiedene Ansichten. Auf der einen Seite wird die Liebe im wesentlichen als sinnliche Leidenschaft aufgefaßt, wobei dem Manne die stärkere Sinnlichkeit zugestanden wird. Die weibliche Liebe, die erst durch die Liebe des Mannes erweckt werde, bestehe daher nur in Gegenliebe. Die andere Ansicht hebt dagegen den seelischen Wert der Liebe hervor. Man meinte, in der Frau die größere Fähigkeit zu restlos hingebender Liebe zu finden. Obwohl Fichte sich nach Kluckhohns Ansicht auf die letztere Seite gestellt habe, sei er jedoch in der Herleitung aller Unterschiede männlicher und weiblicher Liebesempfindung wiederum auf das physische Verhalten der Geschlechter im Zeugungsakte verfallen. Darin werde das weibliche Geschlecht nur als leidend betrachtet, das männliche dagegen als allein tätig. Auch Kleist bezeichnet Wilhelmine gegenüber ihr Geschlecht als ein leidendes. (II,692) An diesem Unterschied zeige sich, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes der Zweck allein für das männliche Geschlecht sei. Daher könne sich das Weib nur aus dem Trieb hingeben, den Trieb des Mannes zu befriedigen

und nicht den eigenen. Die weibliche Liebe werde somit von Fichte als der Naturtrieb der Frau bezeichnet, einen Mann zu befriedigen. Im Manne dagegen gebe es ursprünglich nur den Geschlechtstrieb. Die Liebe entwickle sich erst durch die Ehe. Indem die Frau sich völlig auf den Mann einstelle, sich sozusagen zum Mittel für den Zweck des Mannes mache, gebe sie ihre Persönlichkeit auf, was jedoch aus Liebe, aus Hingabe geschehe. Weil nun die Frau in ihrer Liebe zum Manne und in der Ehe ihre Persönlichkeit aufgabe, fordere ihre eigene Ehre die völlig unbegrenzte Unterwerfung unter den Willen des Mannes.⁵⁰ Auch Kleist erwartet von der Frau in der Ehe völlige Selbstaufopferung und Uneigennützigkeit in ihrem Verhalten. (II,624) Sie ist auch seiner Ansicht nach "mit ihrer ganzen Seele für ihren Mann tätig" (II,507) und preise sich schon glücklich, wenn es ihr gelungen sei, den Mann glücklich zu machen. Sollte die Verbindung zwischen Mann und Frau jedoch auseinanderbrechen oder, wie er an seine Braut schreibt, "wenn ich doch jemals mein Herz Dir entzöge, Dir selbst, nicht mir, würdest Du die Schuld zuzuschreiben haben." (II,631)

Die Ansicht Fichtes, daß Mann und Frau unverheiratet nur zur Hälfte Mensch seien, daß sie erst durch die Ehe vollkommen würden, stellt zugleich die Gleichwertigkeit und gegenseitige notwendige Ergänzung der Geschlechter heraus, dagegen nicht die Gleichartigkeit der Geschlechter. Es heißt, Fichte habe sich dafür ausgesprochen, daß dem weiblichen Geschlecht wie dem männlichen alle Menschen- und Bürgerrechte zuständen. Er habe jedoch zugleich die Frage erhoben, ob die Frau diese Rechte wirklich ausüben wolle, da sie ja in junglichem Alter unter der Gewalt des Vaters stände, nach der Verheiratung aber der Ehemann der Verwalter ihrer Rechte sei. Wohl habe dieser sich mit ihr

zu beraten, bevor er auch in ihrem Namen seine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten abgebe, also sozusagen für sie mitstimme. Allein Witwen sollte man als selbständig erklären und ihnen alle bürgerlichen Rechte zugestehen, die den Männern gegeben seien. Trotz dieser Gleichstellung mit dem Mann dürfe die Frau jedoch keine öffentlichen Ämter verwalten, da Beamte frei sein müßten, um ihren verantwortungsvollen Posten auszufüllen. Die Frau könne jedoch erneut heiraten und sei dann nicht mehr frei, da sie sich ihrem Manne unterwerfe. Die erforderliche Freiheit würde dann aber einen Verstoß gegen ihre weibliche Würde bedeuten.⁵¹

Kluckhohn weist darauf hin, daß die idealistische Eheauffassung auf diese Weise bei Fichte zu dem alten patriarchalischen Eheideal zurückgelange. Trotz der Anerkennung der Einheit von Liebe und Ehe liege damit Fichtes Gedanken doch die Anschauung von einem schroffen Dualismus von geschlechtlicher und eigentlicher Liebe zugrunde. Andererseits habe Fichte die Bedeutung der Ehe für die sittliche Persönlichkeit erkannt, wie es vorher nie geschehen sei. Er habe die unverheiratete Person nur zur Hälfte als einen Menschen gesehen. Die edelsten Seiten des menschlichen Charakters aber könnten nur in der Ehe ausgebildet werden. Zwar wäre es unmöglich, ein Pflichtgebot zur Ehe aufzustellen, da die Liebe sich nicht gebieten lasse. Allerdings sei der gefaßte Vorsatz, sich nie zu verehelichen, unbedingt pflichtwidrig.⁵² Erneut scheinen hier Kleists Worte aufzutauchen, wie er sie in den Vorwürfen seiner Schwester Ulrike gegenüber benutzte, als er betonte, sie entziehe sich ihrer "höchsten Bestimmung," ihrer "heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen" (II,493) könne, sollte sie den Entschluß, sich nicht zu vermählen, tatsächlich ausführen.

Die Frage, ob Kleist sich den vorherrschenden Auffassungen über Wesen und Bestimmung der Frau, über Liebe und Ehe, angeschlossen habe, ob er hauptsächlich auf Ideen der Aufklärung, auf Gedanken Fichtes, Rousseaus oder Wielands zurückgegriffen habe oder, wie Kayka ausführt, vielleicht von seinem Namensvetter Franz von Kleist beeinflusst war,⁵³ ist allerdings für die vorliegende Untersuchung von geringer Bedeutung und soll daher nicht weiter verfolgt werden. Es sollte lediglich herausgestellt werden, daß Kleist am Anfang des 19. Jahrhunderts mit seinen Ansichten keineswegs allein dastand und aus diesem Grunde vom Standpunkt des 20. Jahrhunderts her nicht als völliger Außenseiter verurteilt werden darf. Als wesentlich wichtiger erweist sich dagegen die Beantwortung der Frage, ob alle Frauengestalten in Kleists Leben und Werk, sei es als Ehefrau oder Geliebte, als Mutter, Tochter, Schwester oder Freundin, die ihnen zugewiesenen Rollen ihrer Bestimmung gemäß und den Ansichten des Dichters entsprechend erfüllen.

3. Frauen um Kleist

Leider ist es bei Kleist nicht wie bei Goethe möglich, jede Stufe seines geistigen Fortschritts und seiner Persönlichkeitsentfaltung in Zusammenhang mit seinem eigenen Frauenerleben an Hand des dichterischen Werkes zu verfolgen. Auch seine Briefe geben nur ungenügend Aufschluß über seine Beziehungen zu den Frauen seiner Umgebung. Allerdings läßt sich die Tatsache nicht bestreiten, daß trotz verschiedener Freundschaften mit Männern (es seien nur Ernst von Pfuel, Rühle von Lilienstern, Ludwig von Brockes und Adam Müller genannt), die Beziehungen zu Frauen den nachhaltigsten Einfluß auf den Dichter ausübten. Schon der erste erhaltene Brief, der an die Tante Massow gerichtet ist, läßt die

Tiefe des Gefühls im Andenken an die verstorbene Mutter verspüren. (II,465) Die Verbindung mit der Tante beschränkte sich vorwiegend auf ein Verhältnis verwandtschaftlicher Fürsorge, da sie den elternlosen Haushalt in Frankfurt weiterführte. Die erste bekannte Jugendliebe zu Louise von Linckersdorf, die wahrscheinlich in die Berliner Garnisonszeit fiel, scheint jedoch von großer Bedeutung für Kleist gewesen zu sein. Kayka meint, Kleist werde schon 1792 als Gefreiter-Korporal das junge Mädchen kennengelernt und von ferne verehrt haben. Als er dann 1795 in die Garnison zurückgekehrt sei, könnte sich ein zarter, schwärmerischer Verkehr zwischen den kindlich Verliebten angesponnen haben, ein Verhältnis, das vielleicht dem öden Garnisonsleben einen freundlichen Zauber verliehen habe.⁵⁴

Semela dagegen behauptet, der Ton von Kleists Briefen an Wilhelmine bis zum Antritt der Würzburger Reise verleite zu der sicheren Annahme, daß Kleist die Frau bis zu diesem Zeitpunkt erotisch noch gar nicht erlebt habe. Der 23-Jährige sei seelisch noch nicht so weit gereift gewesen, "um ein wirklich erlebnishaftes Gefühl für eine Frau zu empfinden."⁵⁵ Dieser Behauptung widerspricht jedoch nach Kleists eigener Aussage die Erinnerung an Louise bei seiner Abreise von Berlin. Wenn der Anblick eines jungen Mädchens am Fenster ihres Elternhauses noch Jahre später beim Vorüberfahren lebhaft Gefühle in ihm erweckt, wenn er immer noch mit Begeisterung an vergangene Freuden zurückdenkt, so sollte man hier doch schon von einem Erleben der Frau sprechen dürfen. (II,535) Dieses Verhältnis zu Louise muß meiner Meinung nach in seinem Frauenerleben als ein erstes Bewußtwerden seiner selbst gesehen werden, überstrahlt von dem Glanz der ersten Liebe, als eine neue

Lebensphase, auf die er selbst zurückweist, als Wilhelmine von einer neuen Epoche spricht, die für sie begonnen habe.

--Liebe Wilhelmine! Soll ich Dir gestehen, daß ich mich oft schon, sinnend, mit Ernst und Wehmut fragte, warum sie nicht schon längst eingetreten war? So viele Erfahrungen hatten die Wahrheit mir bestätigt, daß die Liebe immer unglaubliche Veränderungen in dem Menschen hervorbringt; ich habe schwache Jünglinge durch die Liebe stark werden sehen, rohe ganz weichherzig, unempfindliche ganz zärtlich; Jünglinge, die durch Erziehung und Schicksal ganz vernachlässigt waren, wurden fein, gesittet, edel, frei; . . . (II,611)

Derartige Veränderungen hatte Kleist an sich selbst erfahren, Veränderungen, die durch Louise von Linckersdorf in sein Leben Eingang gefunden hatten. Neben dieser Jugendliebe gab es nur vier Frauen, die eine bedeutsame Rolle in Kleists Leben spielten: seine Verlobte Wilhelmine von Zenge, seine Stiefschwester Ulrike, Marie von Kleist als einflußreichste Freundin und schließlich die Todesgefährtin Henriette Vogel.

3.1. Wilhelmine von Zenge

Wie sehr die geistige Planung in allem vorherrschend war, was Kleist als Liebe bezeichnete, hebt Semela im Hinblick auf das Verhältnis zwischen den Verlobten hervor, besonders aber in bezug auf das Anfangsstadium dieser Verbindung. Es handele sich seiner Meinung nach bei Kleists Liebesauffassung um keine Totalität, die ihren Zweck in sich finde, sondern die Liebe habe für ihn nur die Bedeutung einer Durchgangsstation auf dem Weg zu einem höheren Ziel. Die Hauptaufgabe der Liebe aber sei die Vervollkommnung des Menschen.⁵⁶ So schreibt der Dichter nach eben erfolgter Verlobung an Wilhelmine:

Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen . . . Fahren Sie wenigstens fort, sich immer so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen

Sie vielleicht nichts ahnden, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen. -- Dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Wert des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredeln und erhöhen. (II,503)

Die wahre Natur der Frau, ihr Gefühl, ihr Herz, ihre "himmlische Güte," glaubt Kleist durch die Einflüsse der Gesellschaft, durch "Vorschriften für Mienen und Gebärden und Worten und Handlungen" (II,660-661) künstlich verändert und in unnatürliche Bahnen gedrängt. Durch Erziehung und herkömmliche Ansichten würde jeweils die Entscheidung getroffen, was als schicklich gelten konnte. So wäre es zum Zeichen der Sittlichkeit geworden, kein "warmes Gefühl" zu zeigen. Ganz besonders auf die Frauen habe sich die Ansicht ausgewirkt, sie dürften "nur immer so viel fühlen, als der Hof erlaubt, und keine Menschen mehr lieben, als die französischen Gouvernanten vorschreiben." (II,660) Jene künstliche "kalte Kruste," mit der somit das Herz von Jugend an überzogen sei, lasse das wahre Wesen der Frau nicht mehr erkennen. Wilhelmine für die Ehe auszubilden, sieht Kleist daher als seine Aufgabe als Mann an, doch auszubilden nach seinem Sinn.

Denn das ist nun einmal mein Bedürfnis; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir, wie mit dem Mundstück an meiner Klarinette. Die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, so ist kein Ton rein. (II,549)

Bildungs- und Erziehungsgedanken stehen also für Kleist im Vordergrund. Sie erscheinen ihm von außerordentlicher Wichtigkeit, weil er in Wilhelmine in erster Linie die zukünftige Mutter seiner Kinder sieht. Von ihr verlangt er darum, sie solle den Gedanken wie einen diamantenen Schild um ihre Brust legen, daß sie "zu einer Mutter geboren" sei. Seinen Ansichten über die Bestimmung der Frau entsprechend betont er:

Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat nichts was Dir einen Wert geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist. Dahin richte Dein heiligstes Bestreben! Das ist das einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann. Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschenalter getragen zu haben! (II,577)

Kleist hat eine bestimmte Vorstellung im Sinn, wenn er von der gemeinsamen Zukunft spricht. Er behauptet, er sehe "nichts, als ein einziges Bild--"

Dich, Wilhelmine, und zu Deinen Füßen zwei Kinder, und auf Deinem Schoße ein drittes, und höre wie Du den . . . Eigensinn des einen zu Standhaftigkeit, den Trotz des andern zu Freimütigkeit, die Schüchternheit des dritten zu Bescheidenheit, und die Neugierde aller zu Wißbegierde umzubilden weißt, sehe, wie Du ohne viel zu plaudern, durch Beispiele Gutes lehrst und wie Du ihnen in Deinem eignen Bilde zeigst, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist--Ist es ein Wunder, Wilhelmine, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann? (II,577)

Tatsächlich war Kleist nicht in der Lage, zu Wilhelmine über seine wahren Gefühle zu sprechen. Heptner behauptet sogar, es sei ihm unmöglich gewesen, seine Unfähigkeit zu lieben anzuerkennen. Aus diesem Grunde habe er die Verantwortung für den Erfolg ihrer Verbindung auf Wilhelmine abgeschoben.⁵⁷ Unbegrenztes Vertrauen und Aufopferungsbereitschaft verlangte er von ihr. Da ihm eine ehrenvolle Rückkehr in die Heimat verwehrt war, sollte sie sich von den Angehörigen trennen und ihm in eine ungewisse Zukunft in die Schweiz folgen. Trotz seiner Berufung auf das Bibelzitat "Du sollst Vater und Mutter verlassen und Deinem Manne anhangen" (II,705), trotz seiner Feststellung, daß sein Glaube an sie noch nicht ins Wanken geraten sei, daß ihre Liebe, wenn es auch keine hohe Neigung sei, ihn dennoch glücklich machen könne (II,704), fühlte Wilhelmine sich diesem Opfer nicht gewachsen. Sie unternahm einen letzten Versuch, den Verlobten umzustimmen, ihn,

der monatelang nichts von sich hatte hören lassen, auch über ihr persönliches Ergehen zu informieren. (II,721-723) Über dieses Schreiben gibt Semela folgende Stellungnahme:

Dieser Brief Wilhelminens ist - wenn auch nur äußerlich - ein schärfster Gegensatz zum Kleistschreiben. Aus jeder Zeile spricht eine empfindende Frau. Eine heimliche Sehnsucht klingt in aller Zartheit aus den schlichten Worten. Die Art wie sie von Bruder, von Schwester spricht, offenbart reine mütterliche Züge. Ein reifes, stilles, träumerisches Wesen, ebensoviel Mädchen wie Frau. Wie erlebt Kleist diese Töne? Mit gewollt harten Worten behandelt er Wilhelmine kalt. Für ihn gibt es kein Zurück! Seinem Ehrgeiz muß er leben! Dann ist plötzlich die Kleistische Selbstbeherrschung vorbei, die Weichheit übermannt ihn, die Verzweiflung über das Ende schreit aus ihm heraus: "Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr. Ich habe keinen andern Wunsch als bald zu sterben."⁵⁸

Zweifel tauchen bei Semela auf, ob Kleist Wilhelmine von Zenge wirklich liebte. Sah er in ihr nur das Weib, die zukünftige Mutter seiner Kinder, nicht aber die Geliebte, an die er sich durch echte Liebe gefesselt fühlte? War vielleicht das Fehlen der inzwischen verstorbenen Mutter bei seiner Rückkehr nach Frankfurt ausschlaggebend gewesen für seine Verlobung mit Wilhelmine, da er sich nach einem verständnisvollen, weiblichen Herzen sehnte?

3.2. Ulrike von Kleist

Ein ganz besonderes Verhältnis bestand zwischen Heinrich von Kleist und seiner Schwester Ulrike. Es scheint, als habe sie allein vermocht, ihm die fehlende Mutter zu ersetzen, ihm durch sein ganzes Leben hindurch mit Rat und Tat, vor allem aber auch mit finanzieller Hilfe zur Seite zu stehen. Nur ihr schien er in seiner Familie zu trauen, denn sie allein schien mit ihm gemeinsam Wege zu gehen, die nicht den gesellschaftlichen Konventionen entsprachen. An Martini schrieb er über die Schwester: "Sie ist die einzige von meiner Familie, der ich mich ganz anzuvertrauen schuldig bin, weil sie die einzige

ist, die mich ganz verstehen kann." (II,486) Ulrike gegenüber bekannte er in aller Offenheit:

Wie lehrreich und bildend Dein Umgang mir ist, wie vielen wahren Vorteil Deine Freundschaft mir gewährt, das scheue ich mich nicht, Dir offenherzig mitzuteilen; . . . Du, mein liebes Ulrikchen, ersetzt mir die schwer zu ersetzende und wahrlich Dich ehrende Stelle meiner hochachtungswürdigen Freunde zu Potsdam. Ich scheue mich auch nicht Dir zu gestehen, daß die Aussicht auf Deine Freundschaft, so sehr ich sonst andere Universitäten zu beziehen wünschte, mich dennoch, wenigstens zum Teil, bestimmte, meinen Aufenthalt in Frankfurt zu wählen. (II,487)

Es scheint also, als habe Kleist seine Schwester, vor allem aber ihr Verständnis für seine Handlungsweise, dringend gebraucht, um die tief eingreifenden Veränderungen in seinem Leben zu meistern. Sie bedeutete für ihn nicht Lebensinhalt, doch Lebenshalt, eine Stütze als Frau, als Gefährtin für die Zukunft. In aller Ehrlichkeit bekannte er: "Ich schätze Dich als das edelste der Mädchen, und liebe Dich, als die, welche mir jetzt am teuersten ist. Wärest Du ein Mann oder nicht meine Schwester, ich würde stolz sein, das Schicksal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen." (II,487/88). Hier drückt der Dichter deutlich aus, wie sehr er Ulrike als Kameradin fürs Leben schätzte, wieviel Wert er ihrem Wesen beimaß. Obwohl er nicht immer mit ihrer Verhaltensweise übereinstimmte, betonte er, ". . . ein Tadel - und selbst der leiseste ist zu bitter für ein Wesen, das keinen andern Fehler hat, als diesen, zu groß zu sein für ihr Geschlecht." (II,677) Und trotzdem, oder gerade deshalb, weil er sie so schätzte, wollte er auch in ihr den Wunsch nach Bildung erwecken, um jenes Streben nach Vervollkommnung auch ihr zu ermöglichen.

Traue mir zu, daß es meine innige Überzeugung ist, auf welcher sich das jetzt Folgende gründet. Bei so vielen Fähigkeiten, die Deinen Verstand, bei so vielen herrlichen Tugenden, die Dein Herz schmücken, scheint es so lieblos und unedel

eine dunkle Seite an Dir dennoch auszuspielen. Aber grade diese dunkle Seite, ist keine unbedeutende, gleichgültige. Ich denke, sie würde Deinem Wesen die Krone aufsetzen, wenn sie im Lichte stünde, und darum wünsche ich, sie zu erhellen. Und wenn auch das nicht wäre,--wenn jemand so nahe am Ziele steht, so verdient er schon allein um der seltenen Erscheinung willen, daß man ihn ganz hinaufführe. (II,488)

Er verlangte von ihr, sie sollte sich einen Lebensplan bilden und dann seiner Ausführung entgegenstreben. Dafür müßte sie ihre Natur genau prüfen und zu beurteilen versuchen, welches moralische Glück ihr am angemessensten sei. (II,491) Einerseits strebte Kleist also danach, Ulrike als Frau das Recht zuzuerkennen, ihren eigenen Weg zu gehen als freier Mensch, ihren eigenen Lebensplan aufzusetzen, wenn er behauptet, daß sie als Frau genauso der Herrschaft ihrer eignen Vernunft unterworfen sei wie ein Mann. Andererseits hielt er ihr jedoch vor, daß es ihre "heiligste Pflicht" sei, gerade die durch Konventionen aufgestellten Regeln zu erfüllen und ein vorgezeichnetes Leben als Frau, besonders aber als Mutter zu führen, da der Weiterbestand des Staates gesichert werden müsse. Kleist erkannte dabei gar nicht, wie deutlich in seinen Argumenten gegen Ulrikes Lebensstil die konventionelle Einstellung der Gesellschaft seiner Zeit sichtbar wurde.

Ulrike erwies sich trotz ihres Geschlechts unbedingt als die Stärkere, Zielbewußtere der Geschwister. Sie verfolgte ihren Lebensweg, wie sie selbst es für richtig hielt, nicht in Anpassung an die Ansichten der Gesellschaft. Der Bruder mag sie um diese Fähigkeit beneidet haben, da er vollkommen abhängig war von dem Urteil anderer. An Adolfine von Werdeck schrieb er:

. . . es gibt nichts Großes in der Welt, wozu Ulrike nicht fähig wäre, ein edles, weises, großmütiges Mädchen, eine Heldenseele in einem Weiberkörper, und ich müßte von allem diesen nichts sein, wenn ich das nicht innig fühlen wollte. Aber - ein Mensch kann viel besitzen, vieles geben, es läßt

sich doch nicht immer, wie Goethe sagt, an seinem Busen ruhen - Sie ist ein Mädchen, das orthographisch schreibt und handelt, nach dem Takte spielt und denkt, ein Wesen, das von dem Weibe nichts hat, als die Hüften, und nie hat sie gefühlt, wie süß ein Händedruck ist - Aber sie mißverstehen mich doch nicht -? O es gibt kein Wesen in der Welt, das ich so ehre, wie meine Schwester. (II,675-676)

Doch auch Ulrike profitierte von dem engen Verhältnis mit Heinrich.

Was man sonst der alleinstehenden Frau nicht gestattet hätte, ermöglichte der Bruder ihr. Sie wurde nicht nur seine engste Vertraute, seine verständnisvolle Gefährtin für das ganze Leben, sie wurde auch seine Reisebegleiterin. Ulrike liebte das Reisen mit großer Leidenschaft, und Kleist rühmte besonders ihre Entschlossenheit und Geistesgegenwart in schwierigsten Situationen. Ein äußerst reger Gedankenaustausch entwickelte sich zwischen den Geschwistern, und Kleist hatte immer wieder Gelegenheit, Ulrikes geistige Gewandtheit anzuerkennen. Ihr gegenüber konnte er völlig offen sein und brauchte nicht wie bei Wilhelmine zu fürchten, mißverstanden zu werden. Ulrike setzte sich immer wieder für den Bruder ein und vermochte dennoch nicht, bis zum Ende sein schöpferisches Talent als Dichter voll zu würdigen. Trotzdem versagte sie ihm als einziges Mitglied seiner Familie höchst selten ihre Hilfe, selbst wenn sie sein eigenartiges Verhalten, seine plötzlichen Reisen, seine Verzweiflung über die Unmöglichkeit der Erreichung dichterischer Ziele, die er sich gesetzt hatte, vor allem aber seine Selbstmordgedanken nicht verstehen konnte. Doch gerade diese Eigenschaften, die es ihr als selbstbewußtem und unabhängigem Menschen ermöglichten, dem Bruder in jeder Notlage zur Seite zu eilen, ließen sie in seinen Augen so wenig dafür geeignet erscheinen, als Frau entsprechend ihrer Bestimmung ein konventionelles Leben zu führen, das Glück in einer Ehe zu finden.

Trotz aller gemeinsam durchgestandenen Schwierigkeiten kam es schließlich doch zum Bruch zwischen den Geschwistern. In seiner Verzweiflung fällte Kleist ein recht hartes Urteil über den einzigen Menschen, der zu jedem Opfer für ihn bereit gewesen war. In seiner Todesstunde bereute er jedoch sein Verhalten und schrieb Ulrike einen letzten Brief als Eingeständnis:

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit Dir versöhnt zu haben. Laß sie mich, die strenge Äußerung, die in dem Briefe an die Kleisten enthalten ist, laß sie mich zurücknehmen; wirklich, Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

(II,887)

3.3. Marie von Kleist

Wie innig die Freundschaft mit Marie von Kleist war, zeigt sich am deutlichsten in den Briefen der letzten Lebensmonate des Dichters. Semela warnt vor einer Herauslösung dieser Briefe aus ihrem Zusammenhang, um sie dann als Einzeldokumente zu verwenden.⁵⁹ An der Tatsache bestehen jedoch keine Zweifel, daß Kleist in seiner Cousine einen Menschen besaß, der sich mit unbeschreiblicher Güte und größter Warmherzigkeit um ihn bemühte. Im Gegensatz zu Ulrike, von der Kleist behauptete, sie habe "die Kunst nicht verstanden sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt, ja worin der Himmel bestehen muß, wenn es wahr ist, daß man darin vergnügt und glücklich ist" (II,885), schien Marie gerade dieser Kunst fähig zu sein. Das beste Bild von ihr erhält man durch Kleists eigene Worte:

Sagen Sie mir, wodurch habe ich so viele Liebe verdient?
 Oder habe ich sie nicht verdient, und schenken Sie sie mir
 bloß, weil Sie überhaupt nicht hassen können, weil Sie alles,
 was sich Ihrem Kreise nähert, mit Liebe umfassen müssen?
 (II,877)

Semela meint: "Zum grenzenlosen Opfermut der Schwester, zu ihrer bedingungslosen Einfühlungskraft in die barocke Natur des Bruders müssen wir eine zarte, feine Fraulichkeit und einen mütterlichen Glanz legen, dann haben wir ungefähr das Bild jener Frau vor uns, das Kleist uns von seiner Kusine entwirft."⁶⁰ Sie war es, die für ihn beim König eine Pension erwirkte, die sich heftig für seine Befreiung aus französischer Gefangenschaft eingesetzt hatte. (II,1052-1053) Mit tiefstem Verständnis und Einfühlungsvermögen nahm sie Anteil an seiner Dichtung und wirkte wohltuend auf das Gemüt des Dichters. Kleist brauchte und würdigte diese Anteilnahme an seiner Arbeit. Begeistert schrieb er an sie: "Diese Ihre Neigung, sich auf die Partei des Dichters zu werfen, und durch Ihre eigne Einbildung geltend zu machen, was nur halb gesagt ist, bestimmt mich, mir öfter das Vergnügen zu machen, Ihnen im Laufe meiner Arbeiten abgerissene Stücke derselben zuzusenden." (II,797) Wie sehr er ihr vertraute, wie sehr er von ihrer Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen, abhängig war, läßt seine Bitte erkennen: "Sprechen Sie ein Wort, meine teuerste Freundin, sprechen Sie ein bestimmtes Wort, das mich entscheide; ich bin schon so gewohnt, alles auf Ihre Veranlassung und Ihren Anstoß zu tun, daß ich die Kraft, mich selbst zu entscheiden, fast ganz entbehre." (II,879)

Der plötzliche Tod des Dichters traf Marie von Kleist schwer. Wie sehr auch sie den Freund zu schätzen wußte, zeigt ihre Äußerung: "An Heinrich Kleist habe ich den Teilnehmer an allen meinen Freuden, an allen meinen Leiden verloren." (II,1053) Elisabeth Füller behauptet,

selbst Marie von Kleist habe sich bei aller Liebe und Freundschaft doch nicht zu jener Höhe des Gefühls aufschwingen können, die ihr in des Freundes dichterischen Frauengestalten entgegengetreten sei. Sie habe, wie so manche andere, Kleist von seinen "fixen Ideen" heilen wollen, um sein Leben in die ruhigen, friedlichen Bahnen des Alltags zu lenken.⁶¹ Der Dichter selbst betont in seinen letzten Zeilen an die mütterliche Freundin:

Ach, ich versichre Dich, ich habe Dich so lieb, Du bist mir so überaus teuer und wert, daß ich kaum sagen kann, ich liebe diese liebe vergötterte Freundin mehr als Dich. Der Entschluß, der in ihrer Seele aufging, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt, an ihre Brust; erinnerst Du Dich wohl, daß ich Dich mehrmals gefragt habe, ob Du mit mir sterben willst? - Aber Du sagtest immer nein -
(II,888)

3.4. Henriette Vogel

Seit seiner Jugendzeit hatte Kleist verschiedentlich den Wunsch geäußert, eines Tages gemeinsam mit einem Freund in den Tod zu gehen. Doch erst in Henriette Vogel schien er jenen Menschen gefunden zu haben, der ihn voll und ganz verstand, so daß seine "Seele, durch die Berührung mit der ihrigen, zum Tode ganz reif geworden" war. (II,885) Man hat den Eindruck, als ob nur diese Frau die Fähigkeit besessen hätte, die Traurigkeit Kleists als eine "höhere, festgewurzelte und unheilbare" (II,885) zu begreifen. Sie war zumindestens seiner Meinung nach die einzige, die unbedingt an ihn glaubte. Seine lebenslange Suche nach dem Du, das bereit war, sich ihm vollends aufzuopfern, hatte endlich ein Ende gefunden. Nur im Tode ging damit Kleists große Sehnsucht in Erfüllung, daß es eine Frau gab, die willens war, "ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehen: das Seligste, was sich auf Erden erdenken läßt." (II,885) In wahrer Ekstase sprach Kleist

darum von dem nahen Tode als dem "herrlichsten und wollüstigsten aller Tode." (II,888) Für sie beide bedeutete der Tod kein Ende. Kleist meinte, einen Schritt zu tun, der ihn in eine "bessere Welt" führen würde, eine Welt, in der er seine Freunde "mit der Liebe der Engel" ans Herz zu drücken hoffte. (II,888)

Der Tod wird also von Kleist als Übergangsstufe gesehen. Nur die Seele, das einzig Wesentliche des Menschen, hat nach dem Tode eine Weiterführung der Existenz auf einer höheren Ebene zu erwarten. Diese Idee, die Kleist Ulrike gegenüber bereits im Jahre 1800 geäußert hatte (II,603), wird noch im letzten Augenblick seines Lebens von ihm aufrecht erhalten, wie der Abschiedsbrief an Marie von Kleist beweist. (II,888) Dennoch taucht die Frage auf, was wohl am wichtigsten für Kleist gewesen sein mag. War es lediglich der Gedanke, gemeinsam in jene "bessere Welt" hinüberzugehen, der ihn so sehr an Henriette Vogel fesselte? Oder glaubte er wirklich an ihre unbedingte Liebe und Aufopferungsbereitschaft, die er einst von seiner Braut gefordert und von ihr nicht erhalten hatte? Sollte man nicht annehmen dürfen, daß Kleist noch im letzten Augenblick seines Lebens einem Irrtum unterlag? Es heißt, Henriette Vogel habe an einer unheilbaren Krankheit gelitten und versucht, der unabwendbaren Qual eines langsamen Dahinsiechens zu entgehen. Sie war es, die in dem Dichter einen Gefährten gefunden hatte, der ihr den entscheidenden Schritt durch seine Gegenwart erleichterte. Kleist selbst gibt ja zu verstehen, daß es ursprünglich Henriettes Idee gewesen war, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. In seiner Todesstunde schien er aber zu glauben, dem vollkommenen Glück, das ihm im gemeinsamen Erleben mit einer geliebten und liebenden Frau auf Erden nicht beschieden war, durch den gemeinsamen Tod näher kommen zu können.

Von einem "Strudel von nie empfundener Seligkeit" (II,888) fühlte er sich ergriffen. Diese geistige Verfassung war es, in der sich Kleist und Henriette Vogel auf ihre "große Entdeckungsreise" in jene "bessere Welt" begaben.

Mit dem Verhalten der verhängnisvollen Schüsse in der Nähe des Wannsees fand am 21. November 1811 das Leben des Dichters Heinrich von Kleist, "das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat," (II,887) ein Ende. Schon im Jahre 1801 hatte er in einem Brief seiner Schwester anvertraut: "Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit." (II,628) In seiner Todesstunde schien diese Wahrheit noch immer Gültigkeit zu haben, da er Ulrike eingestand: "Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war." (II,887) Die letzte Hoffnung, seinem König und seinem Vaterland wieder als Offizier dienen zu können, Preußen endlich von der bedrückenden Macht Napoleons befreit zu sehen, war ihm genommen. "Die Zeit ist ja vor der Tür, wo man wegen der Treue gegen ihn [den König], der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann." (II,884) Am tiefsten hatte es ihn aber getroffen, von der eigenen Familie "als ein ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft, das keiner Teilnahme mehr wert sei," (II,884) verurteilt zu werden, so daß das Leben wirklich nicht mehr lebenswert erschien.

Ein großer Unterschied besteht also zwischen dem tatsächlichen Verhältnis des Dichters zu Frauen, zwischen seinen Lebenserfahrungen mit ihnen und dem Idealbild, das ihm für die Beziehung zwischen Mann und Frau vorschwebte. Und Kuoni hat recht mit der Behauptung über Kleists Verhältnis zur Frau, wenn sie betont:

Das Auseinanderfallen von äußerem Schicksal und innerlich entscheidendem seelischem Erleben tritt nirgends rücksichtsloser an den Tag als in der persönlichsten, einmaligen und verbindlichsten Beziehung zu einem Du, in der Liebe. Keine von den Frauen, die Kleist im Leben nahe traten, steht mit nicht wegzudenkender Notwendigkeit in seiner geistig-personhaften Entwicklung. Es gibt in seinem Leben keine ins Innerste greifende Liebe zu einer Frau: und doch konnte er die leidenschaftliche Liebeswut Penthesileas und die selbstvergessende Innigkeit Käthchens aus sich gestalten.⁶²

4. Die Bildung der Frau

Bildungs- und Erziehungsgedanken waren für Kleist als Mensch und als Dichter sowohl vor als auch nach der Kantkrise von außerordentlicher Wichtigkeit. An Wilhelmine von Zenge schrieb er:

Ich hatte schon als Knabe (mich dünkt am Rhein durch eine Schrift von Wieland) mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Vervollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesen Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigne Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grade von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Tätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist. - (II,633)

Nach der Kantkrise betonte er, der Mensch habe "ein unwidersprechliches Bedürfnis sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Tier." (II,682) Und Kleist beschloß, seine unterbrochenen Studien wieder fortzusetzen, "aber nicht mehr bloß um der Wahrheit willen, sondern für meinen menschenfreundlicheren Zweck -" (II,684). Dieser Zweck war bekanntlich die Hinwendung zum dichterischen Schaffen, das von nun an allen Menschen dienen sollte, ein Werk, das der Menschheit zu einem menschenwürdigeren Dasein verhelfen sollte.

Ide hat der Bedeutung des Kleistschen Bildungsbegriffes nachgeforscht und erklärt, daß der Dichter beim Gebrauch des Ausdrucks 'Bildung' nicht an die übliche Bedeutung von 'Erwerb von Wissen' gedacht habe, daß mit dem Bildungsbegriff keineswegs 'Persönlichkeitsbildung' gemeint sei. Für Kleist sei Bildung vor allem das Mittel gewesen, das geistige Interesse des Menschen zu erwecken. Indem der Mensch sich bilde, erfülle er ein göttliches Gebot, selbst daran mitzuarbeiten, das Himmelreich des Glücks zu erwerben. Somit erweist sich Bildung als eine Schulung der Verstandeskräfte, als eine Ausbildung der "geistigen und körperlichen Kräfte" des Menschen. Ide meint, Kleist könnte gar nicht an intellektuelle oder gar an wissenschaftliche Bildung gedacht haben, wenn er zum Beispiel behauptet, daß auch im Unglück Bildung liege.⁶³

Die Willensbetontheit der Kleistschen Gesamthaltung wirkt sich auch auf dem Gebiete der Bildung aus, vor allem auf das Bestreben des Dichters, nicht nur sich allein, sondern auch andern zu einem besseren Bildungsstand zu verhelfen. So gelang es ihm während seiner Studienzeit in Frankfurt, vor allem den Bildungseifer des weiblichen Bekanntenkreises zu entfachen. Auf Kleists Bitte willigte sein Lehrer Wunsch, Professor der Naturwissenschaften, ein, vor zwölf 'iliteratis', um die es sich seiner Ansicht nach in diesem Kreis handelte, einen Winter lang über die Experimentalphysik zu sprechen.⁶⁴ Aber auch Kleist selbst vermochte seinen Hang zum Belehren nicht zu unterdrücken. Er ließ sich speziell ein Katheder anfertigen, von dem herab er vor den jungen Damen kulturgeschichtliche Vorlesungen hielt. Sein Bestreben richtete sich aber besonders auf die Verbesserung der deutschen Grammatik und Orthographie, auf schriftliche Sprach- und Denkübungen, da die weibliche

Jugend im Durchschnitt zu wenig Ausbildung erhalten hatte, und wenn, sich vorwiegend auf Französisch unterhielt. Französisch wurde zu der Zeit Kleists als die Sprache der gebildeten Gesellschaft angesehen.

Der Dichter war überzeugt von dem "vielseitigen Nutzen" jener Denkbungen, die er ganz besonders auch Wilhelmine aufgab. Er sah einen Nutzen für die menschliche Bildung auf Grund der zunehmenden Vertrautheit mit der grammatischen und stilistischen Behandlung der Themen, ebenso eine Erweiterung des Urteilsvermögens, eine Vertiefung fundamentaler Wahrheiten. (II,505) Voller Stolz dachte Kleist später an jene Tage zurück, wenn er an die Verlobte schrieb:

. . . - habe ich nicht auch während meiner Anwesenheit in Frankfurt unter unsern Familien manches Gute gestiftet -? Durch untadelhaften Lebenswandel den Glauben an die Tugend bei andern stärken, durch weise Freuden sie zur Nachahmung reizen, immer dem Nächsten, der es bedarf, helfen mit Wohlwollen und Güte - ist das nicht auch Gutes wirken? Dich, mein geliebtes Mädchen, ausbilden, ist das nicht etwas Vortreffliches? Und dann, mich selbst auf eine Stufe näher der Gottheit zu stellen - - (II,586)

Darin sah Kleist seine Aufgabe für die Zukunft, Wilhelmine als Frau zu bilden, sie zu seinem eigenen Bildungsniveau zu erheben. Er war von der Idee überzeugt, daß die Frau, die als körperlich Schwächere vom Mann abhängig sei, ihm auch geistig unterlegen sein müsse, zumal ihm vorwiegend der Verstand gegeben sei, bei der Frau aber das Gefühl vorherrsche.

O wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mitteilen könnte, das in mir flammt! Wenn Du es ahnden könntest, wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommnes Wesen zu bilden, jede Lebenskraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Tätigkeit setzt! - (II,576-577)

Trotz dieser Überzeugung von der Superiorität des Mannes, der dazu ausersehen ist, als Erzieher der Frau zu wirken, muß Kleist in seinen

Ansichten als seiner Zeit weit voraus anerkannt werden, da für ihn keine Zweifel daran zu bestehen scheinen, daß das weibliche Geschlecht wie das männliche zu einer weitreichenden Bildung geistig in der Lage ist. Allerdings sieht er einen individuellen Unterschied in der Möglichkeit der Entwicklung vorhandener Anlagen, wenn er Wilhelmine gegenüber betont, daß er selbst nichts "hineinlegen" könne in ihre "Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte." Seien ihre Anlagen aber auch noch so vortrefflich, nur die Braut selbst könne ihre Entfaltung durch eigenes "Hand anlegen" herbeiführen. "Du selbst mußt Dir das Ziel stecken, ich kann nichts als Dir den kürzesten, zweckmäßigsten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Überzeugung, daß es von Dir längst erkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert." (II,565)

Kleist möchte in Wilhelmine eine Lebensgefährtin zur Seite haben, die sich zu einem vollkommenen Wesen gebildet hat, um der Aufgabe gerecht zu werden, die ihrer wartet als Ehefrau und Partnerin fürs Leben, vor allem aber als Mutter seiner zukünftigen Kinder.

Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz, wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurteillos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend - dann, ja, dann könntest mir für eine Tat lohnen, für eine Tat -
(II,564-565)

Das Bildungsideal Kleists schließt also auch die Gestalt der Frau mit ein. Auf den zukünftigen Beruf als Ehefrau und Mutter, als Erzieherin der nächsten Generation, muß die Braut vorbereitet werden. Darum rät er ihr:

Bei jedem solchen interessanten Gedanken müßtest Du also immer fragen, entweder: wohin deutet das, wenn man es auf den Menschen bezieht? oder: was hat das für eine Ähnlichkeit, wenn man es mit dem Menschen vergleicht? Denn der Mensch und die Kenntnis seines ganzen Wesens muß Dein höchstes Augenmerk sein, weil es einst Dein Geschäft sein wird, Menschen zu bilden. (II,596)

Nur zu oft wurde Kleist als pedantischer Philister verlacht, der sich in seiner "ganzen Selbstherrlichkeit" und in "männlicher Selbstüberhebung" zum Schulmeister des weiblichen Geschlechts machte, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der menschlichen Wesen bekleidet. Man betrachtete ihn selbst viel zu sehr als einen Lernenden, um ihn als Lehrer akzeptieren zu können.⁶⁵ Bülow berichtet, daß zu Kleists Zeiten die jungen Damen der Gesellschaft tatsächlich ein sehr schlechtes Deutsch sprachen, was ihnen der Dichter als eine Schande vor Augen hielt, ihnen aber auch dabei half, diesem Mangel Abhilfe zu verschaffen. Er sorgte für gute Lektüre, brachte ihnen die besten Dichter und las ihnen aus diesen Werken vor.⁶⁶ Auch Goethe traf sich in Weimar wöchentlich mit einem Zirkel von Damen, um mit ihnen literarische Werke zu lesen oder zu übersetzen.⁶⁷

Aus Würzburg schrieb Kleist an Wilhelmine, daß man nirgends den Grad der Kultur einer Stadt oder überhaupt den Geist des vorherrschenden Geschmacks schneller kennenlernen könne, als in den Lesebibliotheken. Auf seine Frage nach der zur Verfügung stehenden Auswahl vorhandener Bücher habe es sich dort herausgestellt, daß weder Wieland, Schiller noch Goethe vorhanden oder gar erlaubt waren. Die literarischen Werke, die zu dieser Zeit auf dem Markt erschienen, waren nicht für die gewöhnlichen Bürger bestimmt, sondern sie blieben einer kleinen Gruppe von auserwählten Intellektuellen vorbehalten. Auf die Frage, wer denn am meisten in der Stadt lese, hieß es: "Juristen, Kaufleute

und verheiratete Damen." Den unverheirateten Damen dagegen war es verboten, dort Bücher zu fordern. Genauso durften keine Bücher an Studenten ausgehändigt werden. Zu haben waren lediglich "Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster." In Würzburg ging es nach Kleists Urteil mehr darum, sich auf die "zukünftige himmlische Glückseligkeit" vorzubereiten, als sich auf die "gegenwärtige irdische" einzustellen." (II,562-563) Hier scheint sich der Ausspruch des Vicomte Louis de Bonald zu bestätigen, der als erster betonte, daß "Literatur Ausdruck der Gesellschaft" sei.⁶⁸ Dieser Ausspruch dürfte nicht nur für die neu entstehende Literatur, sondern ebenso für den literarischen Bildungsstand der Gesellschaft Gültigkeit haben.

Während also einerseits die Bemühungen Kleists um die Bildung des weiblichen Geschlechts anerkannt werden müssen, während vor allen Dingen die für des Dichters eigene Zeit bemerkenswerte Einschätzung der Bildungs- und Entfaltungsfähigkeit der Frau, wie sie später im Werk erscheint, hervorgehoben werden muß, so darf andererseits Kleists Abhängigkeit von dem konventionellen Denken seiner Epoche nicht übersehen werden. So war er keineswegs mit Ulrikes Abenteuer einverstanden, die in Männerkleidung an einer öffentlichen Vorlesung an der Universität in Leipzig teilnahm. Die Verkleidung sollte etwaige Störungen vermeiden, die "Weiberröcke" wahrscheinlich hervorgerufen hätten, da Frauen das Universitätsstudium nicht offenstand. (II,656)

Obwohl sich schon im 18. Jahrhundert die ersten Ansätze zu einer geplanten Mädchen- und Frauenbildung zeigten, hatte sich bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen nichts geändert. Von vielen Familien, vor allem von solchen des Adels, wurden Hofmeister angestellt, welche die

Söhne auf ein zukünftiges Universitätsstudium vorbereiteten, oder sie fungierten später als Begleiter während der üblichen 'Kavalierstour'.⁶⁹ Die Eltern Lessings nahmen sogar das Opfer auf sich, genügend Geld zu borgen, um den fünf Söhnen eine gute Bildung ermöglichen zu können. Die Tochter wurde dagegen wie alle anderen Mädchen dieser Epoche mit den allernotwendigsten Grundkenntnissen fürs Leben ausgerüstet, die sie aus Bibel und Kochbuch erhielt.⁷⁰ Nur in Ausnahmefällen, wie in Goethes Familie, wo der Vater seinen Sohn Wolfgang persönlich unterrichtete, durfte auch die Schwester den Unterrichtsstunden beiwohnen.

Äußerst gegensätzliche Ansichten waren auch weiterhin in bezug auf Frauen vorherrschend. Als Antwort auf die Frage, ob Frauen fähig seien, ehrenvolle akademische Würde zu erlangen, heißt es in dem zwischen 1732 und 1750 in Halle und Leipzig gedruckten Großen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden in dem Artikel über "Weiber": "Why not? . . . Neither civil laws nor the customs of nations exclude women folk from such degrees, and the divine laws have decreed nothing in the matter, but have left it to the disposition of men. If Bologna and Padua honor Turks, Saracens and Jews with the doctorate, why not women?"⁷¹ An der Universität in Bologna hatte tatsächlich die erste Frau 1732 die Doktorwürde erhalten und durfte dort später selbst lehren. Diese Nachricht mag für einen außergewöhnlichen Fall in Preußen ausschlaggebend gewesen sein, wo Dorothea Christiane Erxleben im Jahre 1754 durch das Eingreifen Friedrichs des Großen nach eingehender Prüfung und Annahme ihrer Dissertation von der Universität Halle ihre Doktorwürde auf dem Gebiet der Medizin erhielt und für den Rest ihres Lebens als Ärztin praktizieren durfte.⁷² Daneben tauchte aber auch die

Frage auf, ob Frauen denn überhaupt Menschen seien. Besondere Beachtung verdient zu diesem Punkt eine Broschüre von Michael Ambros, die im Jahre 1793 erschien. Der Titel lautete bezeichnenderweise: Weibsbilder sind keine Menschen. Wird sonnenklar bewiesen aus der Schrift und aus der gesunden Vernunft. Nachdem der Autor bewiesen zu haben glaubt, daß die Frauen innerhalb der Heiligen Schrift nirgends als Menschen bezeichnet werden, geht er dazu über, die vorgegebenen Einsprüche von Frauen zu seiner Abhandlung mit 'stichhaltigen' Gründen zu widerlegen. Puckett zitiert besonders das sechste Argument und seine verheerende Antwort:

Sixth objection, from the wife of a graduate professor.
Every animal naturally brings its kind into the world; we women bring humans, consequently we are humans, too.

Solution. From the thorn bush grow the most beautiful roses, from the most loathsome worms, the daintiest butterflies, and from dung come beetles. Yield the point then, my dear women! You are, to be sure, dear, pleasant and necessary to us, but your humanity is in a parlous state.

Und Puckett weist darauf hin, daß der scherzende Ton diese Schrift am Leben erhielt, ja, daß sie im Jahre 1911 sogar erneut gedruckt wurde.⁷³

Während also in Italien schon zur Zeit der Renaissance das Ideal der Persönlichkeit erwuchs, das erstmalig auch für die Frau geltend wurde, wo der Gedanke auftauchte, daß auch die Frau sich zu einer vollentwickelten selbstschöpferischen Persönlichkeit zu erheben vermag,⁷⁴ konnte man sich in Preußen noch im 20. Jahrhundert nicht von der Idee der notwendigen unterschiedlichen Behandlung von Knaben und Mädchen lösen. Zur Zeit des Ersten Weltkrieges gelangte eine Untersuchung über Erziehung und Vererbung zu folgendem Ergebnis:

Die Frau ist körperlich schwächer als der Mann; sie kann also den durch ein Übermaß geistiger Arbeit verursachten Kraftverlust weniger leicht ausgleichen als der Mann; die Fortpflanzungsfunktion ist für den weiblichen Organismus weit bedeutender als für den männlichen. Eine durch geistige Arbeit hervorgerufene Gleichgewichtsstörung wird also bei der Frau viel stärker sein als bei dem Manne, und für die Nachkommenschaft sind die Folgen einer solchen Gleichgewichtsstörung weit ernster, wenn es sich um die Frau, als wenn es sich um den Mann handelt. Denn die Gesundheit der Mutter ist für das Kind viel wichtiger als die des Vaters. Die Mutter Goethes hätte, obwohl hervorragend begabt, doch nie den Faust schreiben können. Wenn sie aber durch ein Übermaß geistiger Tätigkeit ihre Zeugungskräfte auch nur um wenig geschwächt hätte, so würde sie nie einen Faustdichter zum Sohn gehabt haben.⁷⁵

Allerdings können diesen Ansichten ebenso die herausragenden Frauencharaktere der Literatur gegenübergestellt werden, wie zum Beispiel die Gestalt Iphigenies oder die einer Minna von Barnhelm. Entscheidend ist jedoch die Tatsache, daß Kleist trotz der um die Jahrhundertwende vorherrschenden vielseitigen Ansichten über Frauen und ihre Bildung davon überzeugt war, daß dem weiblichen genauso wie dem männlichen Wesen die Möglichkeit zur Entfaltung vorhandener Anlagen anzuerkennen sei, daß vor allen Dingen für ihn an der Bildungsfähigkeit der Frau keinerlei Zweifel bestanden.

Kleist mag in seinen Ansichten ebenfalls durch das Vorbild der Frauen beeinflußt gewesen sein, die um die Jahrhundertwende in Berlin von sich reden machten. Nach französischem Muster hatten sich dort literarische Zirkel gebildet, denen jeder, der sich zur Elite des Geistes zählte, anzugehören trachtete. Die Beliebtheit der gesellschaftlichen Zusammenkünfte in den Salons kann als besondere Leistung von Henriette Hertz, Rahel Levin und Dorothea Veit gelten, denen als Jüdinnen die Kreise der gewöhnlichen Berliner Gesellschaft verschlossen waren. Diesen geistreichen Frauen gelang es, die Welten des Adels, der Gelehrten, der Beamten und Kaufleute, ja, sogar die der Schauspieler in

ihren Salons zu vereinen, Menschen also, die sonst durch den Berliner Kastengeist streng voneinander getrennt waren. Durch ihren sprühenden Geist und ihre vorzügliche Bildung gelang es diesen Frauen, jener niedrigen Auffassung vom weiblichen Geschlecht Einhalt zu gebieten, die sich durch das gesamte 18. Jahrhundert hindurch erhalten hatte. Besonders in Dorothea Veit, der späteren Frau Friedrich Schlegels, lernte Kleist einen Menschen kennen, dem jene Einheit des Geistes und des Herzens gegeben war, wie er es später in seinem dichterischen Werk mit der Charakterisierung seiner Frauengestalten so ausgezeichnet darzustellen vermochte.⁷⁶

5. Die Darstellung der Frau in der Dichtung

Der Kleistschen Ansicht über das Wesen und die Bestimmung des Weibes entsprechend erscheinen die Frauengestalten im Werk vorwiegend in einem untergeordneten Verhältnis zum Manne. In krassem Gegensatz zu den Äußerungen des Dichters über die Zweitrangigkeit der Frau, über ihre physische Schwäche, die sie ihrer Natur nach von der Stärke des Mannes abhängig erscheinen läßt, steht jedoch das bemerkenswerte Ausmaß ihrer Wirkungsfähigkeit. Die Frau erweist sich keineswegs als schwach und unfähig, ohne die Hilfe des Mannes die Konfrontation mit dem Schicksal zu meistern. Sie besitzt ohne Zweifel die Fähigkeit, sich völlig unabhängig zu entscheiden und zu handeln.

Hatte Eustache sich stets als treue Ehefrau dem Willen ihres Mannes unterworfen, so zögert sie dennoch keinen Augenblick, Ottokar entgegen den Anordnungen des Vaters aus dem Gefängnis zu befreien, als es gilt, das Leben von Agnes und somit die Liebe zwischen den Kindern zu retten. Agnes mißachtet die Warnungen ihrer Mutter und findet immer

wieder eine Möglichkeit, sich von der Burg hinwegzustehlen, um sich mit Ottokar im stillen Gebirgstal zu treffen. Eve ist willens, den Verlust ihres guten Rufes hinzunehmen, solange Ruprechts Leben damit gerettet wird. Im entscheidenden Augenblick wagt sie es sogar, gegen einen Vertreter des staatlichen Gerichtswesens Stellung zu nehmen. Penthesilea zeigt sich nicht nur als beachtenswerte Kämpferin im Gefecht mit Achill, sie erklärt sich nicht nur bereit, den Amazonenstaat zu verlassen, um Achill zu folgen, sondern durch ein Höchstmaß an Willenskraft vermag sie sogar, ihrem eigenen Leben ein Ende zu setzen, in dem sie dem Staat gegenüber schuldig geworden war. Käthchen teilt ihrer Absicht, das elterliche Haus zu verlassen, nicht einmal dem zurückbleibenden Vater mit, sondern sie verschwindet eines Morgens, weil ihr Inneres ihr gebietet, dem Ritter zu folgen. Thusnelda erscheint einerseits wie ein verzärteltes und gedankenloses Wesen, dessen Sinnen und Trachten lediglich auf Unterhaltung und Zeitvertreib ausgerichtet sind. Erst der Mißbrauch ihres Vertrauens läßt sie zu einer würdigen Gefährtin in dem Kampf gegen die Römer werden. Natalie besitzt die innere Kraft, ihrer Liebe zum Prinzen in dem Augenblick zu entsagen, da sie glaubt, ihm so das Leben retten zu können.

Wie im dramatischen Werk, so zeigt es sich auch in den Novellen, daß die Frauengestalten sich durch selbständige Entscheidung und Handlung in entscheidenden Situationen zu bewähren wissen. Lisbeth schaltet sich aktiv in den Kampf des Michael Kohlhaas ein, da sie glaubt, ihm als Frau in seinem Bestreben auf eine Weise helfen zu können, die ihm als Mann nicht zur Verfügung steht. Die Marquise erhebt sich in dem Augenblick über ihr unerklärliches Schicksal, da sie die Existenz ihrer Kinder durch einen wütenden Vater bedroht sieht. Josephe scheut nicht

die Gefahren eines einstürzenden Gebäudes während des Erdbebens, als es darum geht, ihren Sohn aus dem brennenden Kloster zu retten. Toni verwandelt sich innerhalb weniger Stunden von einem unwissenden Mädchen, das sich gedankenlos dazu gebrauchen läßt, weißen Flüchtlingen eine tödliche Falle zu stellen, zu einer klugen Beschützerin Gustavs, für den sie sogar ihr Leben einzusetzen gewillt ist. Littegarde und Alkmene glauben sich unschuldig schuldig, geben jedoch ihre anfängliche Auflehnung gegen die Anschuldigungen auf, da sie in ihrem tiefsten Innern von unerklärlichen Zweifeln erschüttert werden.

Es zeigt sich also, daß die Mehrzahl der Frauengestalten Kleists eine aktive Einstellung annehmen, sobald sie einen nahestehenden Menschen in Gefahr sehen. Dabei handelt es sich in den meisten Fällen um den Geliebten oder Ehegatten, in anderen um das Leben der eigenen Kinder, die der Gefahr ausgesetzt sind. Ist nur das eigene Leben bedroht, so bleibt die Frau passiv in ihrem Verhalten, wie die Beispiele von Elvire und dem Bettelweib bezeugen. Geleitet werden die Frauen Kleists in ihrem Handeln vor allem von dem besonderen Gefühl, das ihnen als weiblichen Wesen innewohnt. In dem stets vorhandenen Gegensatz zwischen Verstand und Gefühl, der für den Dichter selbst eine so große Rolle spielte und der in der Charakterisierung der Frauengestalten Darstellung findet, überwiegt im entscheidenden Augenblick das Gefühl als Impuls zum Handeln. Allein bei Natalie scheint jene völlige Einheit zwischen Geist und Herz gegeben, auf die es dem Dichter speziell ankam. Agnes und Ottokar ist es nur gemeinsam möglich, das rechte Maß an Gefühl und Verstand oder Geist und Herz wirksam werden zu lassen. Bei Penthesilea dagegen schaltet die Übermacht des Gefühls den Verstand völlig aus, der erst nach der grausamen Tat wieder einzusetzen scheint.

Die Marquise folgt allein der Eingebung ihres Gefühls, indem sie ihre Kinder an sich rafft und mit ihnen das Elternhaus verläßt. Erst nach der Tat, draußen in der freien Natur, gewinnt sie ihre Verstandeskraft zurück, um schließlich die notwendigen Entscheidungen für die Zukunft zu treffen.

Obwohl das Hauptinteresse des Dichters vorwiegend auf den inneren Wert seiner Frauengestalten gerichtet zu sein scheint, auf ihre Tugenden, so bedeutet das nicht, daß er bei ihrer Charakterisierung die äußere Erscheinung völlig unbeachtet ließ. Die meisten der Kleistschen Frauen sind jung und von außerordentlicher Schönheit, die jedoch nur selten und wenn, dann äußerst ungenau beschrieben wird. Auch hier scheint es, als habe der Dichter mehr Wert auf die Wirkung der weiblichen Reize auf den Mann gelegt. Von Littegarde heißt es, sie sei "die schönste," bis auf den Augenblick der schmähhlichen Anklage durch den Grafen Jakob auch "die unbescholtenste und makelloseste Frau des Landes." (II,235) Die Marquise ist als "eine Dame von vortrefflichem Ruf" (II,104) bekannt. Agnes erscheint Ottokar in ihrer Schönheit und Reinheit wie ein Engel, dem er den Namen Maria gibt, da das Mädchen dem Bildnis der Gottesmutter gleiche. (I,62) Das Käthchen wird als "ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art" (I,433) bezeichnet, als man es sich vorstellen könne. An Alkmene preist man den "schönsten Reiz, der auf der Erde blüht" (I,260), der sogar einen Gott vom Olymp herabsteigen läßt, um ihr zu begegnen. Von Penthesilea heißt es:

Solch eine Jungfrau, Hermia! So sittsam!
 In jeder Kunst der Hände so geschickt!
 So reizend, wenn sie tanzte, wenn sie sang!
 So voll Verstand und Würd und Grazie!

(I,414)

Und doch ist es dieselbe Penthesilea, die sich mit ihren Hunden auf Achill stürzt, um ihn mit ihren Zähnen zu zerreißen.

Wenn Heptner behauptet, Kleist sei bei der Zeichnung seiner weiblichen Figuren sowohl von romantischen Ideen über die Frau als auch von der Idealgestalt beeinflusst gewesen, die ihm von der Frau vorschwebte, so muß dieser Ansicht im Hinblick auf die Betonung des Gefühls und der Leidenschaft zugestimmt werden.⁷⁷ Allerdings hat seine Charakterisierung der Frauengestalten genauso wie seine Wirklichkeitsdarstellung wesentlich schärfere und nüchternere Züge aufzuweisen. Es bestehen keine Zweifel daran, daß es sich hier keineswegs um genaue Personenbeschreibungen handelt, um genau gezeichnete Individuen. Wir haben vielmehr Gestalten vor uns, die in den Ablauf der Handlung hineingestellt sind, denen der Dichter eine rein funktionale Bedeutung zugeteilt hat. Daher lassen sie an persönlichen Kennzeichen nur soviel erkennen, wie es für den Ablauf des Geschehens notwendig erscheint. Der Ansicht Conradys, man müsse die Kleistschen Figuren als rein funktional bezeichnen, weil sie eben nur dies seien und nicht um ihrer selbst willen durchgestaltete Menschen, muß darum zugestimmt werden.⁷⁸

6. Die variierenden Frauenrollen im Werk

In ihrer Eigenschaft als rein funktionale Figuren erscheinen die wichtigsten Frauengestalten im Kleistschen Werk als Ehefrau oder Geliebte, als Mutter, Tochter, Schwester oder Freundin und erfüllen die ihnen zugewiesenen Rollen ihrer Bestimmung gemäß. Für das Verhältnis zum Manne hat der Dichter für jede Variante der weiblichen Charaktere ein passendes Gegenüber geschaffen und somit in jedem Werk für eine geeignete Abwandlung des Ich-Du-Verhältnisses gesorgt.

6.1. Ehefrau

Ob es sich um Lisbeth oder Alkmene, um Eustache, Gertrude, Elvire, Thusnelda oder die Mutter der Marquise handeln mag, sie alle entsprechen den Vorstellungen Kleists von einer guten Ehefrau. Gegen keine von ihnen könnte man den Vorwurf erheben, daß sie ihre Pflichten vernachlässigen. Sie verstehen es, sich den Wünschen ihrer Ehegatten zu unterwerfen und sie zugleich glücklich zu machen. Sie haben jene Eigenschaften und Tugenden aufzuweisen, die vom Dichter als notwendig bezeichnet werden, um eine glückliche Ehe zu gewährleisten: wahre Liebe und Treue, Herzensgüte, Vertrauen, Uneigenmützigkeit und Aufopferungsbereitschaft. Das Sexuelle tritt bei der verheirateten Frau mit wenigen Ausnahmen in den Hintergrund. Eustache versucht durch die Erinnerung an ihre liebevolle Hingabe am Abend vor der Hochzeit, Rupert in seiner rasenden Wut gegen die Verwandten auf Warwand zu besänftigen. Alkmene, trotz der Bewußtheit ihrer Unschuld an sich selbst irre geworden, glaubt, die Ehe mit Amphitryon nicht weiterführen zu können, da man sie scheinbar der Untreue bezichtigen müsse. Die idealisierte Darstellung des ehelichen Verhältnisses, wie es speziell in Alkmenes Situation geschieht, mag besonders berechtigt sein, falls es Kleist darum ging, seinen Mitmenschen das Gegenteil von dem vor Augen zu führen, was sich ihnen im täglichen Leben bot. Über Berlin wurde im Jahre 1799 berichtet:

Da Berlin der Zentralpunkt der preußischen Monarchie ist, von wo alles Böse und Gute über die Provinzen sich ausgießt, so hat sich die dortige Verdorbenheit nach und nach über diese ausgebreitet. Der Offizierstand, dem Müßiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es am weitesten unter allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegierten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut

geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselseitig verführen. Kein ehrlicher Bürgersmann, kein solider Zivillist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand trat, nicht zu beflecken suchten.⁷⁹

Kleist selbst betonte in einem Brief an Wilhelmine über das Hofleben:

"Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe. An den Höfen herrscht die Mode, und die Liebe flieht vor der unbescheidenen Spötterin." (II,504)

Agnes Ausspruch Ottokar gegenüber, daß ein Weib keine Mühe scheue, wenn es sich um einen Liebesdienst für den Mann handele (I,76), entspricht der Denkweise der verheirateten Frauengestalten im Kleistschen Werk. Besonders Lisbeth und Eustache bemühen sich, entsprechend ihrer Funktion im dichterischen Werk auf die Denk- und Verhaltensweise ihrer Ehemänner einzuwirken. Lisbeth erweist sich als tatkräftige Partnerin des Michael Kohlhaas und muß ihre Selbstlosigkeit sogar mit dem Leben bezahlen. Sie wird wie Eustache zur Mahnerin, die mit "stiller Standhaftigkeit" dem stürmischen Willen des Mannes Einhalt zu gebieten versucht. Gertrudes spezieller Hang zum Mißtrauen und ihr negativer Einfluß auf ihre Umgebung müssen als rein funktionale Bedürfnisse für die Gegenüberstellung von Vertrauen und Mißtrauen in der Familie Schroffenstein gesehen werden. Die Mutter der Marquise weiß der Gespaltenheit ihrer Gefühle als Ehefrau und Mutter dadurch Abhilfe zu verschaffen, daß sie mit kluger Planung und einiger List Vater und Tochter wieder zu vereinen vermag. Auch von Elvire heißt es, sie sei Piachi eine "treffliche Gemahlin." (II,201) Die Rolle Piachis in seiner Ehe mit Elvire erweist sich vorwiegend als die eines verständnisvollen Beschützers, der um die grenzenlose Treue der jungen Frau dem toten

Lebensretter gegenüber weiß und dieses Gefühl der "reinen Seele" Elvires achtet. In Thusneldas Fall bestehen keine Zweifel an ihrer ehelichen Treue, obwohl sie in ihrer Einfalt und Eitelkeit die Annäherung des jungen Römers Ventidius sowohl ablehnt als auch ermutigt.

Man darf also behaupten, daß die im Werke auftretenden ehelichen Verbindungen auf Liebe, doch wesentlich mehr auf gegenseitiger Hochachtung und tiefstem Vertrauen basieren und somit zu einem Eheglück beitragen, das sich gerade in Krisenzeiten bewährt. Anzeichen eines Rüttelns an den Festsitzen des patriarchalischen Gesellschaftssystems, an den Vorrechten des männlichen Oberhauptes der Familie, sind nicht gegeben.

6.2. Mutter

Die Muttergestalten bei Kleist lassen sich in drei Gruppen aufteilen. Von Eustache, Gertrude, Lisbeth und Thusnelda weiß man, daß sie sich jederzeit als treusorgende Mütter erweisen, die stets auf das Wohl ihrer Kinder bedacht sind. Von Thusnelda hört man nur, daß sie zwei Söhne hat, die jedoch in ihrem Verhältnis zur Mutter im Drama keinen wesentlichen Platz einnehmen. Lisbeth, sonst gewöhnt, sich den Wünschen ihres Mannes anzupassen, wagt es in ihrer Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, gegen die Pläne von Michael Kohlhaas zu sprechen, da er einem Nachbarn gegenüber seine Absicht zum Ausdruck bringt, den gesamten Besitz zu verkaufen. Gertrude wird in ihrem Denken und Handeln wesentlich von der Sorge um die Sicherheit für Agnes beeinflusst. Auch Eustache, die sich selbst als "unterdrücktes Weib" (I,116) bezeichnet, erkühnt sich, gegen die Befehle Ruperts zu handeln, indem sie Ottokar aus dem Turm entweichen läßt. Daß Mutterliebe sich als eine stärkere Macht auszeichnet als alle Liebe und Ehrfurcht, die sie dem Ehemann

entgegenbringt, vermag insbesondere die Mutter der Marquise aufzuzeigen. Obwohl sie selbst erschüttert ist über die unfaßbare Tatsache der Schwangerschaft ihrer Tochter, obwohl ihre Enttäuschung über den vermuteten Fehltritt und die Hinterlist der Marquise keine Grenzen kennt, vermag sie der Tochter das Mitgefühl ihres Mutterherzens dennoch nicht völlig zu entziehen. Der mit ihren Tränen benetzten schriftlichen Aufforderung des Vaters, das Elternhaus sofort zu verlassen, fügt sie darum das Wort 'diktiert' hinzu. Entsprechend ihrer Bestimmung als Frau im Werke Kleists vermag sie, mit ihrem Einfluß den Vater davon zu überzeugen, daß ein frevelhafter Lebenswandel der Marquise noch keineswegs bewiesen sei. Die Mutter ist es schließlich, die sich erdreistet, gegen das Verbot ihres Mannes wieder Kontakt mit der Tochter aufzunehmen, um sich von der Tugendhaftigkeit der jungen Frau erneut zu überzeugen. Allein ihrem Wirken ist es zu verdanken, daß es zu einer Versöhnung zwischen Vater und Tochter kommt.

Neben diesem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter steht die mütterliche Sorge um den Sohn im Mittelpunkt des Wirkens der Mutter Friedrich von Trotas und der des Grafen vom Strahl. Verständlich ist die ablehnende Einstellung Frau Helenas Littegarde gegenüber, die ihrer Ansicht nach in ihrer Verworfenheit zum Unglück ihres Sohnes "das Bewußtsein der Schuld im Busen, hierher zu treten, und den Arm des treuesten und edelmütigsten Freundes zu bewaffnen wagt, um ihr ein Gottesurteil, in einem ungerechten Zweikampf zu erstreiten!" (II,247) Die Kleistsche Mutter läßt keine Mühe unversucht, ist zu jedem Opfer bereit, ihren Kindern Beistand zu leisten.

Von einer derartigen Aufopferungsbereitschaft lassen sich jedoch weder bei Frau Marthe Rull noch bei der Mulattin Babekan Anzeichen

erkennen. Beide sind so sehr von der Richtigkeit ihrer eigenmütigen Denk- und Handlungsweise überzeugt, daß die Niedrigkeit ihres Verhaltens ihren Töchtern gegenüber von ihnen nicht erkannt wird. Sie erweisen sich jedoch als Ausnahmen. Die echte Muttergestalt, die aus Liebe zu ihren Kindern zu jedem Opfer bereit ist, zeigt der Dichter in seiner Anekdote Mutterliebe. (II,277) Hier setzt eine Mutter ihr eigenes Leben ein, um ihre Kinder vor einem tollwütigen Hund zu schützen.

6.3. Schwester

Wollte man die engen Beziehungen zwischen dem eigenen Leben Kleists und den Gestalten in seinem dichterischen Werk zu beweisen versuchen, so dürfte die begründete Annahme, ein Bruder-Schwester-Verhältnis von wesentlicher Bedeutung darin zu finden, sich nicht bestätigen. War es doch gerade seine Schwester Ulrike, die immer wieder in Notzeiten zu seiner Seite eilte, die ihm ein Leben lang jede mögliche finanzielle Unterstützung gewährte, die nach des Dichters eigenen Worten alles für ihn getan hatte, was menschenmöglich gewesen war. Im Werk tritt der Bruder der Marquise in der Hauptsache als Stellvertreter des Vaters auf. Ohne persönliche Gefühle der Schwester gegenüber äußert er sich verdammend über die "Schande, die die Marquise über die Familie gebracht hatte" (II,127) und fragte den russischen Grafen, "ob er rasend genug wäre, zu wünschen, mit dieser Nichtswürdigen vermählt zu sein?" (II,128)

Dasselbe rücksichtslose Vorgehen lassen die Brüder Littegardes erkennen, die bei der ersten sich bietenden Gelegenheit versuchen, die Schwester um ihr rechtmäßiges Erbe zu betrügen. Anstatt ihr den so überaus dringend benötigten Schutz der Familie zu gewähren, und sich in dieser Angelegenheit für sie einzusetzen, nützen auch sie ihre

bevorzugte Position als Repräsentanten des männlichen Geschlechts in der vorherrschenden Gesellschaftsordnung aus, um ihren eigenrützigen Zwecken zu dienen.

6.4. Tochter

Als folgsame Töchter erweisen sich Josephe, Toni, Agnes und auch Eve bis zu dem Augenblick in ihrem Leben, da das Erwachen der ersten Liebe in ihnen jenes innere Gefühl aufleben läßt, das ihnen die Richtigkeit ihrer individuellen Entscheidungen und ihrer veränderten Denk- und Verhaltensweise bestätigt. Die größte Veränderung ist am Käthchen von Heilbronn bemerkbar. Aus der treusorgenden Tochter, die dem Vater den mutterlosen Haushalt führt, wird durch den Anblick des Grafen vom Strahl eine Landstreicherin, die sich nicht davon abhalten läßt, dem Ritter auf Schritt und Tritt zu folgen und ihm ihre Dienste zu erweisen. Nichts vermag sie zu bewegen, zu ihrer früheren Lebensweise im Elternhaus zurückzukehren. Über das Verhältnis Littegardes zu ihrem Vater gibt der Dichter nur die Auskunft, daß jene Nachricht von der Schande der Tochter ihm den Todesstoß versetzt, nämlich als Zeugin vor dem Gericht des Kaisers in Basel erscheinen zu müssen, um Auskunft über eine gemeinsam mit dem Grafen Rotbart verbrachte Nacht zu erteilen. Als wichtigstes Vater-Tochter-Verhältnis erweist sich aber das der Marquise. Weiss hebt hervor, daß der Kommandant, an verantwortungsbewußtes und ehrenvolles Handeln gewöhnt, dem Druck der bestürzenden Umstände nicht gewachsen sei. In seiner Rolle als Patriarch der Familie versuche er, auf tyrannische Weise seine Autorität geltend zu machen, um so seine eigene Unsicherheit und Verwirrtheit zu überdecken. Nicht dem Vater, sondern den diplomatischen Fähigkeiten der Mutter bleibe es überlassen, den extremsten Schritt des Kommandanten, seine

Tochter mit der Schußwaffe in der Hand aus dem Haus zu weisen, zu überbrücken. Der Vater, der als Beschützer des weiblichen Geschlechts auftreten sollte, erweise sich stattdessen als eine Gefahr. Genauso wie der Kommandant zu weit gegangen sei in der Verdammung seiner Tochter, genauso zeige sich bei der Versöhnung ein unnatürlich erscheinendes Übermaß an Vaterliebe.⁸⁰

6.5. Geliebte

Die Liebe könnte als die wertvollste und wichtigste Beziehung zwischen Mann und Frau bei Kleist bezeichnet werden. Vor allem in der jugendlichen Gestalt des reinen, zarten, tugendhaften Mädchens scheint das Liebesideal des Dichters verwirklicht zu sein. Diese wesentlichen Züge verbinden sich bei der Frau mit der Fähigkeit zu unbedingter Hingabe. So vermag Ottokar Agnes wirklich ganz die Seine zu nennen "in der grenzenlosesten Bedeutung." (I,99) Und er bekennt ihr gegenüber:

Du gehst mir über alles Glück der Welt,
Und nicht ans Leben bin ich so gebunden,
So gern nicht, und so fest nicht wie an dich.
Drum will ich, daß du nichts mehr vor mir birgst,
Und fordre ernst dein unumschränkt Vertrauen.
(I,77)

Neben der Liebe, durch die sie "edler und besser" (II,503) werden sollen, spielt das Vertrauen in diesem Ich-Du-Verhältnis zwischen Mann und Frau eine äußerst wichtige Rolle. Auch Eve verlangt ein absolut blindes Vertrauen von Ruprecht. Die letzten Worte Tonis lassen erkennen, daß auch sie dieselbe vertrauensvolle Einstellung von Gustav erwartet hatte, wie sie willens gewesen war, ihm nicht nur ihr vollstes Vertrauen zu schenken, sondern ihm sogar ihr Leben aufzuopfern.

In ihrer reinen Liebe zu Ottokar ist Agnes zu jeglicher Tat bereit. "Ich tue alles, wie du willst" (II,97), gesteht ihm das

Mädchen. Diese Worte schließen wie bei Toni auch die Bereitschaft zum Tode ein, da Agnes glaubt, mit dem Trunk aus der Quelle das tödliche Gift aus der Hand des Geliebten zu empfangen. Diese Bereitschaft, gemeinsam mit dem geliebten Mann in den Tod zu gehen, die als Motiv bereits in dem Erstlingsdrama auftaucht, sollte den Dichter als Gedanke bis zu seinem Ende nicht verlassen. Doch auch Ottokar als Mann bewährt sich in seiner Opferbereitschaft. Er versucht, durch den Kleidertausch in der Höhle und die Hingabe des eigenen Lebens die Geliebte vor der Rachsucht seines eigenen Vaters zu retten.

Auch Anklänge des Erotischen sind in fast allen Werken Kleists zu finden. "In einer verschwiegenen Nacht" hatten Josephe und Jeronimo "den Kloostergarten zum Schauplatz" ihres "vollen Glückes gemacht." (II,144) Diese Szene wird an sinnlicher Eindruckskraft durch die Beschreibung jener paradiesischen Einsamkeit nach dem Erdbeben noch übertroffen, wo die Nachtigall zu dem heimlichen "Gejauchz ihrer Seelen" hoch "im Wipfel ihr wollüstiges Lied" flötete. (II,150) Das erotische Erleben zwischen Mann und Frau hat nach Kleists Ansicht allein in der Ehe seine Geltung. Nur dort ist es geheiligt. Ein erotisches Erleben vor der Ehe gilt als Sünde, so wie Ottokars Worte in der Höhlenszene es andeuten:

- Ach, Agnes!
 Wenn erst das Wort gesprochen ist, das dein
 Gefühl, jetzt eine Sünde, heiligt - - (I,140-141)

An eine derartige Sünde erinnert auch Eustache ihren Mann, als sie sich ihm "am Tage vor des Priesters Spruch" schenkte. (I,122)

Doch nicht nur in den jungfräulichen Gestalten wie Agnes, Josephe, Eve, Käthchen, Toni und Natalie findet dieses Liebesideal Kleists seine

dichterische Verwirklichung. Selbst reifere Frauen wie Littegarde, die Marquise oder Alkmene lassen jenen faszinierenden Reiz verspüren, der eine große Wirkung auf den Mann ausübt. Aber gerade die Keuschheit und das tugendhafte Leben der Frau scheinen sich verschiedentlich als zusätzlicher Ansporn auf das männliche Geschlecht auszuwirken, die Unnahbare zu verführen. Dafür mögen Elvire, Alkmene, Littegarde und auch Eve als Beispiel gelten. Und man sieht sich gezwungen, trotz der im Werke dargestellten Verführungen und Vergewaltigungen der Ansicht Heptners beizupflichten, daß es unter Kleists Heldinnen keine einzige unkeusche Frau gibt.⁸¹

6.6. Freundin

Brooke meint, Ruprecht als einfacher Bauer im Zerbrochnen Krug hätte unter ähnlichen Umständen Eves Bitte um Hilfe abgelehnt, wenn sie wie Littegarde zu ihm gekommen wäre. Friedrich von Trota dagegen besitzt ein unbegrenztes Vertrauen in die Reinheit und Keuschheit der Freundin. Bevor sie noch ihre Unschuldsbeteuerungen zu Ende zu bringen vermag, unterbricht Trota sie:

"Genug, meine teuerste Littegarde!" rief Herr Friedrich indem er mit edlem Eifer ihre Hand nahm, und an seine Lippen drückte: "verliert kein Wort zur Verteidigung und Rechtfertigung Eurer Unschuld! In meiner Brust spricht eine Stimme für Euch, weit lebhafter und überzeugender, als alle Versicherungen, ja selbst als alle Rechtsgründe und Beweise, die Ihr vielleicht aus der Verbindung der Umstände und Begebenheiten, vor dem Gerichte zu Basel für Euch aufzubringen vermögt.

(II,240)

Obwohl sie ihn also als zukünftigen Ehegatten zuvor abgewiesen hatte, um etwaige Schwierigkeiten des Erbes wegen mit ihren Brüdern zu vermeiden, so erweist sich seine Gesinnung als edel genug, um ihr jetzt zur Seite zu stehen, und er erklärt ihr:

Nehmt mich, weil Eure ungerechten und ungroßmütigen Brüder Euch verlassen, als Euren Freund und Bruder an, und gönnt mir den Ruhm, Euer Anwalt in dieser Sache zu sein; ich will den Glanz Eurer Ehre vor dem Gericht in Basel und vor dem Urteil der ganzen Welt wiederherstellen! (II,240)

Friedrichs Vertrauen läßt ihn nicht einen Augenblick an ihrer Unschuld zweifeln, ja, es ist sogar noch genauso stark vorhanden, nachdem die junge Frau meint, sich trotz ihres reinen Bewußtseins selbst als schuldig erklären zu müssen, da sogar Gott gegen sie entschieden habe.

Die Frau als Freundin des Mannes hat im eigenen Leben des Dichters eine weitaus größere Rolle gespielt, als es sich vom Werk ablesen läßt. Seine Braut spricht er wiederholt als Freundin an. Er meint, "man müßte wenigstens täglich ein gutes Gedicht lesen, ein schönes Gemälde sehen, ein sanftes Lied hören - oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den schönern, ich möchte sagen den menschlicheren Teil unseres Wesens zu bilden." (II,494) Nach der Meinung des Dichters kann

wahre, echte Freundschaft fast die Genüsse der Liebe ersetzen - Nein, das war doch noch zu viel gesagt; aber viel, sehr viel kann ein Freund tun, wenn der Geliebte fehlt. Wenigstens gibt es keine anderen Genüsse, zu welchen sich die Liebe so gern herab ließe, wenn sie ihr ganzes Glück genossen hat und auf eine Zeitlang feiern muß, als die Genüsse der Freundschaft. (II,529)

Ohne Zweifel hatte die echte Freundschaft für den Dichter eine außergewöhnliche Bedeutung. Heptner behauptet, Kleist sei in seinem Verhältnis zu Frauen im Leben weitgehend durch die Schwankungen in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Männern bestimmt gewesen. Natürlich kann nicht abgestritten werden, daß Kleist eine große Vorliebe für Freundschaften mit Männern besaß. Allgemein wird die Tatsache, daß er in seine Briefe an männliche Freunde soviel Gefühl hineinlegte, als

Beweis seiner homosexuellen Veranlagung angesehen. Als Beispiel führt auch Heptner den Brief vom 7. Januar 1805 an Ernst von Pfuel auf.

. . . Ich heirate niemals, sei Du die Frau mir, die Kinder, und die Enkel! Geh nicht weiter auf dem Wege, den Du betreten hast. . . . Nimm meinen Vorschlag an. Wenn Du dies nicht tust so fühl ich, daß mich niemand auf der Welt liebt. Ich möchte Dir noch mehr sagen, aber es taugt nicht für das Briefformat . . .
(II,750)

Heptner meint, daß Kleist sich davor gefürchtet habe, irgendeinem zu nahe zu stehen, egal um welches Geschlecht es sich dabei handeln mochte. Er habe sich nach Liebe gesehnt, habe jedoch eine Angst vor dem Risiko einer Enttäuschung gehabt.⁸² Auf Grund dieses Briefes und der mysteriösen Reise nach Würzburg zu folgern, daß Kleist für eine normale Ehe ungeeignet war, erscheint meiner Meinung nach unberechtigt, da gerade während dieser Epoche der Kult der Freundschaft seinen Höhepunkt erreichte. Das Verlangen nach Totalität zeichnete alle Romantiker seiner Zeit aus. Man berichtet von einem wahren Freundschaftshunger bei Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck, die beide das Bedürfnis hatten, viele und 'interessante' Freunde um sich zu versammeln, um mit ihrer Hilfe zu neuen Ideen und poetischen Einfällen zu gelangen.⁸³

Es handelt sich also um eine eindrucksvolle Reihe von Frauen- und Mädchengestalten, die in ihrer Eigenschaft als Ehegattin, Mutter, Tochter, Schwester, Geliebte und Freundin Eingang in die Dichtung Kleists gefunden haben. Ihre Charakterisierung läßt nicht nur die bemerkenswerte Phantasie des Dichters erkennen, sondern auch die beseligende Uneigennützigkeit, die als spezielle Eigenheit der Frau im Werk jedoch nicht allein auf der Seite der Frau, sondern genauso beim Manne aufgezeigt werden kann. Die Fähigkeit, sich füreinander aufopfern zu können, ist für Kleist der Beweis der Echtheit

und Heiligkeit eines Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du, zwischen Mann und Frau.

7. Frauentypen im Kleistschen Werk

Bei Typen handelt es sich um "bestimmte unveränderliche Charaktere mit feststehenden Merkmalen, die besonders im Drama in ihrer Art festgelegt sind und in verschiedensten Stücken in gleicher Weise wiederkehren." Im ersten Drama "bezweckt die typisierende Darstellung durch den Verzicht auf Individualität ihrer Personen und Einmaligkeit ihrer Ereignisse die Veranschaulichung des Allgemeingültigen, Menschlichen und neigt somit zur Idealisierung. Sie bezeichnet ihre Figuren bewußt durch Standes- oder Berufszugehörigkeit als stellvertretend für eine bestimmte Klasse oder Volksschicht."⁸⁴ Nach dieser Definition könnte man es als ein widersprüchliches Unterfangen bezeichnen, bei Kleists Frauengestalten von Frauentypen zu sprechen, da in dieser Untersuchung gerade der Durchbruch zum Individuellen bei den weiblichen Figuren hervorgehoben wird. Auch Conrady betont, daß zum Beispiel die Austauschbarkeit der gebärdenhaften Züge nicht zu der Annahme verleiten dürfe, daß wir hier eine geplante Typendarstellung vor uns hätten. Er meint, um als Typen gelten zu können, seien die Gestalten zu unterschiedlich gezeichnet und in ihrer Verhaltensweise zu differenziert dargestellt.⁸⁵ Müller-Seidel dagegen hebt hervor, daß in verschiedenen Fällen die mangelnde Individualität und der Verzicht auf die Darstellung unverwechselbarer Personen in der Figurengestaltung es erlauben, vom Typischen zu sprechen.⁸⁶ Im Folgenden soll lediglich der Versuch unternommen werden, neben der Rollenverteilung der Frauengestalten im Kleistschen Werk eine Gruppierung der weiblichen Figuren vorzunehmen, die dazu

berechtigt, von typischen Kennzeichen oder auch nur von einer gemeinsamen Zugehörigkeit zu Gruppen zu sprechen, welche von außen her, von ihrer Umwelt, als bestimmte Typen eingeschätzt werden. Auch hier soll speziell die Frau in ihrer wesenseigenen Beziehung zum andern Geschlecht im Vordergrund stehen.

7.1. Engel - Teufel

Die Weltanschauung des Mittelalters wurde weitgehend durch die Vorstellung des Gegensatzes von Gott und Teufel bestimmt. Da man dem Himmel die Hölle gegenüberstellte, wurde der Teufel auch als Widersacher Gottes betrachtet, und der Glaube an die Verteufelung der Welt nahm immer größere Dimensionen an. Alles Unerklärliche des irdischen Lebens wurde durch das Wirken des Teufels erklärt, der stets darum bemüht sei, sein eigenes Reich der Hölle zu erweitern, um somit das Reich Gottes zu vermindern. Aus diesem Gegensatz von Gottesreich und Teufelsreich ergab sich zusätzlich der Unterschied von Wunderwirkung und Zauberei. Nach dieser Ansicht greifen Gott und Teufel willkürlich in die Gesetze der Natur ein. Während Gottes Wunder als legitim gelten, sind die Wunder des Teufels nur eine Travestie des Wirkens Gottes. Diese Unterscheidung findet auch dann Anwendung, wenn Gott oder der Teufel ihre Gewalt an die Menschen übertragen, die dann entweder als Heilige wirkliche Wunder vollbringen oder als Anhänger des Teufels, als Hexenmeister oder Hexen ihre Zaubereien ausführen. Da die Menschen jedoch zum Zwecke der teuflischen Handlungen Gott absagen und ihre Seele dem Teufel verpfänden müssen, entsteht jener Bund mit dem Teufel, der schon in der ursprünglichen Faustsage eine so große Rolle spielte. Weil man von alters her die Frau besonders dazu befähigt hielt, magische Künste zu vollführen, so verband man diesen Gedanken mit Ideen der christlichen

Theologie, wonach das Weib das Auftauchen der Sünde in dieser Welt verursacht habe, demnach von Natur aus als ein Gefäß der Unreinigkeit zu betrachten sei.⁸⁷

Die Frau wurde also nicht nur als Verführerin des Mannes gesehen, sondern ebenso als Verbündete des Teufels, als eine Hexe. In Deutschland, wo die Inquisition keinen rechten Boden hatte finden können, wurde man mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts durch die einsetzenden Hexenprozesse voll entschädigt. Papst Innozenz VIII. beauftragte im Jahre 1484 die Theologieprofessoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris damit, eine päpstliche Bulle über die Verfolgung und Verurteilung von Hexen auszuarbeiten. Das in Deutschland als Hexenhammer bekannte Werk wurde 1489 zum ersten Mal gedruckt und allgemein als das theologische und juristische Handbuch für Hexenrichter anerkannt. Da die Kirche ihre Gegner nicht selbst hinrichtete, wurde die Hexerei als ein Verbrechen bezeichnet, das von geistlichen und weltlichen Richtern zugleich verfolgt werden mußte. So verbanden sich Theologie und Juristerei zu einem hexenbrennerischen Geschäftsbetrieb, der nicht allein von einem mörderischen Glaubenseifer bestimmt wurde, sondern ebenfalls von einer ungeheuren Habsucht. Es bestehen keine Zweifel darüber, daß unzählige Hexenverbrennungen von dem Umstand beeinflußt wurden, daß das Vermögen der Eingäscherten zu zwei Dritteln den Grundherren, zu einem Drittel aber den Richtern, Geistlichen, Angebern und Henkern zugesprochen wurde.⁸⁸

Scherr weist darauf hin, daß das im Hexenhammer enthaltene Register von Anzeichen, nach denen die Hexen erkannt werden konnten, durch die Praxis noch eine wesentliche Erweiterung fand. Er führt dazu aus:

In Wahrheit, Ernstestes und Lächerlichstes, Erhabenes und Komisches, Größtes und Kleinstes, Vorzüge und Gebrechen, Tugend und Laster, Schönheit und Häßlichkeit, Reichtum und Armut, Frömmigkeit und Gleichgültigkeit, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, guter und schlechter Ruf, Wort und Gebärde - alles und jedes war unter Umständen ausreichend, den Verdacht der Hexerei zu erregen. Es klingt abenteuerlich und ist doch nur zu wahr, mehr als anderthalb Jahrhunderte lang - von 1500 bis 1675 - war kein Mädchen und keine Frau, aber auch gar keines und gar keine in Deutschland auch nur eine Stunde sicher, in der nächsten nicht als Hexe angegeben, angeklagt und prozessiert zu werden.⁸⁹

In neunundneunzig von hundert Fällen aber bedeutete eine Anklage zugleich auch Verurteilung. Diese Hexenverfolgungen fanden selbst noch im achtzehnten Jahrhundert statt. Im Jahre 1756, also nur einundzwanzig Jahre vor dem Geburtsjahr von Heinrich von Kleist, wurde ein Mädchen im Alter von vierzehn Jahren in Landshut in Bayern zum Tode verurteilt und enthauptet, weil es angeblich eine Wette mit dem Teufel abgeschlossen hatte.⁹⁰ So taucht auch in Kleists Werk, besonders im Zerbrochnen Krug, noch das Motiv des Teufels auf, der des Nachts Eve einen Besuch abgestattet haben könnte, "Mit einem Pferdefuß, und hinter ihm / Erstinkts wie Dampf von Pech und Haar und Schwefel." (I,234) Ohne Aufklärung der wahren Umstände hätte es Eve passieren können, als Verbündete des Teufels verdammt zu werden.

Hoffmeister macht die Beobachtung, daß die Frau seit dem späten Mittelalter im literarischen Werk nur selten als konkretes Wesen dargestellt wurde. Entweder verunglimpfte man sie als einen Lockvogel Luzifers, oder man verehrte sie als einen Engel. Dagegen wurde die tugendsame, betriebsame Haus- und Ehefrau kaum als wert befunden, zum 'literarischen Gegenstand' erhoben zu werden.⁹¹ Der Wechsel in der Beurteilung eines Menschen von einem Extrem zum anderen zeigt sich zum Beispiel bei der Marquise, die den Grafen bei seinem ersten Erscheinen als einen

Engel, später jedoch als teuflische Gestalt empfindet. Wie ein Engel erscheint Agnes in ihrer reinen Schönheit sowohl Johann als auch Ottokar, der die "Ähnliche der Mutter Gottes" auf den Namen Maria tauft. (I,62) Daneben erscheint aber auch Ursula, die Totengräberswitwe, die dem ertrunkenen Knaben einen Finger abgeschnitten hatte, in der Gestalt einer Hexe, die ihre Tochter mit diesem Kinderfinger einen Glücksbrei kochen läßt. Die Aufgeschlossenheit Ottokars aber einem vermeintlichen Hexenglauben gegenüber zeigt sich in seiner Rede zu dem jungen Mädchen:

Was sprichst du mit
Dem Kessel, Mädchen? Bist du eine Hexe,
Du bist die lieblichste, die ich gesehn,
Und tust, ich wette, keinem Böses, der
Dir gut. (I,128)

Der extreme Gegensatz in der Beurteilung läßt Littegarde in den Augen Trotas als eine engelsreine Gestalt erscheinen, in denen der Gesellschaft als eine Verdammenswürdige. Genauso verurteilt der Vater der Marquise die junge Frau als eine schändliche, "verschmitzte Heuchlerin! Zehnmal die Schamlosigkeit einer Hündin, mit zehnfacher List des Fuchses gepaart." (II,132) Und doch erweist sie sich zuletzt als eine "Reinere als Engel sind." Die zuvor Lasterhafte wird nun als "Herrliche, Überirdische" bezeichnet. (II,135) Es zeigt sich also, daß die Frau in der literarischen Darstellung den Brauch noch immer nicht abzuschütteln vermochte, entweder als Engel verehrt oder als ein Lockvogel des Teufels verurteilt zu werden.

7.2. Das 'gefallene Mädchen'

Daß man die sexuellen Bedürfnisse des Mannes von jeher anerkannte, war bereits hervorgehoben worden, ebenso, daß für die Frau als Tatsache angenommen wurde, daß ihr eigenes Glück vor allem in der Befriedigung

des männlichen Geschlechtstriebes liege. Fast scheint es, als ließe sich dementsprechend im Kleistschen Werk ein Hang zur freiwilligen Hingabe an den Mann oder auch zu einer ungerechtfertigten Besitznahme durch den Mann aufzeigen. Das "zärtliche Einverständnis" zwischen Josephe und Jeronimo wird durch die Hingabe des Mädchens an den Geliebten im Klostergarten zu einem "vollen Glück." Eustache gibt zu verstehen, daß sie bereits am Vorabend ihres Hochzeitstages Rupert die Rechte eines Ehemannes zugestanden habe. Agnes fügt sich in der Höhlenszene willig den Wünschen Ottokars, der vorgibt, sie verführen zu wollen, um ihr zu ihrer Rettung seine eigene Kleidung aufzuzwingen. Toni wird von ihrer Mutter dazu gebraucht, ihre jugendlichen Reize spielen zu lassen, um weiße Flüchtlinge ins Haus zu locken. Ihr wird aufgetragen, "den Fremden keine Liebkosung zu versagen, bis auf die letzte, die ihr bei Todesstrafe verboten war." (II,161) Dennoch gewährt sie diese letzte Liebkosung Gustav.

Dieser freiwilligen Hingabe an den Mann stehen die Fälle der erzwungenen Besitznahme gegenüber. An der ohnmächtigen Marquise vergeht sich ein russischer Offizier, nachdem er sie aus den Händen "viehischer Mordknechte" befreit hatte. Nicolo, der verkleidet vor Elvire erscheint, hätte ohne die unerwartete Ankunft Piachis die junge Frau mißbraucht. Alkmene gibt sich Jupiter hin, allerdings in dem Glauben, in ihm ihren eigenen Ehegatten Amphitryon vor sich zu haben. Auch von unberechtigten Anschuldigungen der Unkeuschheit bleiben die Frauen Kleists nicht verschont. Jakob der Rotbart behauptet, daß Littegarde ihm zumindestens für eine Nacht angehört habe, eine Behauptung, die sie zwar abstreitet, die jedoch durch das angerufene Gottesurteil Bestätigung zu finden scheint. Von Käthchen, das dem Grafen vom Strahl

überall hin folgt, nimmt selbst ihr eigener Vater an, der Ritter habe das Mädchen verführt. Eve gerät in den Verdacht, einen anderen Mann als den Verlobten zu nächtlicher Stunde in ihrer Kammer empfangen zu haben. In Wirklichkeit ist sie aber bemüht, sich der unsittlichen Nachstellungen des Dorfrichters zu erwehren. Um jedoch die Sicherheit des Verlobten nicht zu gefährden, verweigert sie die Aussage vor Gericht. Bezeichnend für die Einstellung des Mannes einem jungen Mädchen gegenüber ist die Rede des unverschämten Richters Adam:

Ein twatsches Kind. Ihr sehts. Gut, aber twatsch.
Blutjung, gefirmelt kaum; das schämt sich noch,
Wenns einen Bart von weitem sieht. So'n Volk,
Im Finstern leiden sies, und wenn es Tag wird,
So leugnen sies vor ihrem Richter ab. (I,218-219)

Die Entstehungsgeschichte des Amazonenstaates demonstriert das verheerende Schicksal der Frauen im Falle eines kriegerischen Unterliegens. In der Hermannsschlacht wird die Schändung eines jungen Mädchens sogar für politische Zwecke ausgenutzt. (I,590-591)

Ayrault weist darauf hin, daß alle Frauengestalten ihre Reinheit auch dann noch verteidigen, nachdem sie höchst ungerechter Behandlung und Beurteilung ausgesetzt waren. Es scheint, als wären sie besonderen Prüfungen im Leben unterworfen, um dann noch herrlicher und wertvoller für die Liebe daraus hervorzugehen.⁹² Doch wie die Metapher des Schwans in der Erinnerung des russischen Grafen aufzeigt, da er ihn "einst mit Kot beworfen, worauf dieser still untergetaucht, und rein aus der Flut wieder emporgekommen sei" (II,116), so lassen auch die Kleistschen Frauengestalten nach der Schändung erkennen, daß ihre Reinheit und Keuschheit unbeeinträchtigt bleibt durch das, was ihnen angetan wurde. Somit vermag Heptner mit Recht zu behaupten, daß es unter Kleists Protagonistinnen keine einzige unkeusche Frau gebe.⁹³

7.3. Das Machtweib

Im Gegensatz zu dem 'gefallenen Mädchen', jenem Frauentyp, der dem Verlangen des Mannes erliegt, zeigt sich die Wirkung des Machtweibes darin, daß sich der Mann der bezwingenden Schönheit ihrer Gestalt nicht zu entziehen vermag. Diese Frauengestalt, die traditionsgemäß als Verkörperung des Bösen gilt, tritt in Deutschland mit dem bürgerlichen Trauerspiel des 18. Jahrhunderts in den Vordergrund. Es ist die Figur der betrügerischen Verführerin, der wollüstigen Buhlerin, der eifersüchtigen Geliebten, von Emil Staiger als "rasendes Weib" bezeichnet,⁹⁴ von Ursula Friess in der Unterscheidung zwischen 'Buhlerin' und 'Zauberin' gesehen.⁹⁵ Das Machtweib wird von Friess als häufigste Typenbezeichnung für eine ganze Reihe von Frauengestalten sowohl im Drama als auch im Roman des 18. Jahrhunderts genannt. Sie behauptet, daß diese Bezeichnung als eine Prägung von Maler Müller gelte und es von daher berechtigt sei, von dem 'Machtweib' als von einer typischen Erscheinung der sogenannten Sturm-und-Drang-Epoche zu sprechen. Inzwischen sei diese Bezeichnung in der Forschung so geläufig geworden, daß sie keineswegs nur auf bestimmte Frauen aus der Literatur der siebziger und achtziger Jahre beschränkt bleibe.⁹⁶

Grimms Wörterbuch erklärt den Ausdruck 'Machtweib' als "gewalt ausübendes weib."⁹⁷ An dieser Definition läßt sich bereits die Vielseitigkeit des Begriffes erkennen, da sich das Wort Macht sowohl auf politisches oder gesellschaftliches Machtstreben, auf die trügerische Macht der Liebe, oder auch auf die übermächtige Tatkraft einer Rache-süchtigen beziehen könnte. Auf die Verschiedenheit von Machtweibtypen soll hier nicht weiter eingegangen werden, da dieser Frauentyp im Kleistschen Werk nicht häufig genug auftaucht. Er ist hauptsächlich

durch die Gestalt Kunigundes im Käthchen von Heilbronn vertreten. Allerdings lassen sich an Penthesilea Charakterzüge aufzeigen, die als typische Eigenheiten des Machtweibes bezeichnet werden könnten. Wenn Korff an der Amazonenkönigin vor allem ein "Äußerstes an wildbesessener Leidenschaft" hervorhebt,⁹⁸ dann darf dabei nicht übersehen werden, daß ihr 'Rasen' sich auf ein gestörtes Bewußtsein zurückführen läßt. Es handelt sich also in Penthesileas Fall keineswegs um eine charakteristische Eigenheit. Der plötzliche Umschlag von edler Liebe zu roher Gewalt ist bei ihr vor allem als Ausdruck unterdrückter Gefühle zu werten. Auch an der Gestalt Babekans in der Verlobung in St. Domingo lassen sich Eigenheiten eines Machtweibes erkennen. Allerdings kann sie nicht der Adelsklasse zugerechnet werden, zu der das Machtweib gewöhnlich gehört. Im Folgenden soll vor allem die individuelle Funktion des Kleistschen Machtweibes beleuchtet werden, welche Aufgabe ihm im Rahmen des Werkes zugeteilt wird.

Kunigunde von Thurneck fällt die Funktion zu, in aller Kraßheit den Gegensatz zwischen Käthchen und sich selbst aufzuzeigen. Der Natürlichkeit des jungen Mädchens, ihrem jugendlichen Liebreiz und dem absoluten Vertrauen auf das eigene Gefühl hat Kleist mit Kunigunde das absolut Künstliche gegenübergestellt: den mit unnatürlichen Mitteln geschaffenen Reiz des raffinierten Weibes. Dennoch gelingt es ihr dank einer ungeheuren Schlaueit, eine zauberhafte Wirkung auf ihre gesamte Umwelt auszuüben, so daß der Burggraf von Freiburg zu berichten vermag:

O, Georg! Du hättest sie sehen sollen, wie sie daher geritten kam, einer Fabel gleich, von den Rittern des Landes umringt, gleich einer Sonne, unter ihren Planeten! Wars nicht, als ob sie zu den Kieseln sagte, die unter ihr Funken sprühten: ihr müßt mir schmelzen, wenn ihr mich seht? Thalestris, die Königin der Amazonen, als sie herabzog vom Kaukasus,

Alexander den Großen zu bitten, daß er sie küsse: sie war nicht reizender und göttlicher, als sie. (I,460)

Und der Graf vom Strahl berichtet über "die rasende Megäre": "Ich glaube, das ganze Reich frißt ihr aus der Hand. Kleopatra fand einen, und als der sich den Kopf zerschellt hatte, schauten die anderen; doch ihr dient alles, was eine Rippe weniger hat, als sie, und für jeden einzelnen, den ich ihr zerzaust zurücksende, stehen zehn andere wider mich auf -" (I,456). Alle sind von der Schönheit "dieser jungen Aufwieglerin" ergriffen, sie, die "die Waffen ihres kleinen schelmischen Angesichts" zu ihrem Vorteil zu benutzen weiß. Trotz dieser äußeren Schönheit repräsentiert Kunigunde in diesem Werk jedoch die Bosheit, Verlogenheit, Häßlichkeit, zeigt sich als eine Hexe in Engelsgestalt, die nicht vor dem Versuch zurückschreckt, das Käthchen durch Gift aus dem Wege zu schaffen, nachdem das junge Mädchen das streng gehütete Geheimnis ihrer künstlichen Schönheit entdeckt hat.

An dieser Gestalt verspürt man nichts von jener "himmlischen Güte des Weibes, alles, was in ihre Nähe kommt, an sich zu schließen, und an ihrem Herzen zu hegen und zu pflegen mit Innigkeit und Liebe" (II,573), wie der Dichter es von dem weiblichen Wesen erwartet. An ihr erweist sich vielmehr der Ausspruch Kleists: ". . . nichts dagegen macht das Weib häßlicher und gleichsam der Katze ähnlicher als der schmutzige Eigennutz, das gierige Einhaschen für den eignen Genuß. (II,572-573) Der Unterschied in der Charakterisierung der beiden Gestalten schien Kleist nicht ausreichend, so daß er fast zu krasse Hilfsmittel wählte, um die Wirksamkeit von Kunigundes Schönheit überzeugend darstellen zu können. Zum Beispiel beklagt Treitschke, daß Kleist bei der Zeichnung Kunigundes dem märchenhaften Charakter des Stückes nicht treu geblieben

sei. Rücksicht auf die Ansprüche der Bühne hätten den Dichter dazu verleitet,

statt der zaubergewaltigen Fee Kunigunde jenes mächterne rationalistische Scheusal zu schaffen, das so widerwärtig erscheint hier in der heiteren Fabelwelt, wo höhere Geister noch gern mit dem farbenreichen Menschenleben verkehren. Die maßlose Heftigkeit des Dichters verführt ihn auch diesmal, jedes Motiv zu Tode zu hetzen. Er kann sich nicht genug tun in der Schilderung seiner Heldin, er jagt sie durch alle Stufen der Erniedrigung hindurch, und während er ihr eine übermenschliche Demut leiht, die der Selbstentwürdigung zuweilen nahe kommt, häuft er auf ihre Feindin Kunigunde eine ganz unmögliche Last der Schändlichkeit.⁹⁹

Und Treitschke folgert hier, daß der Dichter noch immer unter dem Schmerz um seine verlorene Braut gelitten habe und sich daher berechtigt fühlte, "ein Weib ohne Herz mit seinem Hasse zu zeichnen." Diese Folgerung scheint unberechtigt, da Kleist bereits 1805, also zwei Jahre vor der Entstehung des Käthchens von Heilbronn, in Königsberg gelebt hatte, wo er mit seiner früheren Verlobten und Ihrem Ehemann Professor Krug gesellschaftlich verkehrte, ja, ihnen sogar das Gedicht "Die beiden Tauben" (1808) widmete. Eine andere Überlieferung verweist auf den Bruch mit Julie Kunze als Anlaß zu diesem Werk, in dem er eine andere Dame, die diese Verbindung gestört habe, so schwarz und häßlich wie möglich darzustellen versuchte, daß daraus die Übertreibung seiner Kunigunde entstanden sei. (I,938) Die Tatsache besteht, daß Kleist erhebliche Veränderungen an dem Stück vornahm, von denen Bülow (1848) betont, daß die ursprüngliche Fassung die "karierte Häßlichkeit Kunigundens weit besser motiviert und sie in ein besseres Licht gerückt habe." (I,939)¹⁰⁰ Wenn Kleist selbst darüber Auskunft gibt, daß Das Käthchen von Heilbronn von Anfang herein eine ganz treffliche Erfindung gewesen sei, "und nur die Absicht, es für die Bühne passend zu machen, hat mich zu Mißgriffen verführt" (I,939), so

sollte man eher annehmen dürfen, daß es vorwiegend die Intention des Dichters war, die Gestalt Kunigundes hier den Forderungen der Bühne mit einer Annäherung an die traditionelle Charakterisierung des Machtweibes anzupassen. Allerdings erscheinen bei Kunigunde die Züge wesentlich verschärft. Sie ist nicht von ihrem Liebesverlangen getrieben, sondern bei ihr steht das Trachten nach materiellem Besitz im Vordergrund, was ihr zur Macht verhelfen soll. Darum gebraucht sie die Männer um sich, nutzt sie aus, läßt sie als galante Verteidiger ihrer Ehre für sie eintreten, um sich dann ihrer zu entledigen, sobald sie ihrer Dienste nicht mehr bedarf. Kuoni betont, daß die Figur Kunigundes mit ihrer kunstvollen Mißlungenheit im Grunde nur den negativen Beweis dafür liefere, "daß Kleist allein aus seinem eigenst geschauten Ideal der Seelenreinheit lebendige Frauengestalten zu dichten vermochte." Daher dürfe man bei ihm auch keinen "Reichtum an Typen" erwarten.¹⁰¹

7.4. Die geistliche Gestalt

Uneigenmützigkeit, Aufopferungsbereitschaft, Nächstenliebe und mütterliche Güte dürfen als typische Kennzeichen der geistlichen Frauengestalt gewertet werden. Sie tritt im Werke Kleists wiederholt als Äbtissin auf, als jene Frau also, die bewußt die Liebe zum anderen Geschlecht aus ihrem Leben ausschließt. In der Dichtung wird ihr von Kleist nur ein untergeordneter Platz zugewiesen.¹⁰² Mütterliche Liebe empfängt somit Josephe von der Äbtissin im Erdbeben in Chili, die das Mädchen trotz seines Vergehens lieb gewonnen hat und der jungen Mutter verspricht, für ihren kleinen, hilflosen Sohn zu sorgen. Die Äbtissin Antonia von Tronka ist als "eine fromme, wohltätige und heilige Frau" (II,34) bekannt. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie selbst im Augenblick der Bedrohung durch Michael Kohlhaas nicht von

der Stelle weicht und versucht, sowohl ihr Kloster als auch die Ehre Gottes zu verteidigen. Auch sie wäre der Rache des Roßhändlers verfallen, hätte nicht jener "ungeheure Wetterschlag" den Rachsüchtigen davon abgehalten, die geplante Zerstörung des Klosters durchzuführen. In der Heiligen Cäcilie wendet sich die Äbtissin, "eine edle Frau, von stillem königlichen Ansehn" (II,225), wegen der drohenden Gefahr durch die Bilderstürmer wiederholt an den kaiserlichen Offizier, um Schutz für das Kloster zu erhalten, muß es jedoch erleben, daß sie in ihrer Sorge von diesem "Feind des Papsttums" verhöhnt wird, daß man ihr eine Wache mit der Begründung verweigert, sie sehe Geister. Dennoch besteht die Äbtissin unerschütterlich darauf, "daß das zur Ehre des höchsten Gottes angeordnete Fest begangen werden müsse." (II,218)

Trotz ihrer vortrefflichen Tugenden, trotz ihrer uneigennützigsten Lebensweise, sind es gerade die geistlichen Gestalten, die entweder auf grausame Weise ums Leben kommen oder die sich ganz besonders der rücksichtslosen Behandlung durch Vertreter des männlichen Geschlechts ausgesetzt sehen.

7.5. Die mysteriöse Erscheinung

Als einen Schritt ins Irrrationale, in diesem Falle das Irrrationale als Wunder, versteht Kuoni die Figur der Zigeunerin in Kleists Novelle Michael Kohlhaas. Diese mysteriöse Frauengestalt tritt erstmalig am Tage nach der Beerdigung Lisbeths auf dem Markt von Jüterbock in Erscheinung, wo sie Michael Kohlhaas ein Amulett mit der Prophezeiung übergibt, daß es ihm einst sein Leben retten werde. Nicht nur die Tatsache, daß dieser Frau alle Einzelheiten über den Rechtsstreit des Roßhändlers bekannt sind, nicht nur ihre große Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Ehefrau Lisbeth, sondern vor allem der mit ihrem vollen

Namen unterzeichnete Zettel am Tage seiner Hinrichtung erlauben keine rationale Erklärung. Sie scheint einer Sphäre anzugehören, die vom Verstand nicht erfaßt werden kann. Die Zigeunerin hat aber nach Kuonis Ansicht die Mission zu erfüllen, "nachdrücklich zu bestätigen, daß Kohlhaas auf die Rache am Kurfürsten ein höheres Anrecht hat."¹⁰³ Ein ebenso geheimnisvoller Schleier scheint über dem Wirken der Nonne Antonia zu liegen. Trotz bewußtlosen Zustandes, in dem sie im Kloster der heiligen Cäcilie krank darnieder liegt, erscheint sie zu der Auf-führung eines alten italienischen Musikwerkes zum Fronleichnamsfest und übernimmt die musikalische Leitung, ohne tatsächlich ihr Krankenlager verlassen zu haben. Der Gewalt der von ihr geleiteten zauberhaften Musik aber gelingt es, die jugendlichen Frevler völlig zu besänftigen, die ihren eigenen "Bildersturm" auf das Kloster geplant hatten. Statt aber auf zerstörerische Weise Hand anzulegen, sinken sie vor der Menschenmenge auf Knien nieder und murmeln, "die Stirn inbrünstig in den Staub herabgedrückt" (II,221), die ganze Reihe jener kurz zuvor von ihnen verspotteten Gebete. Der Mutter der Jünglinge, die seitdem im Irrenhaus ein "geistesartiges" Leben führen, vermag ein Freund nur zu berichten: "Wodurch diese Tat, zu deren Ausführung alles, auf das Ge-naueste, mit wahrhaft gottlosem Scharfsinn, angeordnet war, gescheitert ist, ist mir unbegreiflich; der Himmel selbst scheint das Kloster der frommen Frauen in seinen heiligen Schutz genommen zu haben." (II,221)

Während Lisbeth in der Gestalt einer Zigeunerin tatsächlich unter den Menschen auftritt, die Klosterschwester auf mysteriöse Weise an zwei Plätzen zu gleicher Zeit vorhanden ist, so handelt es sich bei der Gestalt des Bettelweibes um eine unsichtbare Erscheinung, deren Exi-stenz aber selbst von einem Hund gespürt und gemieden wird. Die

Auswirkung ihres Auftauchens lange Zeit nach dem Tode der unglücklichen Frau im Hause des Marchese ist verheerend. Den Tod verheißt auch die Weissagung eines alten Weibes dem römischen Feldherrn Varus in der Hermannsschlacht, um danach wieder auf unerklärbare Weise zu verschwinden. Alle diese Figuren können dem Bereich des Wunders zugeordnet werden, das von einer Welt regiert wird, die wie im Märchen gerechter zu sein scheint als die Realität des wirklichen Lebens.

7.6. Die Idealgestalt

Wie wichtig Kleist die Idealgestalt der Frau für sein eigenes Leben war, zeigen deutlich seine Worte in einem Brief an Wilhelmine von Zenge:

Manches Mädchen habe ich schon mit Dir verglichen, und bin ernst geworden, z.B. die Lettow, die Duhattois etc.; manches ist auch hier in Berlin, das ich gegen Dich halte, und ernst macht mich jedesmal diese Vergleichung; aber Du hast eine jahrelange Bekanntschaft, die innigste Vertraulichkeit, eine beispiellose Tat und ebenso beispiellose Verzeihung für Dich, und wenn Du nur ein wenig noch, nur die Ähnlichkeit mit meinem Ideale, nur den ernstesten Willen, es einst in Dir darzustellen, in Deine Waagschale legst, so sinkt die andere mit allen Mädchen und mit allen Schätzen der Erde.

(II,610-611)

Kleists Sehnsucht gilt besonders dem reinen, tugendhaften Mädchentyp, der in vollem Vertrauen und unbedingter Opferbereitschaft gewillt ist, dem Manne "in der grenzenlosesten Bedeutung" anzugehören. Es handelt sich also bei der idealen Frauengestalt im Werk keineswegs um das Käthchen von Heilbronn, da das junge Mädchen aus einem inneren Zwang heraus dem Ritter folgt, ohne sich über sein Handeln voll bewußt zu werden. Kleist erwartete vielmehr von der idealen Frauengestalt, daß sie mit unbeirrbarer Gefühlssicherheit an der Seite des Mannes allen Gefährnissen des Lebens begegnen und ihm als würdige, wenn auch zweitrangige Partnerin zur Seite stehen sollte. Semela meint zwar, in der Gestalt von

Agnes habe sich viel von dem Sehnen, mit dem Kleist sich in seinem eigenen Leben seine Braut vorstellte, ausgewirkt. So hätte er sich die Frau gedacht, wie sie sein müßte, um geliebt werden zu können.¹⁰⁴

Aufgrund der vielseitigen Untersuchung über die Frau in ihrer wesenseigenen Beziehung zum andern Geschlecht und ihrer Darstellung im dichterischen Werk soll hier die Ansicht vertreten werden, daß sich aus der Vielfalt der im Werk enthaltenen Frauenfiguren besonders eine Gestalt abhebt, die als die Verkörperung des Kleistschen Idealbildes der Frau gelten mag: die Gestalt Natalies im Prinzen von Homburg. In ihr scheinen sich das innere Gefühl und die hingebende Liebe und Güte eines tugendhaften Mädchens mit einem ausgezeichneten Verstand zu verbinden. Die ideale Kombination von Herz und Geist verleiht Natalie die innere Kraft, der Liebe zum Prinzen in dem Moment zu entsagen, da sie meint, ihm nur durch dieses Opfer das Leben retten zu können. Ihre Funktion ist damit jedoch noch nicht abgeschlossen. Erst in dem Augenblick, da es ihr gelungen ist, den Prinzen in seiner Denkweise zu einer Neuorientierung zu veranlassen, sieht sie ihre Aufgabe erfüllt. Auch Kluckhohn betont, daß die Liebesdarstellung im Prinzen von Homburg, die vom Dichter auf so hervorragende Weise vorgenommen wurde, bis heute keine gebührende Würdigung erfahren habe. Die Gestalt Natalies entbehre der fortreißenen Leidenschaft und ergreifenden Anmut Penthesileas, aber ihre Liebe kenne Höheres noch als den Besitz des Geliebten, so sehr ihr danach auch verlange. Dieses Geständnis legt sie in aller Offenheit und Freimütigkeit vor dem Kurfürsten ab. Sie besitzt aber auch die Größe, auf den Geliebten zu verzichten und in dem Augenblick in Jubel auszubrechen, da dem Prinzen in seiner Gefängniszelle der Durchbruch zu einer menschenwürdigeren Denk- und Handlungsweise gelingt.¹⁰⁵

IV. Die Funktion der Frau im dichterischen Werk

Im April 1811 schrieb Heinrich von Kleist an seinen Freund Fouque: "Denn die Erscheinung, die am meisten bei der Betrachtung eines Kunstwerkes rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigentümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte und der sich in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit darin entfaltet." (II,861) In seinem "Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler" (1810) hebt Kleist auf ähnliche Weise die Wichtigkeit der Einbildungskraft hervor: eigene Ideen, Phantasie, sich in "der Erfindung, diesem Spiel der Seligen, zu versuchen" (II,336), um "den Gipfel der Kunst" ersteigen zu können. (II,337) Die Aufgabe des Malers sieht er nicht in endloser "Untertänigkeit," wozu ihn das Kopieren alter Werke verdamme, sondern darin, sein "Eigenstes und Innerstes, durch Umriß und Farben, zur Anschauung zu bringen!" Als ein "wesentliches Stück" der Kunst bezeichnet Kleist auch hier "die Erfindung nach eigentümlichen Gesetzen." (II,336) Dieser Eigentümlichkeit des dichterischen Geistes soll bei der Beantwortung der Frage nach dem Potential der Frau im Rahmen ihrer Funktion nachgeforscht werden. Hatten wir also bisher sowohl die gesellschaftliche Stellung der Frau als auch ihr wesenseigenes Verhältnis zum andern Geschlecht zu erhellen versucht, so soll die Aufmerksamkeit nunmehr auf die Funktion der Frau im dichterischen Werke Kleists gerichtet sein.

Mit dem Begriff 'Funktion' soll hier die Aufgabe bezeichnet werden, welche der Frau vom Dichter innerhalb seines Werkes zugeteilt ist. Bei Kleist besteht die Funktion der Frau darin, sich selbst durch

die Entfaltung ihrer beachtenswerten Anlagen zu individueller Entscheidung und Selbständigkeit durchzuringen, durch das Beispiel ihrer Denk- und Verhaltensweise der Menschheit den rechten Weg zu weisen, wie sie sich zu einem menschenwürdigeren Dasein zu erheben vermag. Innerhalb der jeweiligen Handlung läßt sich das Wirken der Frauengestalten durch bedeutungsvolle Begriffspaare kennzeichnen, die in ihrer Gegensätzlichkeit die Polarität der dargestellten Daseinssituationen besonders deutlich zum Ausdruck bringen. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, die Frau in ihrer Funktion als Repräsentantin bedeutsamer Begriffsverbindungen zu betrachten.

1. Der sprachliche Ausdruck

In seiner Bedeutung dem Sinne der modernen Stilforschung gemäß ist 'Ausdruck'

die Sichtbarmachung eines Inneren durch einen sprachlichen Gegenwert, der durch die für seine Wahl ausschlaggebenden Eigenschaften die ihm zugrundeliegenden seelischen Vorgänge in möglichst adäquater Weise verlautbart und dadurch eine Vorstellung von ihnen gibt. Die Sprache der Dichtung enthält, an keine äußere Gegenständlichkeit gebunden, den reinsten Ausdruck, der durch seine Bedeutungstiefe sich eine eigene Welt von Vorstellungen schafft.¹⁰⁶

Bereits in einer seiner frühesten Äußerungen, in dem "Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden" (II,301-315, etwa 1799 entstanden) betont Kleist, er "suche und spähe umher nach Worten und Bildern" (II,306), um den Freund von der "herrlichen, beglückenden Wahrheit" seiner Ideen überzeugen zu können. Das heißt also, daß Kleist mit einer bewußt getroffenen Auswahl von "Worten und Bildern" eine ganz bestimmte Absicht verfolgte. Die im selben Aufsatz so vielfach verwendete Verbindung von jeweils zwei, in selteneren Fällen auch drei

Begriffen, die von synonymem oder auch widersprüchlicher Bedeutung sind, darf demnach nicht als Zufall gewertet werden. Die wichtigsten Gedanken drückt Kleist gerade hier durch die Gegenüberstellung der gegensätzlichen Begriffe Glück und Unglück, Vernunft und Herz, Tugend und Laster, Herz und Geist, Reichtum und Armut, Denken und Handeln, Erfahrung und Tätigkeit, Genuß und Entbehrung aus.¹⁰⁷ Dementsprechend sollte man auch vom dichterischen Werk erwarten dürfen, daß der gewählte Ausdruck einen bedeutungsvollen Gedanken einschließt, daß eine ebensolche Absicht des Dichters bei der Planung und Gestaltung seiner Dramen und Prosawerke vorlag. Diese Folgerung erscheint insbesondere berechtigt, da Kleist in seinem "Brief eines Dichters an einen anderen" (1811) ausführt:

Ich bemühe mich aus meinen besten Kräften, dem Ausdruck Klarheit, dem Versbau Bedeutung, dem Klang der Worte Anmut und Leben zu geben: aber bloß, damit diese Dinge gar nicht, vielmehr einzig und allein der Gedanke, den sie einschließen, erscheine. (II,348)

Kleist will also nicht die Gefahr eingehen, durch einen falsch gewählten Ausdruck mißverstanden zu werden, durch das unrecht gewählte Bild den eingeschlossenen Gedanken unter den Menschen nicht zur Auswirkung bringen zu können. Da er sich aber der Sprache bedienen muß, um seine Gedanken sichtbar zu machen, betont er:

Nur weil der Gedanke, um zu erscheinen, wie jene flüchtigen, undarstellbaren, chemischen Stoffe, mit etwas Größerem, Körperlichen, verbunden sein muß: nur darum bediene ich mich, wenn ich mich dir mitteilen will, und nur darum bedarfst du, um mich zu verstehen, der Rede. (II,347-348)

Und Kleist hebt hervor, daß die deutsche Sprache nicht "arm an Nüancen" sei, so daß es nur geringe Schwierigkeiten bereite, "ein paar Wörter" zu finden, die das, was er zu sagen beabsichtige, auch "sehr passend und richtig ausdrücken." (II,306)

Daß Kleist bereits in jungen Jahren um die rechte Wirkung seiner Worte bemüht war, beweisen einige Zeilen aus seinem Brief an Martini, in dem er auf sein Schreiben an den König von Preußen zwecks Entlassung aus dem Potsdamer Garderegiment hinweist. Dieses Schreiben hatte er nicht abgesandt, weil er "nach Vollendung desselben" ihn "abzuschicken nicht für gut fand," denn, so hebt er hervor, "ich fühlte, daß die Darstellung des Gegenstandes so fehlerhaft wie unvollständig ist, und daß die Sprache, die ich darin führe, nicht besonders geschickt ist, um zu überzeugen und einzunehmen." (II,478) Überzeugend aber wirkt Kleist in seinen Werken, in denen man die Gegenüberstellung gegensätzlicher Begriffe als die besondere Wahl des rechten Wortes durch den Dichter zu bezeichnen vermag und die dargestellten Situationen als die sorgfältig gewählten Bilder.

2. Die Antithetik der Begriffe

Eine gelegentliche Benutzung synonyme Doppelformen als Stileigenheit galt in den Poetiken der Renaissance als besonderer Schmuck. Heutzutage tauchen diese Formen auch in der Alltagssprache auf und werden vielfach schon als einheitlicher Begriff angesehen. In der Auswirkung auf den Leser zeigt es sich, daß die Nebeneinanderstellung von Begriffen schon eine Zweigliedrigkeit der Aussage erkennen läßt. Um wieviel bedeutsamer muß darum der Gebrauch nebeneinandergestellter Begriffe gewertet werden, die als Gegensätze erscheinen. Der Gegensatz selbst trägt bereits den Keim einer künftigen Auseinandersetzung in sich. Dabei ergeben sich drei Darstellungsmöglichkeiten der Entwicklung. Neben dem Sieg der einen oder der anderen Seite ist im dritten Falle der Ausgleich zwischen beiden möglich. Die Gegensätzlichkeit mag

sich im Unterschied zwischen den Charakteren auswirken, in der Art und Weise ihrer Existenz, in der Gegensätzlichkeit der Geschlechter oder auf dem Gebiet der Ethik.¹⁰⁸ Bei der Häufigkeit der von Kleist angewendeten Doppelbegriffe, vor allem von Begriffsverbindungen, die eine widersprüchliche Bedeutung aufzuweisen haben, sollte man annehmen dürfen, daß es sich dabei um eine ganz bestimmte Absicht des Dichters handelte. Da sein Werk aber, wie er Marie von Kleist gegenüber betont, ebenfalls "nur halb" Gesagtes einschließt, was der eigenen "Einbildung" Spielraum bietet (II,797), sollte man nicht allein den in der Dichtung tatsächlich erscheinenden Begriffsverbindungen besondere Beachtung schenken. Genauso viel Aufmerksamkeit verdienen die Einzelbegriffe, deren Zugehörigkeit zu einem Begriffspaar gegensätzlicher Bedeutung bei ihrem Auftauchen sofort den fehlenden Teil des Ausdrucks im Denken der Menschen aufleben lassen. Schon Platon hat gezeigt, daß wir bei den Begriffen den einen gar nicht ohne den anderen denken können, daß vielmehr der eine aus dem anderen entspringt.¹⁰⁹ Die nicht aufzulösende Beziehung der beiden Begriffe zueinander, selbst wenn sie nicht gemeinsam benutzt werden, muß dennoch als gegeben betrachtet werden und ist durch die Tatsache bewiesen, daß wir die Bedeutung des einen Begriffes nur im Gegensatz zu dem zweiten zu erfassen vermögen. Daraus ergibt sich für das dichterische Werk Kleists, daß gerade dem "nur halb Gesagten" besondere Bedeutsamkeit beizumessen ist. Wird also zum Beispiel in der Familie Schroffenstein das Mißtrauen wesentlich öfter als das Vertrauen genannt, so taucht dennoch bei jedem Gebrauch der fehlende zweite Begriff als Ergänzung des ersten zu gleicher Zeit auf.

Ebenfalls brachte der Dichter in seinem Werk das "gemeine Gesetz des Widerspruchs" zur Anwendung, das nach seiner Ansicht "nicht bloß

von Meinungen und Begehrungen, sondern auf weit allgemeinere Weise, auch von Gefühlen, Affekten, Eigenschaften und Charakteren" gelte.

(II,331) Über dieses Gesetz, das Kleist dem Bereich der Elektrizität entlehnte, urteilte der Dichter folgendermaßen:

Dieses höchst merkwürdige Gesetz findet sich, auf eine, unseres Wissens, noch wenig beachtete Weise, auch in der moralischen Welt; dergestalt, daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem anderen, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise, bestimmt sind, in Berührung tritt: sein Wesen sogar wird, um mich so auszudrücken, gänzlich in den entgegengesetzten Pol hinübergespielt; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung -, und die Bedingung -, wenn jener von der Bedingung + ist. (II,330)

Kleist verweist auf das Gebiet der Erziehung, wo man versucht habe, durch "den Anblick böser Beispiele" die Betrachtenden "von dem Laster abzuschrecken." (II,332) Man habe in Erwägung gezogen, "eine sogenannte Lasterschule, oder vielmehr eine gegensätzliche Schule, eine Schule der Tugend durch Laster zu errichten," wo die Lehrer "nicht bloß durch Ermahnungen, sondern durch Beispiel, durch lebendige Handlung, durch unmittelbaren praktischen, geselligen Umgang und Verkehr zu wirken suchen." (II,334)

Allerdings scheint Kleist diesen--zwar ironisch aufzufassenden-- "Allerneuesten Erziehungsplan" durch seinen eigenen Ausspruch zu entkräften, wenn er Wilhelmine von Zenge zu verstehen gibt: "Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte." (II,565) Jedoch der Gedanke, "nicht bloß durch Ermahnung, sondern durch Beispiel, durch lebendige Handlung" (II,334) auf die Menschen zu wirken, scheint dem gesamten dichterischen Werke Kleists zugrunde zu liegen.

3. Der bildende Wert der Dichtung

Vor der Kantkrise hatte Kleist noch die Frage gestellt: "Darf man sich in dieser Welt wohl bestreben, das Vollkommene wirklich zu machen, oder muß man sich nicht begnügen, nur das Vorhandne vollkommener zu machen?" (II,512) Mit den Erfahrungen der Kantkrise war das Bedürfnis in ihm erwacht, "etwas Gutes zu tun." (II,692) Er gelangte zu dem Entschluß, durch seine Dichtung einem "menschenfreundlicheren Zweck" (II,684) zu dienen, an einer Verbesserung dieser Welt, in der alles "wie eingeschachtelt erscheint" (II,769), an ihrer Vervollkommnung mitzuarbeiten. Vor allem das Gefühl der Machtlosigkeit und des Elends, das in seinem Zeitalter vorherrschend war, lastete schwer auf Kleist. Die Frage beschäftigte ihn: "Was ist dies für eine Welt? Jammer und Elend so darin verwebt, daß der menschliche Geist sie nicht einmal in Gedanken davon befreien kann." (II,772) Gerade auf die Beeinflussung dieses menschlichen Geistes schien es dem Dichter anzukommen. Nach der Betrachtung von Gemälden hatte er sich darüber geäußert, was seiner Ansicht nach den Wert eines Kunstwerkes bestimmt: "Denn nicht das, was dem Sinn dargestellt ist, sondern das, was das Gemüt, durch diese Wahrnehmung erregt, sich denkt, ist das Kunstwerk." (II,783) Auf das Gemüt der Menschen wollte Kleist mit Hilfe seiner Dichtung einwirken. Ihr Scharfblick des Geistes sollte sie in die Lage versetzen, ihr Schicksal selbst zu meistern. Hatten die Menschen auch die Bewußtheit des eigenen Wertes verloren, so glaubte der Dichter trotz aller einengenden Verhältnisse, daß es nur von der Initiative des Einzelnen abhinge, seine Kräfte zu nutzen, um sich aus der Jämmerlichkeit seines Daseins aufzurichten, das ihn zum Spielball des Schicksals gemacht hatte. Mit seinen Dramen und Novellen unternahm Kleist also den Versuch, die

Menschen von der Möglichkeit einer besseren, glücklicheren Welt zu überzeugen.

Seine eigenen Lebenserfahrungen hatten dem Dichter die Gültigkeit seiner Behauptung bestätigt: "Wie oft gründet sich das Unglück eines Menschen bloß darin, daß er den Dingen unmögliche Wirkungen zuschrieb, oder aus Verhältnissen falsche Resultate zog, und sich darinnen in seinen Erwartungen betrog." (II,310) Er selbst war zu falschen Resultaten gekommen, indem er nur zum Nutzen des eigenen Vorteils sein ganzes Streben der Erkenntnis der Wahrheit und der Selbstvervollkommnung gewidmet hatte. Nachdem er jedoch den Irrtum seines eigenen Denkens erkannt hatte, war er nach erneuter Überprüfung der Voraussetzungen für diese Denkweise zu einer Neuorientierung gelangt. Das rechte Lebensziel sollte daher fortan lauten: "Andere beglücken, es ist das reinste Glück auf dieser Erde." (II,691) Zu dieser Erkenntnis sollte die Menschheit durch die in seinem dichterischen Werk enthaltene Aufforderung gelangen, besser denken zu lernen.

Diese Untersuchung greift zurück auf die Studie "Kleists Weg zur Wahrheit", in der Belgardt die These zur Diskussion stellt, daß Kleist zwischen zwei Denkweisen unterscheidet. "Die erste führt den Menschen in den 'Irrtum' und die andere läßt ihn seinen Irrtum erkennen und zeigt ihm den 'Weg zur Wahrheit'."¹¹⁰ Diese These basiert auf dem Gedanken des "besser-denken-Lernens", eine Aufforderung, die nach Belgardts Ansicht vom Dichter an jeden Menschen gerichtet wird. Sie bezieht sich auf die Fähigkeit des menschlichen Verstandes, seine eigenen Irrtümer zu erkennen und zu berichtigen. Die Möglichkeit ist durch eine Veränderung in der Denkweise gegeben. Diese Veränderung läßt sich durch die Überprüfung der Voraussetzungen für eine gegebene Denkweise herbeiführen.

Sollten die Prämissen erkennen lassen, daß ihre Gültigkeit nicht länger existiert, so muß diese Erkenntnis nicht nur zur Anerkennung neuer Prämissen führen, sondern zugleich auch zu einer Neuorientierung in der Denkungsart. Und Belgardt führt aus:

An den Menschen sind also zwei Forderungen gestellt, und die Formulierung "besser denken lernen" enthält sie beide: eine Neuorientierung in der Denkweise des Menschen und eine Neuorientierung in seiner Wertsetzung. Dies sind radikale Forderungen, aber Kleist hält deren Erfüllung für durchaus möglich.¹¹¹

Für die Funktion der Frau im Werke Kleists erweist sich die Erfüllung dieser Forderung von überragender Wichtigkeit. Ihr scheint die Aufgabe übertragen zu sein, jenes "besser-denken-Lernen" beim Manne herbeizuführen. Ihr Beispiel und ihr Einfluß geben ihm Anlaß zu einer unaufhörlichen Überprüfung der als gültig akzeptierten Werte, so daß die Gefahr eines Fehlurteils bei der Einschätzung der Menschen vermieden werden kann.

4. Die Aufgabe der Frau

Den Ansichten des Dichters über Wesen und Bestimmung des Weibes gemäß erscheint die Frau im dichterischen Werke Kleists vorwiegend in ihrem untergeordneten Verhältnis zum Manne. Wohl ist ihm der überragende Verstand gegeben, der ihn im Vergleich zum weiblichen Geschlecht überlegen erscheinen läßt. Die Frauengestalten aber sind es, denen das "innere Gefühl", eine "höhere Vernunft" (II,485) zu eigen ist, jener Zustand unsrer, welcher weiß (II,323), wodurch sie vom Dichter dazu befähigt werden, einen entscheidenden Einfluß auf ihre Umwelt, selbst auf den Mann, auszuüben. Das Wirken der Frau vergleicht Kleist mit der Standhaftigkeit eines Rebenhügels, der den Lauf des Rheines in geeignetere Bahnen lenkt, wenn er an Adolfine von Werdeck schreibt:

Pfeilschnell strömt der Rhein heran von Mainz, als hätte er sein Ziel schon im Auge, als sollte ihn nichts abhalten, es zu erreichen, als wollte er es, ungeduldig, auf dem kürzesten Wege ereilen. Aber ein Rebenhügel (der Rheingau) beugt seinen stürmischen Lauf, sanft aber mit festem Sinn, wie eine Gattin den stürmischen Willen ihres Mannes, und zeigt ihm mit stiller Standhaftigkeit den Weg, der ihn ins Meer führen wird - Und er ehrt die edle Warnung und gibt sein voreiliges Ziel auf, und durchbricht, der freundlichen Weisung folgend, den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe seine blumigen Füße ihm küssend - (II,674-675)

Wie das Wasser des Rheines in seinem Lauf durch den Rebenhügel geleitet wird, so ist die Funktion der Hinleitung zu einer Neuorientierung in der Denkweise im Kleistschen Werk den Frauengestalten übertragen worden.

Man könnte somit die Funktion, die der Dichter seinen Frauengestalten im Werk übergibt, als eine Aufgabe bezeichnen, die sich aus dreierlei Punkten zusammensetzt:

1. Konfrontiert mit der gegebenen Daseinssituation soll die Frau sich als weibliches Wesen aus der untergeordneten Position erheben und sich durch die Entfaltung ihrer Anlagen zu der Individualität ihrer wesenseigenen Existenz durchringen, soll durch selbständiges Denken und Handeln zu persönlichen Entscheidungen gelangen.
2. Der Frau ist aufgetragen, auf die Möglichkeit einer Änderung in der Denkweise aufmerksam zu machen und ihre Umwelt durch ihr Beispiel zu einer Neuorientierung in der Denk- und Handlungsweise, zu einer neuen Bewußtseinshaltung, hinzuführen.
3. Innerhalb der Handlung selbst wird der Frau die Rolle zugewiesen, als Repräsentantin jener gegensätzlichen Begriffe aufzutreten, die in den Mittelpunkt des jeweiligen Werkes gestellt sind.

Statt der zu erwartenden Passivität der Frauengestalten zeigt sich somit eine überraschende Aktivität im Denken und Handeln. Die Frau eignet sich ausgezeichnet für die ihr vom Dichter übertragene Funktion, der Menschheit den Weg zu einem vollkommeneren Dasein, zu einer glücklicheren Zukunft, zu weisen, da gerade ihr ein Gott im "Innern heimlich anvertraut, was recht ist." (II,661)

5. Die Einordnung der Werke unter dem Titel gegensätzlicher Begriffe

Durch die Darstellung der Widersprüchlichkeit, aus der sich die Frau erhebt, ergibt sich dem Dichter die Möglichkeit, an Hand einer beispielhaften Lebenssituation sowohl dem Zuschauer als auch dem Leser in dichterischer Gestalt die ästhetische Erfahrung einer Gegenwartsbewältigung zu vermitteln. Die Kombination gegensätzlicher Begriffe fungiert dabei als Anleitung für den Menschen, die Widersprüchlichkeit der gegebenen Situation zu erkennen. Bei dem Reichtum dichterischer Phantasie zeigt es sich auch hier, daß Kleist sich--wie bei der Zeichnung seiner Charaktere--durch Vielseitigkeit in der Auswahl einander gegenübergestellter Begriffe auszeichnet. Dennoch hat es sich als sinnvoll erwiesen, eine Aufteilung der Werke in sieben Gruppen vorzunehmen, deren Einordnung unter dem Titel gegensätzlicher Begriffsverbindungen besonders bedeutungsvoll erscheint. So steht in dem Drama Die Familie Schroffenstein der Gegensatz zwischen Vertrauen und Mißtrauen im Mittelpunkt der Handlung, genauso wie die Größe des Vertrauens und die Niedrigkeit des Mißtrauens im Zerbrochenen Krug eine wichtige Rolle spielen. Dem Gegensatz zwischen Tugend und Laster sind die Erfahrungen der Marquise, Josephes und Alkmenes untergeordnet, während der Gegensatz

zwischen Liebe und Haß sowohl in Penthesilea als auch im Käthchen von Heilbronn bedeutsam ist. Recht und Unrecht werden in Michael Kohlhaas und in der Hermannsschlacht einander gegenübergestellt. Dagegen wird der Gegensatz zwischen Menschlichkeit und Übermenschlichkeit als einer Form der Unmenschlichkeit zum Fokuspunkt in dem Bettelweib von Locarno und in der Heiligen Cäcilie. Um den Unterschied zwischen Menschenliebe und Menschenhaß kreist die Handlung im Findling und in der Verlobung in St. Domingo. Unschuld und Schuld aber stehen einander im Zweikampf und im Prinzen Friedrich von Homburg gegenüber.

Hier soll der Beweis erbracht werden, daß die Kombination der funktionalen Bestimmung der Frauengestalten mit einer Stileigenheit des Dichters, seine wichtigsten Gedanken durch sinnreiche Begriffsverbindungen hervorzuheben, für das gesamte dichterische Werk Kleists von großer Bedeutung ist. Die Beweisführung soll sich dabei vorwiegend auf des Dichters eigene Worte stützen.

5.1. Vertrauen - Mißtrauen

Schon in seinem ersten Drama Die Familie Schroffenstein zeigt sich das Bestreben Kleists, in der Dichtung gegensätzliche Begriffe sowohl in der Gestaltung des Geschehens als auch bei der Charakterisierung der Figuren anzuwenden. Kurt Semela hat bereits darauf hingewiesen, daß es in diesem Haß- und Liebesdrama kaum eine Person gebe, die nicht polar eingefügt sei. Jedem Spieler entspreche ein Gegenspieler. Die Polarität erstreckte sich weiterhin auch auf die Handlung. Auf jede Aktion folge eine Gegenaktion.¹¹² In den späteren Werken rücken die einzelnen Frauengestalten immer klarer in den Mittelpunkt des Geschehens, da ihnen, wie bereits angedeutet, die Funktion übertragen wird, nicht nur durch ihre "Denkungsart oder Empfindungsweise", sondern auch durch ihr

Handeln die Gegensätzlichkeit bedeutsamer Begriffspaare hervorzuheben, die ihrerseits die Polarität der dargestellten Daseinssituationen zum Ausdruck bringen. In der Familie Schroffenstein nimmt die Frau noch nicht die Vorrangstellung ein. In dem Erstlingsdrama Kleists gilt das Hauptinteresse dem Gegensatzpaar Vertrauen-Mißtrauen selbst, das seinen Einfluß sowohl auf die Handlung als auch auf die Handelnden verspüren läßt. Das Vertrauen ist dabei genauso polar bedingt durch das Mißtrauen wie die Liebe durch den Haß. Zwar könnte das eine auch ohne das andere zur Auswirkung kommen. Allerdings wäre dann eine derartig dimensionale Weitung, wie Kleist sie für das Gegensatzpaar Vertrauen-Mißtrauen verwendete, nicht denkbar.¹¹³

Es wäre eine zu einfache Lösung gewesen, die Angehörigen des Hauses Warwand als Vertreter des Mißtrauens den Personen des Hauses Rossitz als Repräsentanten des Vertrauens gegenüberzustellen. Die entscheidenden Gegensätze läßt Kleist bereits innerhalb der ehelichen Verbindungen der beiden Grafen zutage treten. Auf Rossitz ist der finstere, von Haß und Leidenschaft besessene Rupert mit der milden, grenzenlos vertrauenden Eustache verheiratet. Auf Schloß Warwand lebt dagegen der menschlich denkende Sylvester mit seiner Gemahlin Gertrude, deren Argwohn und feindselige Verdachtsäußerungen das Mißtrauen den Verwandten auf Rossitz gegenüber unaufhaltsam steigern. Dem Gegensatz der Charaktere beider Ehepartner innerhalb der einzelnen Familien entspricht demzufolge nicht nur die Gegenüberstellung der beiden Vettern auf Rossitz und Warwand, sondern auch die ihrer Ehefrauen.

Eustaches Bemühen, einen mildernden Einfluß auf ihren Ehemann auszuüben, entspricht Kleists Auffassung über das Wirken der verheirateten

Frau, die dem "stürmischen Willen ihres Mannes" Einhalt gebietet, die ihm "mit stiller Standhaftigkeit" (II,675) den rechten Weg zu weisen versucht. In diesem Drama geht es vorwiegend um den Erbvertrag, der bekanntlich von den Großvätern zum Wohle der verwandten Häuser abgeschlossen wurde, stattdessen jedoch nur Zwietracht hervorgerufen hat. Da beim Aussterben der einen Schroffensteiner Linie der Besitz an die andere übergehen soll, kann Rupert sich eines wachsenden Argwohns nicht erwehren, die Verwandten hätten es darauf abgesehen, sich mit allen Mitteln des gesamten Besitzes zu bemächtigen. Eine anfängliche Vermutung hat sich mit den Jahren zum festen Verdacht entwickelt und wird schließlich für Rupert durch den plötzlichen Tod seines jüngsten Sohnes zur bewiesenen Tatsache. Blind vor Rachsucht, Mißtrauen und Wut schreckt daher der Herr auf Rossitz nicht davor zurück, die Mitglieder seines Hauses zum Racheschwur gegen die Verwandten zu zwingen.

Jeronimus gegenüber bekennt Eustache die Erfolglosigkeit ihres Bestrebens, ihren Mann zu Vernunft und Mäßigung anzuhalten:

--Ja, dieser Haß, der die zwei Stämme trennt,
Stets grundlos schien er mir, und stets bemüht
War ich, die Männer auszusöhnen--doch
Ein neues Mißtrauen trennte stets sie wieder
Auf Jahre, wenn so kaum ich sie vereinigt.

(I,110)

Rupert jedoch bezeichnet das Wort "Vertrauen" als der Welt der Ammenmärchen angehörend. Im Augenblick des Racheschwurs erkennt Eustache nur zu deutlich, daß das Urteilsvermögen ihres Mannes nicht nur durch den Schmerz um den Verlust des Sohnes, sondern weit mehr noch durch den alten Argwohn beeinträchtigt ist. Sie verlangt von ihrem Gemahl:

O Rupert, mäßge dich! Es hat der frech
Beleidigte den Nachteil, daß die Tat
Ihm die Besinnung selbst der Rache raubt,

Und daß in seiner eignen Brust ein Freund
 Des Feindes aufsteht wider ihn, die Wut--
 Wenn dir ein Garn Sylvester stellt, du läufst
 In deiner Wunde blindem Schmerzgefühl
 Hinein. --Könnst du nicht prüfen mindestens
 Vorher, aufschieben noch die Fehde.--

(I,53)

Wie Lisbeth, die Gattin von Michael Kohlhaas, so wirkt auch Eustache als Mahnerin, versucht, ihren Mann von unüberlegtem Handeln abzuhalten. Ihrer Natur nach ist sie dazu geneigt, vertrauend statt mißtrauend zu reagieren. Ihre Weiblichkeit wehrt sich gegen den unbedingten Haß Ruperts. Sie sucht zu verstehen, ist willens zu vergeben. Sie glaubt eher an einen Irrtum, an einen trügerischen Schein der Umstände, als daß ihr Glaube an das Gute in den Menschen ins Wanken geriete. Trotz des angeblichen Geständnisses auf der Folter, das den Vetter auf Warwand als Anstifter zum Mord an ihrem Sohn zu bestätigen scheint, vertraut sie dennoch ihrem innersten Gefühl:

Nun über jedwedes Geständnis geht
 Mein innerstes Gefühl doch.-

(I,109)

Selbst der Verlust des eigenen Sohnes hält also Eustache nicht davon ab, ihrem tiefsten Wesen treu zu bleiben, läßt sie an ihrem Glauben, an ihrem Rechtgefühl, das speziell als Eigenheit der Frau bezeichnet wird, nicht irre werden.

Im Gegensatz zu Eustache ist Sylvesters Ehefrau Gertrude auf Warwand vom Dichter die Aufgabe zugeteilt, durch Andeutungen und heimlich ausgesprochene Vermutungen zwischen den Familien Zwietracht zu schmieden, ohne jedoch damit bei ihrem Mann wirkliche Erfolge zu erzielen. Ärgerlich gebietet er ihr zu schweigen. Er kennt die Schwäche seiner Frau und gibt ihr die Schuld an manchem Mißverständnis:

--O daran ist,
 Beim Himmel! niemand schuld als du Gertrude!
 Das Mißtraun ist die schwarze Sucht der Seele,
 Und alles, auch das Schuldlos-Reine, zieht
 Fürs kranke Aug die Tracht der Hölle an.
 (I,69)

Es ist Gertrude, die Kleist "das Nichtsbedeutende, Gemeine, ganz Alltägliche, spitzfindig, wie gestreute Zwirnfäden" (I,69) zu einem Bild verknüpfen läßt, das die Verwandten auf Rossitz verdächtigt. Sie sagt nichts öffentlich. Heimlich vertraut sie Agnes an, "es könnte sein, wär möglich, hab den Anschein fast--" (I,67), als wären die Rossitzer an dem Tod des kleinen Philipp schuld. Mit dem "vergifteten Dolch" und der "vergifteten Ananas" hat Kleist Beispiele geschaffen, die die Absurdität dieses Mißtrauens ganz besonders verdeutlichen.

Semela hat darauf hingewiesen, daß das Mißtrauen Gertrudes keineswegs die gleiche Tiefendimension aufzuweisen habe wie das Vertrauen von Eustache. Er führt die unterschiedliche Betonung auf Kleists naturbedingte Unfähigkeit zurück, das Mißtrauen ebenso erlebnishaft darstellen zu können wie das Vertrauen. Das Mißtrauen bei Kleist sei als eine Form geistigen Erkennens nur rational bedingt. Und Semela warnt mit Recht davor, in diesem Drama bei der Beurteilung der Frauengestalten allzu leichtfertig als wesentliche Charakterzüge der Frau zu deuten, was hauptsächlich als funktionale Eigenheit zum Zweck der Kontrastierung gelten müsse. Um den Gegensatz von Vertrauen und Mißtrauen besonders deutlich hervorzuheben, sei das Vertrauen Eustaches als ein unbegrenztes dargestellt. Gertrudes Mißtrauen dagegen, obgleich es als geistiges Prinzip des Dramas unbestritten eine Vorrangstellung einnehme, sei nicht so kraftvoll gestaltet, daß es dem Vertrauen von Eustache das Gleichgewicht halten könne.¹¹⁴

Die Fähigkeit zu einem unerschütterlichen Vertrauen, das weit über die Grenzen des Gewöhnlichen hinausgeht, besitzt Eustache gemeinsam mit Sylvester. Der Herr auf Warwand kann es trotz Ruperts Ankündigung der Fehde nicht glauben, daß der Vetter ihn einer derartig ruchlosen Mordtat beschuldigen könnte.

Wer kann das Unbegreifliche begreifen?
 - Wo ist mein Helm, mein Schwert? - Denn hören muß
 Ichs doch aus seinem Munde, eh ichs glaube.
 (I,73)

Ohne auf den Einspruch seiner Frau Gertrude zu achten, die um sein Leben fürchtet, ohne der Bestätigung des Rossitzischen Herolds Gehör zu schenken, der ihm bei einem solchen Schritt den sicheren Tod voraussagt, will Sylvester waffenlos nach Rossitz reiten, um eine Aussprache mit Rupert zu erzwingen. Nur so könnte seiner Meinung nach der Irrtum, der dieser Angelegenheit zugrunde liegen müsse, aufgeklärt werden. Nur so könnte man größeres Unheil vermeiden.¹¹⁵ Als edler, besonnener Mensch zählt Sylvester in seinem blinden Vertrauen darauf, daß dem Vetter sein Leben genauso heilig sein werde wie ihm selbst das Leben des Verwandten auf Rossitz.

Eine derartige Vertrauensfähigkeit, wie Sylvester und Eustache sie aufzuweisen haben, ist eine moralische Kraft, die Seelenstärke voraussetzt. Grundlage eines solchen Vertrauens ist der Glaube, der sich durch das Gefühl für den sittlichen Wert einer anderen Person rechtfertigt. Natürlich kann dieses Gefühl einem Irrtum unterliegen wie Sylvesters unbegrenztes Vertrauen zu Rupert. Einer anderen Person zu vertrauen, ist stets ein Wagnis, denn es handelt sich im Grunde immer um ein 'blindes' Vertrauen. Schließlich wäre es kein Vertrauen, wenn

im entscheidenden Augenblick objektive Sicherheiten und gute Gründe als Beweise für die Vertrauenswürdigkeit einer Person zur Verfügung ständen. Wissen erfordert kein Vertrauen. Wahres Vertrauen aber ist eine Belastungsprobe moralischer Kraft und bedeutet, an einen Menschen auch dann noch glauben zu können, wenn alle sichtbaren Tatsachen gegen ihn sprechen.¹¹⁶ Bei Eustache und Sylvester ist eine derartige Vertrauensfähigkeit gegeben.

Es erweist sich jedoch, daß das Vertrauen eine ebenso blinde, das gesamte Fühlen und Denken des Menschen bestimmende Macht sein kann wie das Mißtrauen. In Sylvesters Absicht, den Vetter auf Rossitz aufzusuchen, erblickt Rupert nur einen "raffinierten Schachzug." Sylvesters unwandelbares Vertrauen in Ruperts Schuldlosigkeit bezeichnet dieser als eine "List der Hölle, von dem bösesten der Teufel ausgeheckt!" (I,114)¹¹⁷ Das Mißtrauen des Herrn auf Rossitz kennt keine Grenzen. Sylvesters unerschütterliches Vertrauen dagegen gerät erst in dem Augenblick ins Wanken, da er erkennen muß, daß selbst sein eigenes Bewußtsein, das ihn mit der Kenntnis seiner Unschuld nach dem Erwachen aus der Ohnmacht hätte stärken sollen (I,82), ihn von einer Schuld scheinbar nicht mehr freizusprechen vermag.

Gertrude. O's ist ein teuflischer Betrug, der mich,
Ja dich mißtrauisch hätte machen können.

Sylvester. Mich selbst? Mißtrauisch gegen mich? Nun laß
Doch hören. (I,85)

Sylvester kann die Tatsache, daß Ruperts jüngster Sohn allem Anschein nach tatsächlich von seinen Leuten im Gebirge erschlagen wurde, nicht länger von sich weisen. Schließlich hatten die Mörder ihre Schuld selbst eingestanden, hatten ihren Herrn als Anstifter zum Mord kurz vor ihrem Tode auf der Folter namhaft gemacht.

Beweiserbringung übertragen, daß die Macht der Liebe selbst unter schwierigsten Bedingungen Ungeheures zu bewältigen vermag. Zwar ist Agnes und Ottokar ein derartiges Vertrauen, wie es Eustache und Sylvester zu eigen ist, noch nicht gegeben. Sie müssen sich dieses Vertrauen zueinander erst erwerben.

Ein "unumschränkt Vertrauen" (I,77) fordert Ottokar von Agnes, wünscht, daß sie ihm ihren Namen nenne, obwohl er selbst seinen eigenen weiterhin geheimzuhalten gedenkt. Seiner Aufforderung "Willst du nicht besser von / Mir denken lernen?" (II,78) begegnet Agnes mit den Worten: "Soll ich dir traun, wenn du nicht mir?" (I,78) Der Jüngling klagt, daß des Mädchens Seele, die bei ihrem ersten Zusammentreffen im Gebirgstal "wie ein schönes Buch" (I,95) offen vor ihm gelegen habe, jetzt wie "ein verschloßner Brief" (I,96) erscheine. Beide fühlen sich zueinander hingezogen, scheuen jedoch im Hinblick auf die Fehde zwischen ihren Familien davor zurück, einander ihre Identität einzugestehen. Ottokars Gefühl ist gespalten zwischen dem Racheschwur am Sarge des toten Bruders und seiner Liebe zu dem Mädchen. Agnes dagegen wird trotz ihrer Liebe von der Furcht vor einer möglichen Ermordung durch Ottokar überwältigt. Beeinflußt durch die Reden ihrer Mutter ist sie überzeugt davon, mit dem Quellwasser, das Ottokar ihr zur Stärkung reicht, zugleich das tödliche Gift aus seiner Hand zu empfangen, aber sie hat dennoch nicht die Absicht, sich zu retten. Ohne seine Liebe, die für sie der Sinn ihres Lebens ist, hat das Leben keine Bedeutung mehr für sie.

. . . Die Krone sank ins Meer,
Gleich einem nackten Fürsten werf ich ihr
Das Leben nach. Er bringe Wasser, bringe

Mir Gift, gleichviel, ich trink es aus, er soll
Das Ungeheuerste an mir vollenden. (I,96-97)

Nachdem sie endlich den Mut gefunden und Ottokar in ihre Denkweise eingeweiht hat, zeigt es sich, daß auch er gewillt ist, das vermeintliche Gift mit ihr gemeinsam zu trinken. Diese Bereitschaft beider, aus Liebe miteinander zu sterben, verhilft ihnen zu der Erkenntnis ihres Irrtums, ermöglicht ihnen, ihr Mißtrauen zu überwinden. Und Ottokar fragt das Mädchen:

Willst dus?

. . .

Mit mir leben?

Fest an mir halten? Dem Gespenst des Mißtrauns,
Das wieder vor mir treten könnte, kühn
Entgegenschreiten? Unabänderlich,
Und wäre der Verdacht auch noch so groß,
Dem Vater nicht, der Mutter nicht so traun,
Als mir? (I,98-99)

Agnes erklärt sich zwar ganz die Seine "in der grenzenlosesten Bedeutung" (I,99), gibt aber ebenso deutlich zu erkennen, daß sie sich selbst als unerfahrenes Mädchen gegen ungerechtfertigte Anklagen zu behaupten weiß. Entsprechend der ihr als Frauengestalt vom Dichter übertragenen Funktion erfüllt sie nun ihre Aufgabe, den Geliebten durch das Beispiel ihrer Denk- und Verhaltensweise zu einer Neubewertung der Sachlage hinzuleiten. Der Ansicht Fricke's, daß Agnes erst durch Ottokar aus dem Mißtrauen befreit werden muß, kann nur im Hinblick auf das von ihr als vergiftet vermutete Wasser, das er dem Mädchen reicht, bestätigt werden. In der Folge der Szene ist es dann jedoch Agnes, die den Geliebten von der Zweideutigkeit der angeblichen "Tatsachen" überzeugt.¹¹⁸

Auf diese Funktion der Frau kommt es im Kleistschen Werke an: in entscheidenden Situationen durch ihr Eingreifen in den Lauf des Geschehens, mit Hilfe eines Zusammenspiels von Gefühl und Verstand, auf die Notwendigkeit einer stetigen Überprüfung und Neueinschätzung der gegebenen Umstände hinzuweisen. In diesem speziellen Fall ist es die Aufgabe von Agnes, Ottokar zu der Erkenntnis jener grauenhaften Mißverständnisse zu führen, die ihre Familien entzweien. Für Ottokar steht es als bewiesene Tatsache fest, daß sein Bruder von Sylvester "hingegerichtet" wurde, da es die Mörder selbst gestanden haben. Solange sich aber die Menschen unbedenklich auf die Eindeutigkeit zweideutiger Geständnisse verlassen, besonders, wenn diese Geständnisse auf der Folter ausgepreßt werden und nur aus einem einzigen Wort bestehen, so lange ist die Gefahr falscher Folgerungen unvermeidbar. Agnes ist jedoch wie Eustache jenes besondere Gefühl zu eigen, das sie trotz aller äußeren Anzeichen an der Richtigkeit dieser Aussage zweifeln läßt.

Mich überzeugt es nicht.
Denn etwas gibts, das über alles Wähnen,
Und Wissen hoch erhaben - das Gefühl
Ist es der Seelengüte andrer. (I,99)

Ottokar meint, nicht mit ihren Augen sehen zu können; Agnes behauptet, es nicht mit den seinigen tun zu können. Er betont, sie solle nicht von ihm verlangen, seinem eigenen Vater weniger zu trauen als dem ihrigen. Sie entgegnet, daß er dasselbe auch nicht von ihr fordern dürfe. Den Verdacht, sein eigener Vater habe Johann als Meuchelmörder nach Warwand gesandt, weist Ottokar zurück.

Ottokar.

Mein Vater!
Ein Meuchelmörder! Ist er gleich sehr heftig,
Nie hab ich anders doch ihn, als ganz edel
Gekannt.

Seiten, gelingt es, den verwirrenden Schein zu lösen, der den Dingen anhaftet, so daß Ottokar schließlich bekennen muß:

O Agnes! Agnes!
 Ich fange an zu fürchten fast, daß wir
 Doch deinem Vater wohl zu viel getan.
 (I,101)

Nur zu gern ist Agnes daraufhin bereit, auch im Namen ihrer Familie das zurückzunehmen, was sie alle von seinem Vater falsch gedacht haben. Damit ist der Neuorientierungsprozess abgeschlossen. Sowohl Agnes als auch Ottokar sind zu der Erkenntnis gelangt, daß Schuld und Unschuld auf beiden Seiten liegen. Ihre Liebe füreinander allein hat sie dazu befähigt, ihre Zweifel und ihr Mißtrauen zu überwinden. Doch diese Erkenntnis wäre wertlos ohne die entscheidende Tat. Daher ruft Ottokar aus:

Nun wohl, 's ist abgetan. Wir glauben uns.
 - O Gott, welch eine Sonne geht mir auf!
 Wenns möglich wäre, wenn die Väter sich
 So gern, so leicht, wie wir, verstehen wollten!
 - Ja könnte man sie nur zusammenführen!
 (I,102)¹²⁰

Zwar ist es Ottokar und Agnes möglich, einander das gewaltige Ausmaß der Mißverständnisse zu erklären und die Wahrheit der Umstände jener verhängnisvollen Todesfälle und Morde zu erkennen. Doch weder ihnen noch Eustache soll es gelingen, dem grausamen Lauf des Geschehens, der Ermordung der Kinder durch ihre eigenen Väter Einhalt zu gebieten, da die Hoffnung auf Überwindung allen Mißtrauens durch die Liebe der jungen Leute durch Eustaches Geständnis zerschlagen wird. Wie dem Dichter selbst, so bleibt auch Agnes und Ottokar das dauernde Liebesglück im Leben versagt. Der verzweifelte Ruf Sylvesters findet keine Antwort: "Gott der Gerechtigkeit! / Sprich deutlich mit dem Menschen, daß ers weiß / Auch, was er soll!" (I,147) Ausschlaggebend bleibt

jedoch der Gedanke des Dichters, daß dieses Glück möglich gewesen wäre, wenn die Einstellung der Beteiligten nicht von Eigennutz, sondern stattdessen von einer Denkweise bestimmt gewesen wäre, die sich um Einsicht in die Wahrheit bemüht. Agnes und Ottokar müssen sterben, doch sie gehen in den Tod mit der Überzeugung, daß das Glück möglich gewesen wäre, wenn die andern einander genauso vertraut hätten wie sie.

Ein ebenso grenzenloses Vertrauen wie das, zu dem Agnes und Ottokar sich kraft ihrer Liebe durchgerungen haben, erwartet Eve von ihrem Verlobten im Zerbrochnen Krug. Wie in der Familie Schroffenstein ist der Unterschied in der Denk- und Handlungsweise des jungen Paares auch in diesem Werk von der Gegensätzlichkeit des Begriffspaares Vertrauen-Mißtrauen bestimmt. Hier ist Eve die Möglichkeit gegeben, durch das Vorbild ihres standhaften Verhaltens aufzuzeigen, zu welcher Größe das Wesen eines einfachen Mädchens aus dem Volke sich zu entfalten vermag, wenn es glaubt, eine wirklich ernst zu nehmende Gefahr zum Wohle des Geliebten abwenden zu können. Ihre Funktion ist es, den Verlobten zu der Erkenntnis zu führen, daß ihm, im Vertrauen auf Eves Liebe und Treue, in der Bewußtheit ihres stets makellosen Lebenswandels, keine Zweifel hätten aufkommen dürfen. Er hätte vor Gericht eingestehen sollen, daß er den Krug der Mutter zerschlagen hatte, um mit dieser bewußten, doch wohltuenden Lüge das Mädchen vor der öffentlichen Bloßstellung zu bewahren. Eve erhofft also dieselbe uneigennütziges Denk- und Verhaltensweise von Ruprecht, zu der sie als Frau die Fähigkeit besitzt. Ruprecht dagegen hat der Dichter keineswegs mit derselben Sensitivität ausgestattet wie Ottokar. Ihm ist es nicht gegeben,

sich des ihm erwiesenen Vertrauens, vor allem aber der großen Opferbereitschaft Eves würdig zu erweisen.

Daß Eve weder Verständnis noch Vertrauen von ihrer eigenen Mutter zu erwarten hat, wird dem Mädchen auf unmißverständliche Art und Weise zum Bewußtsein gebracht. Ohne Mitgefühl schleppt Frau Marthe Rull ihre Tochter vor das Gericht in Huisum, wo sie mit ihrem selbstherrlichen und selbstgerechten Verhalten das Mädchen an den Pranger stellt, statt auch nur einen Augenblick nach dem wahren Grund für das ungewöhnliche Benehmen ihrer sonst so sittsamen Tochter zu forschen. Nicht nur mangelndes Vertrauen, sondern abschätziges Mißtrauen ist alles, was Marthe Rull ihrer Tochter zu bieten hat. Demgegenüber besteht Eves einzige Schuld darin, ihr Vertrauen in die falsche Person gesetzt zu haben. In ihrer Unschuld hatte sie geglaubt, einem Vertreter der staatlichen Rechtsgewalt vertrauen zu können. Ihr natürliches, rechtschaffenes Wesen hatte sie keineswegs an der Ehrlichkeit, an der menschenfreundlichen Hilfsbereitschaft eines Menschen zweifeln lassen, der die Position eines Richters bekleidet. Da sie die eigene Mutter nicht davon abzuhalten vermag, die Angelegenheit des zerschlagenen Kruges vor Gericht zu bringen, versucht sie, sich heimlich mit dem Verlobten zu verständigen, ohne damit jedoch irgendwelche Erfolge zu erzielen:

Eve. Ruprecht!

Ruprecht. Fort du -!

Eve. Liebster Ruprecht!

Ruprecht. Mir aus den Augen!

Eve. Ich beschwöre dich.

Ruprecht. Die lüderliche -! Ich mag nicht sagen, was.

Eve. Laß mich ein einziges Wort dir heimlich -

Ruprecht.

Nichts!
(I,193)

In seiner Enttäuschung über den scheinbar sittenlosen Lebenswandel Eves ist Ruprecht genauso blind wie Rupert Schroffenstein in seiner Rachsucht. Ohne auf die flehenden Worte des Mädchens zu achten, ohne ihr ein Wort der Erklärung zu erlauben, ist sie von ihm bereits verurteilt und verdammt. "Verflucht bin ich, wenn ich die Metze nehme."
(I,193) Von einer Heirat will er nichts mehr wissen. In seinem eigennütigen Bemühen, sich selbst von dem Verdacht reinzuwaschen, den Krug zerschlagen zu haben, bemerkt er kaum, daß er die Möglichkeit der Unschuld des Mädchens gar nicht in Erwägung zieht. Prahlerisch berichtet er den Tatbestand:

's war ein Spektakel, und Frau Marthe fragte
Die Jungfer dort, wer ihr den Krug zerschlagen,
Und die, die sprach, ihr wißt's, daß ichs gewesen.
Mein Seel, sie hat so unrecht nicht, ihr Herren.
Den Krug, den sie zu Wasser trug, zerschlug ich.

(I,212)

Eve dagegen sieht sich in eine scheinbar aussichtslose Lage versetzt. Konfrontiert mit den vielfachen Beschränkungen, die ihr die Gesellschaft auferlegt, ist sie gezwungen, trotz der Bewußtheit ihrer Unschuld eine Tatsache zu bestätigen, die ihre Schuld einzugestehen scheint. Sie vermag nicht abzuleugnen, daß sich neben Ruprecht ein weiterer männlicher Besucher zu nächtlicher Stunde in ihrer Schlafkammer aufgehalten hat. Wie könnte sie es aber wagen, als Angehörige des niederen Volkes einen Vertreter der Rechtsgewalt als den wirklichen Täter vor seinem eigenen Gericht bloßzustellen? Hielt der Dorfrichter Adam ihrer Meinung nach doch die Zukunft Ruprechts in der Hand.

Wohl wäre Ruprecht nie auf den Gedanken gekommen, eine Tat einzugestehen, die er nicht begangen hatte. Die mißliche Lage, in der Eve sich durch die Hartnäckigkeit ihrer Mutter vor Gericht befindet erweckt jedoch sein Mitleid.

Sie jammert mich. Laßt doch den Krug, ich bitt Euch;
 Ich will's nach Utrecht tragen. Solch ein Krug -
 Ich wollt ich hätt ihn nur entzwei geschlagen.

(II,216)

Hatte er geglaubt, seine Großzügigkeit beweisen zu können, so sieht er sich statt einer Dankbarkeitsbezeugung von Eve ihrer Anklage ausgesetzt, unedelmütig gehandelt zu haben. Das Mädchen behauptet, Ruprecht hätte sie besser kennen müssen, hätte tief in seinem Herzen wissen sollen, daß ein bestimmter Grund hinter ihrem eigenartigen Verhalten stehen müsse. Mangelndes Vertrauen wirft sie ihm vor und meint:

Und hättest du durchs Schlüsselloch mich mit
 Dem Lebrecht aus dem Krüge trinken sehen,
 Du hättest denken sollen: Ev ist brav,
 Es wird sich alles ihr zum Ruhme lösen,
 Und ists im Leben nicht, so ist es jenseits,
 Und wenn wir auferstehn ist auch ein Tag.

(II,216-217)

Eve erwartet also von dem Geliebten den Beweis desselben unbegrenzten Vertrauens, das sie ihm mit ihrem Ja-Wort schenkte. Hier scheinen Kleists eigene Worte anzuklingen, die er an seine Verlobte schrieb: "So viel Vertrauen, so viel unbegrenztes Vertrauen von meiner Seite verdient doch wohl einige Erwiderung von der Ihrigen. Ich will nicht sagen, daß Sie mich lieben müßten, weil ich Sie liebe; aber vertrauen müssen Sie sich mir, weil ich Ihnen unbegrenzt vertraut habe." (II,502)

Wieder wird die Intention des Dichters deutlich, der Frauengestalt die Aufgabe zu übertragen, dem Mann von einer eigennützigen Denk- und Handlungsweise zu einer uneigennützigen zu verhelfen. Agnes und Ottokar

erweisen sich gleichwertig in dem Ausmaß ihres Vertrauens, so daß die Gegenargumente des Mädchens genügen, damit Ottokar von seiner einseitigen Art der Beurteilung der Situation zu einer Neuorientierung in seinem Denken und Handeln gelangt. Eve dagegen fällt die Aufgabe zu, Ruprecht durch ihre Erklärungen erst für eine uneigennützigere Denk- und Handlungsweise reif zu machen. Während sie von einem Vertrauen spricht, das selbst den Tod überdauert, deutet er als Mensch der Gegenwart an, daß ihm nur das Greifbare im Diesseits etwas gelte. Durch die Scheinheiligkeit des Dorfrichters wird die Opferbereitschaft Eves auf eine harte Probe gestellt. Trotz der eben gemachten Erfahrung, daß der Verlobte sich ihres Opfers und ihrer Tatkraft nicht würdig erweist, läßt das Mädchen um seinetwillen alle Furcht vor persönlicher Gefahr hinter sich und gibt schließlich mutig den Namen des wahren Täters zu verstehen. Es handelt sich dabei um den Richter selbst, der versucht hatte, Eve zu verführen, indem er ihr versprach, mit dem ganzen Einfluß seiner Position Ruprecht als Soldat vor einer Einschiffung nach Indien zu bewahren. Erst die völlige Klarstellung der Sachlage ermöglicht es Ruprecht, sein Mißtrauen zu überwinden und dem Mädchen zu verzeihen.

Daß soziale Ebenbürtigkeit keine geistige Gleichwertigkeit gewährleistet, läßt die Verhaltensweise Ruprechts erkennen. Zwar stellen sich alle Anschuldigungen, denen das Mädchen ausgesetzt war, als unbegründet heraus. Wohl zeigt es sich, daß sich Eve keine andere Möglichkeit geboten hatte, den Verlobten zu schützen. Die Charakterisierung des jungen Mädchens läßt es jedoch zweifelhaft erscheinen, daß es sich dazu bereit erklären würde, Ruprechts Mißtrauen ohne weiteres zu verzeihen. Dieses Verhalten dürfte einerseits auf die geringen Erfahrungen des Dichters im Umgang mit Frauen zurückzuführen sein. Andererseits

könnte er die zweitrangige Position der Frau in der Gesellschaft in Betracht gezogen haben. Entsprechend seiner Ansicht über die Bestimmung des Weibes betrachtete er es als ihre Pflicht, den Mann unter allen Umständen glücklich zu machen. Nur von diesem Standpunkt aus gesehen erscheint die Unterwerfung Eves einem Manne gegenüber glaubhaft, der in seiner Vertrauensfähigkeit völlig versagt.

5.2. Tugend - Laster

Als dichterische Versuche, durch "Beispiel und lebendige Handlung" die Menschheit zu "Tugend durch Laster" zu führen, dürften die drei Werke der nächsten Gegensatzgruppe gelten. Für die funktionale Bestimmung der Frau liegt in diesem Falle die Hauptbetonung auf der Hervorhebung der Gegensätzlichkeit des Begriffspaars Tugend und Laster. Als 'Tugend' bezeichnet man "die beständige Gerichtetheit des Willens auf das Sittlich-Gute; sie ist selbst sittlich gut und ein ethischer Wert." Für Aristoteles bedeutete "jede Tugend ein Mittleres zwischen zwei (verwerflichen) Extremen" wie, zum Beispiel, "die Besonnenheit zwischen Zügellosigkeit und Gefühlsstumpfheit, die Tapferkeit zwischen Tollkühnheit und Feigheit," oder "die Gerechtigkeit zwischen Unrecht und Unrechtleiden."¹²¹ Kleist selbst sagt, ihm erscheine die Tugend

. . . wie ein hohes, erhabenes, unnennbares Etwas, für das ich vergebens ein Wort suche, um es durch die Sprache, vergebens eine Gestalt, um es durch ein Bild auszudrücken. Und dennoch strebe ich diesem unbegriffenen Dinge mit der innigsten Innigkeit entgegen, als stünde es klar und deutlich vor meiner Seele.
(II,475)

Kein "besserer Sporn zur Tugend" erscheint ihm möglich als die Aussicht auf ein nahes Glück, kein schönerer und edlerer Weg zum Glücke erscheint ihm denkbar als der Weg der Tugend. (II,303) Diesen Weg der Tugend aber sieht er vorgezeichnet als "gleich weit entfernt von Reichtum

und Armut, von Überfluß und Mangel, von Schimmer und Dunkelheit, die beglückende Mittelstraße, die wir wandern wollen." (II,308-309) Wie hier seinem Freund Rühle von Lilienstern, so erteilt der Dichter allen Menschen die Aufgabe, in ihrem Denken und Handeln stets zwischen zwei Extremen zu wählen, es als Lebensziel zu betrachten, ähnlich wie Aristoteles zu versuchen, durch ständiges Abwägen den Mittelweg zwischen gegensätzlichen Begriffen zu finden. Der Menschheit zu diesem Ziel zu verhelfen hat der Dichter sich ja mit dem "menschenfreundlicheren Zweck" seiner Dichtung selbst zum Ziel gesetzt. Der Frau in seinem Werk fällt dabei vorwiegend die Aufgabe zu, durch das Beispiel ihrer Denk- und Verhaltensweise die bedeutungsvollen Gegensätze vor Augen zu führen.

Der Durchbruch zu individueller Entscheidung läßt sich bei Josephe im Erdbeben in der Vorgeschichte erkennen, da sie sich gegen den Willen und die Warnungen des Vaters Jeronimo im Klostergarten aus Liebe hingibt. Bei der Marquise tritt der Durchbruch zu einer selbständigen Verhaltensweise im Laufe der Handlung ein. Durch das rücksichtslose Vorgehen ihres Vaters gelangt sie zu einer beachtenswerten Entfaltung ihrer eigenen Anlagen. Trotz der seit Jahren gewöhnten Anpassung an die Meinung anderer vermag sie, sich gegen die Abforderung ihrer eigenen Kinder dem Bruder gegenüber standhaft zu behaupten. Während die Marquise in einer Ohnmacht durch die ihr unbewußte Vergewaltigung in die unbegreifliche Lage ihrer Schwangerschaft geraten ist, so ist auch Alkmene die Erkenntnis verwehrt, daß sie sich Jupiter, dem höchsten der Götter, in der Gestalt Amphitryons hingibt. Jedoch allein der Gedanke in ihrem Bewußtsein, daß sie, wenn auch unschuldig, schuldig geworden sein könnte, läßt Alkmene zu dem Entschluß gelangen, daß sie sich einer

Fortsetzung der Ehe mit Amphitryon nicht länger würdig erweise. Sie ist somit in der Lage, sogar einen Gott trotz der Hingabe von ihrer einmaligen Tugendhaftigkeit zu überzeugen.

An Josephes Verhalten im Erdbeben soll vor allem der Gegensatz zwischen tugendhafter und lasterhafter Lebensweise aufgezeigt werden. Wer würde es abstreiten können, daß die Erregung der Gesellschaft der Stadt berechtigt erscheint, da Josephe am Fronleichnamstag bei der feierlichen Prozession der Nonnen vor Augen aller Menschen auf den Stufen der Kathedrale niederkommt und unter dem Klang der Glocken einen Sohn zur Welt bringt. Äußerst wenig erfährt man in der Novelle darüber, was Josephe selbst in ihrem Innern verspürt, ob sie selbst ihr Handeln als ein Laster betrachtet. Welchen Eindruck die verhängte Todesstrafe auf ihr Gemüt hat, findet keine Erwähnung. Umso deutlicher wird vom Dichter die Verdammung "der jungen Sünderin" durch die Gesellschaft Santiagos dargestellt, wie der vom Erzbischof befohlene "geschärfteste Prozeß" bei der großen "Erbitterung über diesen Skandal" zu dem unvermeidlichen Todesurteil führen mußte, wie die Umwandlung des Urteils vom Feuertode zu einer Enthauptung große Entrüstung hervorrief. Kein Mitgefühl kommt bei diesen "frommen Töchtern der Stadt" zum Ausdruck, lediglich der überhebliche Wunsch, sich selbst bei dem "Schauspiel der göttlichen Rache" im Glanze der eigenen tugendhaften Lebensweise zu spiegeln.

Während der Dichter also am Anfang ein Bild des Lasters von Josephe zu zeichnen scheint, bietet sich mit dem Einbruch der Naturkatastrophe immer stärker ein Bild der Tugendhaftigkeit. Unter Todesgefahr rettet die junge Mutter ihren Sohn aus dem zusammenstürzenden Kloster, anstatt lediglich an ihre eigene Rettung zu denken.

Die junge Familie sondert sich für die Nacht von den anderen Überlebenden des Erdbebens ab, um sie mit ihrem eigenen Glück nicht zu betrüben. Der Bitte Don Fernandos, seinen hungrigen Sohn wie ihr eigenes Kind zu nähren, folgt sie willig und ohne Aufhebens von der Tatsache zu machen, daß sie plötzlich von der Gesellschaft der Stadt wieder akzeptiert zu sein scheint. Wie bei den anderen, so wird auch in Josephe der innige Wunsch wach, der feierlichen Messe in der unzerstört gebliebenen Dominikanerkirche beizuwohnen, um Gott für die wunderbare Rettung zu danken. Das Laster scheint sich damit immer mehr von der Seite Josephes auf die der Gesellschaft Santiagos zu verlagern. Zu einer völligen Umkehrung in der Repräsentation von Tugend und Laster kommt es allerdings während dieses Gottesdienstes, da es priesterlicher Beredsamkeit gelingt, eine inbrünstig betende Gemeinde in eine satanische Rotte zu verwandeln, die von blutdürstiger Mordlust getrieben wird. Auch in dieser Situation bewährt sich Josephe durch ihre todesmutige Opferbereitschaft, mit ihrer Selbstaufgabe wenigstens das Leben der Kinder zu retten.

leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern! rief Josephe - und: hier mordet mich, ihr blutdürstenden Tiger! und stürzte sich freiwillig unter sie, um dem Kampf ein Ende zu machen.
(II,158)

Doch Meister Pedrillo, der sie mit einer Keule niederschlug, ruhte nicht eher, "als bis er der Kinder eines bei den Beinen" aus dem Arm Don Fernandos "gerissen, und, hochher im Kreise geschwungen, an eines Kirchpfeilers Ecke zerschmettert hatte." (II,158) Hier scheint sich die Behauptung Kleists wirklich zu bestätigen: "Da waltet ein großes unerbittliches Gesetz über die ganze Menschheit, dem der Fürst wie der Bettler unterworfen ist. Der Tugend folgt die Belohnung, dem Laster

die Strafe." (II,307) Wer dürfte es nach dieser Entwicklung noch wagen, die Bürger Santiagos als Vertreter der Tugend zu bezeichnen, Josephe dagegen als Verkörperung des Lasters? Der Beweis wird vielmehr erbracht, daß mit jeder veränderten Sachlage eine neue Überprüfung der Prämissen für eine gegebene Denkweise stattfinden muß, um gegebenenfalls zu einer Neuorientierung zu gelangen.

Als Fehler könnte man es betrachten, daß Josephe sich von einem Übermaß des Gefühls dazu bestimmen läßt, an dem Dankgottesdienst teilzunehmen. Allerdings hatte Donna Elisabeth ihre Vorahnungen und Warnungen nur Don Fernando gegenüber ausgesprochen. Josephes inneres Gefühl hatte sie selbst kurz vorher selbst davor gewarnt, der paradiesisch anmutenden Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit vollends zu trauen. In Erfüllung des dritten Teils ihrer funktionalen Aufgabe als weibliche Mittelpunktsgestalt in der Novelle erhebt Josephe Einspruch gegen den Plan Jeronimos, die zuvor beschlossene Abreise aufzuschieben. An diesem Punkt zeigt sich bei Josephe nicht nur das Zusammenspiel des rechten Maßes an Gefühl und Verstand, sondern auch ihr Trachten, Jeronimo von der Richtigkeit einer veränderten Denkweise zu überzeugen. Daher gibt sie zu, daß auch sie nach der Erschütterung des Erdbebens erneut an die Möglichkeit einer Versöhnung mit ihrer Familie glaube, aber dazu rate, diesen Versöhnungsversuch aus der Sicherheit der fernen Hafenstadt zu unternehmen. Hatte Jeronimo als Mann sich von der äußerlich friedlichen und großherzigeren, ja, fast paradiesisch anmutenden Atmosphäre beeinflussen lassen, so verläßt Josephe als Frau sich auf jene innere Stimme, die ihr neben einer verstandesmäßigen Beurteilung der Sachlage Vorsicht gebietet. Eine derartige Vorsicht sollte sich als gerechtfertigt erweisen. Und Silz führt dazu aus:

In dieser Erzählung werden die Kräfte der Gesellschaft und der Natur, die einander manchmal unterstützen, manchmal aufheben, gezeigt als gleichermaßen unberechenbar, irrational und zerstörend. Es gibt nirgends Sicherheit für das Individuum. Die Schöpfung und die menschliche Natur werden immer Erdbeben ausgesetzt sein. Das Leben in all seinen Erscheinungsformen, ob feindlich, ob freundlich, bleibt unzuverlässig. Das überlebende Kind ist nicht Sinnbild des Triumphes der Liebe über Tod und Sünde; es ist ein Beispiel für die Zufälligkeit des Daseins in einer unbegreiflichen Welt.¹²²

Daß die Tugend entgegen der Ansicht des Dichters nicht als der sichere Weg zum Glück gelten kann, scheint sich an dem Schicksal der Marquise von O... zu beweisen. Im Gegensatz zu Josephes wichtiger funktionaler Aufgabe im Erdbeben in Chili, durch ihre Verhaltensweise den Unterschied zwischen Tugend und Laster herauszustellen, im Gegensatz zu einer Novelle, in der kaum ein Anzeichen über das psychologische Erleben Josephes zum Ausdruck kommt, steht bei der Marquise von O... der Durchbruch zu einer außergewöhnlichen Selbstständigkeit im Denken und Handeln im Vordergrund der Darstellung. Hier tritt die bipolare Sicht des äußeren Weltbildes, das im Erdbeben so besonders betont wird, gegenüber der dichterischen Gestaltung der Neuorientierung in der Denkweise in den Hintergrund. Dennoch sind auch hier die dargestellten Veränderungen der äußeren Lebensumstände nicht unbedeutend, da sie die Basis für die Neuorientierung darstellen.

In das geregelte Dasein, das die Marquise seit dem Verlust ihres Gemahls im Hause ihrer Eltern führte, hatten die Kriegereignisse nur eine vorübergehende Verwirrung der Verhältnisse gebracht. Die baldige Rückkehr "in die alte Ordnung der Dinge" (II,109) ließ selbst den unglücklichen Zwischenfall schnell in Vergessenheit geraten, dem diese Dame bei der Eroberung der Festung ausgesetzt gewesen war. Hatte der hinzukommende russische Offizier sie doch noch rechtzeitig vor den

rohen Gewalttaten jener "viehischen Mordknechte" bewahren können, die sich ihrer bemächtigt hatten. Doch diese Rückkehr zum altgewohnten Gang des Lebens sollte sich nur zu bald als ein Trug herausstellen. Die Marquise, "eine Dame von vortrefflichem Ruf" (II,104), sah sich plötzlich in die unbegreifliche Lage versetzt, ihre allzeit tugendhafte Lebensweise in Zweifel gestellt zu finden. Ihrer "unerklärbaren Schwangerschaft" wegen wurde sie rücksichtslos aus dem Elternhaus gewiesen und mußte mit ihren Kindern auf dem eigenen Landsitz Zuflucht suchen. Auch die später eintretende Versöhnung mit den Eltern, die Rückkehr in den Kreis der Familie, vor allem aber ihre persönliche Auseinandersetzung mit der problematischen Gestalt des Grafen F..., lassen wohl einschneidende Veränderungen im Leben der Marquise erkennen, ohne jedoch jene hervorstechende Bedeutung einer fortdauernden Gegensätzlichkeit des Daseins als Labyrinth und Paradies anzunehmen, wie es durchgehend im Erdbeben aufgezeigt werden konnte.

In der Marquise von O... dagegen tritt der Gegensatz im äußeren Weltbild vorwiegend im ersten Teil der Novelle in Erscheinung. Das an den Anfang gestellte Zeitungsinserat findet in der Mitte der Novelle erneut Erwähnung, um an dieser Stelle die wechselhafte Vorgeschichte jener "sonderbaren Aufforderung in den Intelligenzblättern von M..." (II,127) abzuschließen und die hier wesentlich wichtigere Konzentration auf eine Neuorientierung in der Denkweise einzuleiten. Das Auf und Ab des Äußeren wird in der zweiten Hälfte der Novelle von einem Hin und Her des Innern abgelöst. Hier haben wir es darum weniger mit einem äußeren als mit einem inneren Labyrinth zu tun, in dem vor allem die Marquise verfangen ist. Eine mehrfache Neuorientierung in der Denkart

wird bei der jungen Witwe notwendig, bis sie zu einer neuen, korrigierten Wertschätzung ihrer Situation gelangt und damit den Frieden ihrer Seele wiederzufinden vermag, den man als "Paradies in ihrer Brust" bezeichnen könnte.¹²³ Die Gegebenheit und Entfaltung ihrer beachtenswerten Anlagen erlauben ihr, mit Hilfe der Überlegung nach der Tat--wie beim Ringen--zu dem äußerst wichtigen Durchbruch zu individueller Entscheidung zu gelangen.¹²⁴ Als Ergebnis erscheint jene "sonderbare, den Spott der Welt reizenden" Zeitungsannonce, mit der sie den ihr unbekanntem Vater ihres zu gebärenden Kindes sucht, um ihn zu heiraten.

Wie aber kommt dieser Durchbruch zu einer Neuorientierung und damit zu der Individualität ihres Wesens zustande? Bei dem Entschluß zu dem Zeitungsinserat handelt es sich tatsächlich um einen Schritt, zu dem sich die Marquise erst nach vielseitigen Erwägungen zu entschließen vermochte, einen Schritt, den man als Ergebnis einer eingehenden Überprüfung ihrer Denkweise, vor allem aber auch als Berichtigung des zuvor eingenommenen Beurteilungsstandpunktes bezeichnen darf. Bevor es jedoch zu dieser berichtigten Denkweise und damit zu einer ausschlaggebenden Veränderung, sowohl in der Bewußtseinshaltung als auch in der Gefühls- und Handlungsweise der Marquise kommen konnte, war sie völlig im Irrtum verhaftet, dem das beschränkte Erkenntnisvermögen des Menschen sie hatte anheimfallen lassen. Die Überzeugung von ihrer eigenen Unschuld, die Bewußtheit ihres tugendhaften Lebens, ließen sich mit der unfaßbaren Tatsache ihrer nicht wegzuleugnenden Schwangerschaft in keiner Weise vereinen. "Ein reines Bewußtsein und eine Hebamme!"

(II,122) Dieser Gegensatz erschütterte nicht nur die entsetzte Familie der Marquise, sondern weit mehr noch sie selbst, die ihr eigenes Gewissen nach einer möglichen Erklärung für jenen "sonderbaren und

greiflichen Zustand" (II,123) durchforschte. Also nicht nur Zweifel an der Urteilsfähigkeit des Arztes, an den Bemerkungen der Hebamme erhoben sich in ihr, sondern ebenfalls Zweifel an dem eigenen Bewußtsein ihrer Unschuld. "Sie durchlief, gegen sich selbst mißtrauisch, alle Momente des verflossenen Jahres, und hielt sich für verrückt." (II,120) Wie sollte es ihr hier gelingen, sich aus dieser Verwirrung zu befreien, aus dem Zustand, der sie an den Rand der Verzweiflung führte, um zu einer neuen und klareren Denkweise durchstoßen zu können?

Zu dem offenbaren Gegensatz zwischen dem als glückliche Fügung zu betrachtenden Zustand der Mutterschaft und der hier wie ein auswegloses Labyrinth dargestellten Situation einer unbewußten Empfängnis äußert Fricke:

Was Kleist sonst als das höchste Glück, die erfüllte irdische Bestimmung des Weibes ansah, die Gewißheit, Mutter zu sein, das bedeutete nun die Vernichtung der zeitlichen wie der absoluten Existenz: die Zerstörung des Verhältnisses der Marquise zu den Ihren wie ihres ewigen Verhältnisses zu sich selbst und zu Gott. Denn jede sie moralisch rettende Erklärung der Wirklichkeit liegt völlig außerhalb des Bereiches der Möglichkeit und der Gedanken.¹²⁵

Hilflos sah sich die Marquise einem unerklärbaren Schicksal ausgesetzt, fühlte sich unfähig, unter dem Eindruck der belastenden Umstände klare Überlegungen anzustellen und zu einer Erkenntnis ihrer neuen Lage zu kommen. Erst das rücksichtslose Vorgehen des zur Pistole greifenden Vaters und die plötzlich auftauchende Gefahr, ihre Kinder zu verlieren, ließen sie zur Tat schreiten, ohne dabei zur Selbstbesinnung zu gelangen. Als hätte sie erst in diesem Augenblick Bekanntschaft mit sich selbst gemacht, "hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eigenen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor." (II,126) "Mit dem ganzen Stolz ihrer Unschuld gerüstet" (II,126)

ergriff sie die Kleinen und verließ mit ihnen das Elternhaus. Erst "nach der Tat" schien ihr der Zeitpunkt gegeben nachzuforschen, "was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war . . . und das Gefühl für andere künftige Fälle zu regulieren." (II,337) Jetzt unternahm sie den Versuch, vor sich selbst Rechenschaft über ihre Verhaltens- und Denkweise abzulegen. "Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen." (II,126) Hier spiegelt sich Kleists eigene Erkenntnis wider, daß "die menschliche Vernunft nicht hinreicht, sich und die Seele und das Leben und die Dinge um sich zu begreifen." (II,683) War die Welt von ihrer Unschuld nicht zu überzeugen, so wollte die Marquise wenigstens "mit Stolz gegen die Anfälle der Welt" (II,126) gewappnet sein, wollte das zu erwartende Kind als ein besonderes Geschenk Gottes betrachten. Fricke führt dazu aus:

Das Ich vermag hier kraft seiner unbegreiflichen Macht, kraft seiner Reinheit und Einheit mit sich selber und damit mit Gott, - das rätselhafte und vernichtende Schicksal zu überwinden, ohne an dem Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und der bewahrten Reinheit des Gefühls zugrunde zu gehen. Es vermag sich mitten in diesem Widerspruch und gegen ihn zu behaupten. Ja, noch mehr: Aus der nur negativen, nur verzweifelt sich behauptenden Haltung gegenüber einem vollendet sinnlosen, die absolute Existenz und die Reinheit der Seele notwendig verneinenden Schicksal, - wird hier zuerst der entscheidende Übergang in eine ganz andere Haltung, in die fromme Annahme, in das Ja zu dieser dämonischen Wirklichkeit vollzogen.¹²⁶

Diese Behauptung des Individuums einem unbegreiflichen Schicksal gegenüber wird jedoch nur durch die veränderte Denkweise der Marquise möglich. Indem sie die Tatsache ihrer Schwangerschaft, wie diese auch immer zustande gekommen sein mag, vor sich selbst nicht mehr als unmöglich abweist, sondern sie als unumstößliche Gegebenheit akzeptiert, geht sie von veränderten Prämissen aus und gelangt auf diese Weise zu

einer vollkommen neuen Beurteilung ihrer Lage. Erst diese Neuorientierung ermöglicht ihr, den Entschluß zur Aufgabe der Zeitungsannonce zu fassen. Müller-Seidel behauptet zwar, die Marquise gebe sich "in die widersprüchliche Wirklichkeit gefangen und läßt das Widerspruchsvolle als Schicksal auf sich beruhen. Sie überwindet es vom Gefühl ihrer Mütterlichkeit her."¹²⁷ Das Gefühl der Mütterlichkeit mag wohl von ausschlaggebender Bedeutung für ihre Überlegungen sein. Die Entscheidung jedoch, den Vater des Kindes zu heiraten, beweist vielmehr, daß die Marquise "das Widerspruchsvolle als Schicksal" nicht auf sich beruhen läßt. Aus der Einsamkeit, in die sie aus Hilflosigkeit einem unerklärlichen Schicksal gegenüber geflüchtet war, tritt sie mit ihrem Zeitungsinserat erneut in den Mittelpunkt der Welt, von der sie nur Verachtung zu erwarten hatte, der sie dennoch zu begegnen gewillt ist. Wie der Dichter selbst, so hatte auch die Marquise erkannt: "Das Leben selbst ist ein Kampf mit dem Schicksal." (II,337) Um des Kindes willen ist sie fest entschlossen, diesem Schicksal nicht auszuweichen, sondern ihm mutig entgegenzutreten. Kleist meint, es liege "in der Tugend eine geheime göttliche Kraft, die den Menschen über sein Schicksal erhebt." (II,305-306) Die erneute Überprüfung aller wichtigen Aspekte hat die Marquise schließlich zu einer Entscheidung gelangen lassen, die allein von dem Wunsch diktiert ist, dem Wohle des Kindes zu dienen. Sie will den Vater heiraten, obwohl er, wie ihr Verstand ihr sagt, "zum Auswurf seiner Gattung gehören müsse." (II,127) Die eigenmütigen Bedenken, daß sie sich mit der Aufforderung an den Vater des Kindes durch das Zeitungsinserat dem sicheren Spott der Allgemeinheit aussetzen würde, sucht sie zu unterdrücken. Mit Hilfe des Verstandes ist es

ihr also möglich, das zuvor unbegreiflich Erscheinende als ein Gegebenes zu akzeptieren und davon ausgehend ihre Denkart dem Wohle ihrer Kinder anzupassen. Der Verstand war es, der ihr dazu verhalf, daß "das Gefühl ihrer Selbständigkeit immer lebhafter in ihr ward, und sie bedachte, daß der Stein seinen Wert behält, er mag auch eingefast sein, wie man wolle . . ." (II,127). Allerdings gerät dieses frisch errungene Selbstbewußtsein in dem Augenblick erneut ins Wanken, da zur vereinbarten Stunde kein Unbekannter, sondern der Graf F... das Haus ihres Vaters betritt.

War die Marquise auf einen Lasterhaften gefast gewesen, so glaubt sie jetzt jedoch, einen Teufel in Menschengestalt vor sich zu sehen. Die veränderte Sachlage führt ebenso eine sofortige Veränderung in der Denkweise herbei und veranlaßt die Marquise zu der Erklärung, eine Ehe mit dem Menschen nicht eingehen zu können, der ihr gegenüber sein schamloses Verhalten hinter der Gestalt eines rettenden Engels zu verstecken gewußt hatte. Hatte also ihre Entscheidung zuvor dem Wohle des Kindes gegolten, so glaubt sie jetzt, "daß sie, in diesem Falle, mehr an sich, als ihr Kind, denken müsse." (II,142) Man könnte also behaupten, daß Kleist hier die Neuorientierung weniger von dem Verstand, sondern vielmehr von einer Reaktion des Gefühls abhängig macht, ein Gefühl, das die Marquise dem Grafen seit ihrem ersten Zusammentreffen entgegengebracht hatte. Allerdings läßt der auf den Namen der Familie bedachte Vater diese auf eigennütziges Denken fußende Einstellung nicht gelten, da sie mit der im Inserat angedeuteten Absicht unvereinbar sei. Eine eingehende Überprüfung der Bedingungen des Heiratskontraktes, die dem Grafen die Erfüllung sämtlicher Vaterpflichten auferlegen, ihm jedoch die Rechte eines Gemahls absprechen, überzeugt schließlich auch die

Marquise davon, ihre Einstellung ein weiteres Mal ändern zu müssen. Sie willigt in die Verbindung ein, um dem ursprünglichen Zweck zu dienen und dem ungeborenen Kinde einen Namen zu sichern.

Erst ein Jahr nach der Taufe des Sohnes, nachdem sich der Graf durch sein fortgesetzt mustergültiges Verhalten der Wiederaufnahme in die menschliche Gesellschaft erneut würdig erwiesen hat, wird ihm auch von seiten der Marquise verziehen. "Um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen" (II,143) hat sie alle Beweise, die zuvor gegen ihn gesprochen hatten, einer weiteren Prüfung unterzogen. Sie muß einsehen, daß es dem Grafen ernst gewesen war mit seinem Bekenntnis, "die einzige nichtswürdige Handlung, die er in seinem Leben begangen" (II,112) hatte, wieder gut zu machen. Sie kommt auch zu der Erkenntnis, daß es hauptsächlich von ihrer eigenen Denkweise abhängt, ob sie den Grafen wie einen Teufel oder als das Gegenteil, als einen rettenden Engel betrachten wolle, daß also die ausschlaggebenden Voraussetzungen für ihre bisherige Denkweise eine Berichtigung verlangen, da die sichtbaren Bemühungen des Grafen, seine Verfehlung zu berichtigen, anerkannt werden müssen. Damit wird eine weitere Neuorientierung möglich, die zu einer entscheidenden und endgültigen Veränderung sowohl in der Bewußtseinshaltung als auch in der Gefühls- und Handlungsweise der Marquise führt. Der Zustand der Verwirrung ist damit beendet. Eine zweite Hochzeit wird gefeiert, und endlich kann der mit "Kot beworfene Schwan," der in die Tiefen der Widersprüchlichkeit des menschlichen Daseins getaucht war, "rein aus der Flut wieder" emporkommen. (II,116) Die Marquise hat, wie Kleist in seiner Abhandlung "Über das Marionettentheater" ausführt, gewissermaßen "ein Unendliches" durchschritten (II,345), bis sie schließlich mit Hilfe des Verstandes "das Paradies in ihrer Brust" wiedererlangt

hat, das ihr vorübergehend durch die Gewalt des wechselhaften Lebens verlorengegangen war.

Im Falle der Marquise vermag man nicht zu behaupten, daß die funktionale Bestimmung der beispielhaften Denk- und Handlungsweise hauptsächlich darauf abgestimmt ist, dem Grafen zu einer Neuorientierung zu verhelfen. Er hat den entscheidenden Schritt bereits nach seiner Genesung mit dem ausgesprochenen Heiratsantrag getan, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch bestrebt war, seine Verfehlung geheimzuhalten. Demzufolge muß nicht nur er, sondern auch die Familie der jungen Frau dazu veranlaßt werden, "besser denken zu lernen." Die Hauptbetonung der funktionalen Aufgabe liegt für die Marquise von O... einerseits auf der Entfaltung ihrer Anlagen, um zu der Individualität ihrer wesenseigenen Existenz durchzustoßen. Andererseits soll sie durch das Beispiel der wiederholten Neuorientierung sowohl in ihrer Bewußtseinshaltung als auch in ihrer Denk- und Verhaltensweise den Weg zu einem menschenwürdigeren Dasein weisen, das dem Wohl der andern, nicht aber dem gemeinen Eigennutz dient.

Der Unterschied zwischen Tugend und Laster, der im Erdbeben an dem Schicksal eines jungen Mädchens, in der Marquise von O... an dem einer verwitweten jungen Frau herausgestellt wird, zeigt sich im Amphitryon an dem Beispiel einer glücklich verheirateten und liebenden Ehefrau. In eine verzweifelte Lage fühlt auch Alkmene sich durch ein undurchschaubares Schicksal versetzt, da Amphitryon sie nach einer vermeintlich mit ihm verbrachten Liebesnacht beschuldigt, sich einem anderen Manne, "dem nichtswürdigsten der Lotterbuben", hingegen zu haben. Die Gegenüberstellung von Tugend und Laster zeigt sich hier einerseits

durch Alkmenes innere Überzeugung von ihrem tugendhaften Verhalten, andererseits durch die "rasende Behauptung" Amphitryons, er habe sich bis zum Morgen im Lager aufgehalten und könne daher seine Gattin nicht besucht haben. Noch tiefere Bestürzung ergreift Alkmene jedoch aufgrund der Tatsache, daß sie bei einer Überprüfung an dem Diadem des Labdakus, dem Geschenk des Geliebten, statt des vermeintlichen Buchstaben A ein verhängnisvolles J vorfindet. Wie die Marquise von O..., so fühlt auch Alkmene sich gezwungen, trotz ihrer "reinen Seele", ihrer "bewußten Unschuld", sich immer wieder zu fragen, ob es möglich sein könnte, daß sie bei der Erscheinung Amphitryons einer Täuschung anheimgefallen war, um sich doch stets erneut bekennen zu müssen:

- Eh will ich irren in mir selbst!
 Eh will ich dieses innerste Gefühl,
 Das ich am Mutterbusen eingesogen,
 Und das mir sagt, daß ich Alkmene bin,
 Für einen Parther oder Perser halten.
 Ist diese Hand mein? Diese Brust hier mein?
 Gehört das Bild mir, das der Spiegel strahlt?
 Er wäre fremder mir, als ich! Nimm mir
 Das Aug, so hör ich ihn; das Ohr, ich fühl ihn;
 Mir das Gefühl hinweg, ich atm' ihn noch;
 Nimm Aug und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
 Mir alle Sinn und gönne mir das Herz:
 So läßt du mir die Glocke, die ich brauche,
 Aus einer Welt noch find ich ihn heraus.

(I,282)

Das vom Dichter so oft hervorgehobene "innere Gefühl", das der Frau die unmittelbare Gewißheit oder "jenes Rechtsgefühl" verspüren läßt, scheint dem weiblichen Geschlecht dadurch erhalten zu sein, daß es durch die Befähigung zur Geburt mit der Natur näher verbunden ist als das männliche Wesen. Fricke behauptet, der Begriff des Gefühls sei vom Amphitryon an der Schlüssel zum Verständnis der Problematik Kleists und seiner Dichtung,¹²⁸ und er definiert diesen Begriff folgendermaßen:

Das Gefühl aber ist der Widerschein dieser heiligen Selbstgewißheit des Ich um seine Bestimmung, es ist die unmittelbare, momentane Einigung des psychologisch-vordergründlichen Bewußtseins des Ich mit seinem metapsychologischen, ewigen Existenzgrunde; es ist das "Gewissen" des Ich, wenn Kleist nicht diese aus der Welt der Ratio und des Gegenständlichen stammende Zusammensetzung vermieden hätte.¹²⁹

Nur in der Gestalt Amphitryons ist es dem Gott möglich, Alkmene zur Hingabe zu verleiten. Nur ihm ist die Macht gegeben, nicht allein das äußere, sondern auch das innere Wesen des Thebanerfeldherrn anzunehmen, ja, dieses Wesen in seinem Werte noch zu steigern. Dennoch soll es selbst Jupiter trotz aller Versuche nicht gelingen, Alkmene in ihrem innersten Gefühl, in ihrer Bewußtheit der unbedingten Treue zu Amphitryon zu erschüttern. Alkmene erfüllt hier den wichtigsten Teil ihrer Funktion im dichterischen Werke Kleists, da sie durch die Unwandelbarkeit ihres Gefühls für den Ehegatten selbst einen Gott von der Reinheit dieser echten Liebe zu überzeugen vermag. Sie verkörpert die Tugend, die selbst der eingehenden Prüfung durch den Gott standhält.

Alkmenes Leben ist völlig auf ihre Liebe zu Amphitryon ausgerichtet. Sie beklagt die Notwendigkeit seines Scheidens und trauert um die Augenblicke, die der Krieg ihrer Liebe raubt. Willig würde sie das Geschenk des Diadems gegen einen Strauß Veilchen eintauschen, wenn sie beide statt der Trennung zusammen bleiben könnten; "Was brauchen wir, als nur uns selbst?" (I,260) Jupiter hat sich unter die Menschen gesellt, um in den Armen Alkmenes die Seligkeit der irdischen Liebe zu erfahren. Allerdings bleibt ihm dabei nicht verborgen, daß ihre Liebesbezeugungen nicht ihm, sondern stets Amphitryon, dem Ehegatten, gelten. Da ihr Amphitryon in dieser "göttlichen" Liebesnacht schöner und herrlicher als je zuvor erschienen war, versucht Jupiter mit allen ihm allein zur Verfügung stehenden Mitteln, Alkmene dazu zu bewegen,

zwischen der pflichtgemäßen Hingabe an den Ehegatten und der Liebe zu unterscheiden, die sie dem Geliebten schenke. Für Alkmene ist jedoch der Gedanke einer derartigen Unterscheidung unmöglich, da beide für sie eine untrennbare Einheit darstellen. Ja, selbst die Gestalt des Gottes, wie Jupiter ihr schließlich vorhält, vermischt sich für sie mit dem Bild Amphitryons.

Alkmene dagegen braucht unbedingt die Bestätigung Amphitryons, daß er, der Ehegatte es gewesen war, den sie in dieser Nacht tatsächlich in ihren Armen gehalten hatte. Wie die Marquise durchsucht sie die Erlebnisse der Liebesnacht nach irgendwelchen Anhaltspunkten, die ihr Aufschluß geben könnten über die unerklärbaren Gegensätze.

War ers, dem ich zu eigen mich gegeben,
 Warum stets den Geliebten nennt er sich,
 Den Dieb nur, welcher bei mir nascht? Fluch mir,
 Die ich leichtsinnig diesem Scherz gelächelt,
 Kam er mir aus des Gatten Munde nicht.

(I,283)

Der Unbeirrbarkeit ihrer reinen Seele und der Bewußtheit ihrer Unschuld stehen die "rasende Behauptung" Amphitryons und das Zeichen J des Diadems gegenüber, müssen also als untrügliche Beweisstücke gegen die Sicherheit ihres innersten Gefühls gelten.

Wenn ich zwei solche Namen, liebste Charis,
 Nicht unterscheiden kann, sprich, können sie
 Zwei Führern, ist es möglich, eigen sein,
 Die leichter nicht zu unterscheiden wären?

(I,283)

Gestört in ihrem innersten Gefühl kniet sie daher, das Diadem in den Händen, vor dem vermeintlichen Amphitryon und bekennt:

Ich glaubs - daß mir - ein anderer - erschienen:
 Wenn es dein Mund mir noch versichern kann.

(I,285)

Wohlwollend gibt Jupiter ihr zu verstehen:

Ich wars. Seis wer es wolle. Sei - sei ruhig,
 Was du gesehn, gefühlt, gedacht, empfunden,
 War ich: wer wäre außer mir, Geliebte?
 Wer deine Schwelle auch betreten hat,
 Mich immer hast du, Teuerste, empfangen,
 Und für jedwede Gunst, die du ihm schenktest,
 Bin ich dein Schuldner, und ich danke dir.
 (I,285)

Alkmene vermag den tiefen Sinn dieser Gottesworte nicht voll zu erfassen. In der Bestätigung Jupiters hört sie nur den großmütigen Trost des Gottes und die Tatsache ihres eigenen Versagens. An eine weitere eheliche Verbindung ist darum ihrem Wesen gemäß nicht mehr zu denken.

Ich will nichts hören, leben will ich nicht,
 Wenn nicht mein Busen mehr unsträflich ist.
 . . .
 Und ich, zehn Toden reicht ich meine Brust.
 Geh! Nicht in deinem Haus siehst du mich wieder.
 Du zeigst mich keiner Frau in Hellas mehr.
 (I,286)

Alkmene vermag die Tatsache nicht zu fassen, daß Jupiter selbst sich ihr genahnt hatte. Aggeler betont,

Jupiter ist hier nicht der schlechthin Überlegene Gott, der frei über seine göttliche Allmacht verfügen kann. Jetzt, da er die Welt betreten, hat er sich ebenfalls deren Gesetzen zu unterwerfen. Er ist nicht mehr, was er seinem Wesen gemäß war. Auch er hat seine eigene Identität verloren und muß von sich als einem anderen sprechen: er ist zum Doppelgänger seiner selbst geworden.¹³⁰

War es Alkmene zuvor nicht möglich gewesen, zwischen dem Gatten und dem Geliebten zu unterscheiden, so begegnet sie auch dem Vorwurf Jupiters, daß sie ob all der Liebe zu Amphitryon den Gott vergesse, da sie sogar am Altar noch "in des Blitzes zuckender Verzeihung" stets nur die Züge des Geliebten sehe, mit der verzweifelten Frage: "Kann man auch Unwillkürliches verschulden?" (I,291) Hatte sie doch stets gemeint, dem Gott ihre Ehrfurcht, dem Gatten aber ihre Liebe entgegengebracht zu haben. Und Jupiter unternimmt einen letzten Versuch, Alkmene zu einer

Anerkennung seiner "göttlichen" Liebe zu verleiten, der die irdische Empfindung des Thebanerfeldherrn nicht gewachsen ist.

Jupiter. Und dennoch könntst du leicht den Gott in Armen halten,
Im Wahn, es sei Amphitryon.
Warum soll dein Gefühl dich überraschen?
Wenn ich, der Gott, dich hier umschlungen hielte,
Und jetzo dein Amphitryon sich zeigte,
Wie würd dein Herz sich wohl erklären?

Alkmene. Wenn du, der Gott, mich hier umschlungen hieltest
Und jetzo sich Amphitryon mir zeigte,
Ja - dann so traurig würd ich sein, und wünschen,
Daß er der Gott mir wäre, und daß du
Amphitryon mir bliebst, wie du es bist.

(I,294)

Trotz aller Bemühungen des Gottes, trotz seines Eingestehens nicht der Gatte, sondern Jupiter zu sein, hält Alkmene an dem Gedanken fest, in dem Manne, dem sie sich hingibt, allein Amphitryon zu sehen, der bei ihr ist. Darum erweist sich auch bei der Gegenüberstellung des doppelt vorhandenen Amphitryon ihre Wahl des Gottes als unbedingt diesem inneren Gefühl entsprechend, da Jupiter in ihrer beschränkten Erkenntnisfähigkeit ja wirklich Amphitryon für sie ist. Der Gott muß durch Alkmenes Verhaltensweise die göttliche Größe ihrer ehelichen Treue und ihrer Tugend anerkennen, der Thebanerfeldherr aber muß erst lernen, sich dieser Tugend würdig zu erweisen. Von Wiese führt aus:

Wenn der Gott durch Verdoppelung die Menschen in den Wahn stürzte und damit ihres heiligen Rechtes, ein Ich zu sein, beraubte, so hebt er kraft seiner Göttlichkeit diese Verdoppelung wieder auf und gibt ihnen ihr Ich gleichsam erhöht als Ich wieder zurück, in einer geheimnisvollen Identität des Menschlichen mit dem Göttlichen. Diese Rückgabe des Ich durch den Gott darf am Ende der verzweifelte Amphitryon erleben, und dieses undurchdringliche Mysterium des Gottes, der dennoch Amphitryon war und als Amphitryon geliebt wurde, läßt Alkmene jenes in der Schweben bleibende "Ach!" aussprechen. In einer einzigen Ausdrucksgebärde ist hier noch einmal das Rätselhafte dieser Einkehr des Gottes zusammengefaßt.¹³¹

5.3. Liebe - Haß

Wie eng die beiden Begriffe 'Liebe' und 'Haß' miteinander in Verbindung stehen, läßt sich deutlich an Kleists Penthesilea und seinem Käthchen von Heilbronn aufzeigen, noch nachdrücklicher an einer Gegenüberstellung der beiden in den Mittelpunkt der Handlung gestellten Frauengestalten. In der Ethik ist 'Liebe'

"die Tugend der Persönlichkeit in bezug auf die Persönlichkeit, gehört selbst zum Persönlichkeitswert des Liebenden und ist auf den Persönlichkeitswert des Geliebten gerichtet, Hingabe an ihn . . . Denn alles, was an sich wertvoll ist, erfüllt seinen Sinn darin, daß es auch 'für jemand' wertvoll ist . . . Der Liebende gibt dem Geliebten . . . die neue Dimension seines Wesens, 'für ihn' zu sein, was er sonst nur 'an sich' ist. Persönliche Liebe ist der Komplementärwert zur Persönlichkeit, die Sinngebung ihres Seins" . . . 132

Wie schnell verdrängte Liebe jedoch nach den Erkenntnissen der Tiefenpsychologie in ihr Gegenteil, in Haß umzuschlagen vermag, zu einer bis zur Leidenschaft gesteigerten Abneigung,¹³³ geht ebenfalls aus der Denk- und Verhaltensweise Penthesileas hervor. Kleist selbst hatte betont:

. . . wer das Käthchen liebt, dem kann die Penthesilea nicht ganz unbegreiflich sein, sie gehören ja wie das + und - der Algebra zusammen, und sind ein und dasselbe Wesen, nur unter entgegengesetzten Beziehungen gedacht. (I,797)

In Anlehnung an diesen Ausspruch könnte die Darstellung der Liebe im Käthchen von Heilbronn als eine Liebe mit negativem Vorzeichen betrachtet werden, das Umschlagen der Liebe Penthesileas in Haß aber als einen Haß mit positivem Vorzeichen. Beide Frauengestalten folgen unbeeinträchtigt der Bestimmung ihres Ichs. Das Käthchen ist durch einen inneren Zwang an den Grafen vom Strahl gebunden, Penthesilea dagegen ist die Liebe zu Achill Bestimmung, obwohl diese dem Gesetz des Amazonenstaates widerspricht. Beiden Frauen ist die dichterische Funktion übertragen,

neben der Verkörperung der Gegensatzbegriffe Liebe und Haß den Geliebten auf die Möglichkeit einer Änderung in der Denkweise aufmerksam zu machen. Penthesilea fällt die zusätzliche Aufgabe zu, sich in der dargestellten Daseinssituation zu behaupten und in der Bedrohung ihrer wesenseigenen Existenz zu Entscheidungen zu gelangen, die den Durchbruch zu selbständigem Denken und Handeln erkennen lassen.

Korff bezeichnet die Grundidee des Käthchenmärchens, die Liebe zwischen dem jungen Mädchen und dem Grafen vom Strahl, als göttliche Bestimmung, zum alten Bestand "romantischer Ideen" gehörig. Kleists Darstellung unterscheidet sich seiner Meinung nach lediglich durch die romantische Übersteigerung, die dieses Thema in seinem Werk erfährt.¹³⁴ Mit dieser Ansicht hat Korff recht, denn kaum gibt es größere Gegensätze oder Widerstände zu überwinden. Während Käthchen dem Heilbronner Bürgerstand angehört, ist der Graf der Nachkomme eines alten Rittergeschlechts, dessen Ahnenreihe "die ehrwürdigen Locken schüttelnd" schon gegen den Gedanken einer derartigen Verbindung aus dem Totenreich aufzustehen scheint. (I,454) Nicht nur gegen die Konvention der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch gegen den Willen des Grafen folgt das Mädchen dem Ritter und gibt seine dienende Position auch dann nicht auf, als der Graf sich mit Kunigunde verlobt. Unerklärlich ist das Verhalten des früher so folgsamen und tugendhaften Kindes, das der alte Theobald vor dem geheimen Gericht beschreibt:

Ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufging aus der Wüsten, am stillen Feierabend meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrrhen und Wachholdern! Ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben, kleinen Engeln, die, mit hellen Augen, aus den Wolken, unter Gottes Händen und Füßen hervorgucken. (I,433)

Weder mit guten Worten noch mit der Peitsche läßt sich das Käthchen aus der Nähe des Grafen vertreiben. Dem Beschluß des heimlichen Gerichts entzieht es sich durch eine Ohnmacht. Seit es den Ritter in jener ersten Begegnung in der Heilbronner Schmiede wiedererkannte, glaubt es unerschütterlich an seine Bestimmung, so wie es die alte Magd vorausgesagt hatte. Der Traum hatte die Weissagung nur bestätigt, daß ein großer, schöner Ritter das Käthchen übers Jahr "heuern" würde. Mit dem Auftauchen des Grafen in Heilbronn hatte diese Traumwelt ihre Bestätigung in der Wirklichkeit erfahren. Aus tiefster Überzeugung glaubt das Mädchen daher an die Verwirklichung der göttlichen Offenbarung. Jede Situation jedoch, die dieser Überzeugung widerspricht, wird als "unwirkliche Wirklichkeit" von Käthchen einfach nicht akzeptiert.

Wie anders hingegen verhält sich der Graf, der doch im Grunde genommen die gleiche Offenbarung im Traum erlebte. Kleist glaubte, daß das weibliche Geschlecht dem Transzendenten näher stände, der Mann dagegen seine naive Unschuld verloren habe. Er sei sich seines Handelns bewußt geworden und habe daher seine innere Ruhe verloren. In seinen weiblichen Charakteren dagegen beschreibt der Dichter eine innere Harmonie, die als das Ergebnis einer völligen Hingabe an die Liebe zu verstehen ist. Käthchen ist vom Dichter ganz der Macht der Liebe unterstellt, daß alles außer diesem Gefühl von ihrem Bewußtsein ausgeschlossen ist. Heptner meint, dieser unerschütterliche Glaube an das Gute der Dinge und die Einräumung einer Vorrangstellung an den ersten, sich nie irrenden Impuls, ließen keinen Platz für disharmonische Elemente in ihrer Natur, so daß es im Endergebnis möglich sei, über den redlichen, tapferen Ritter zu triumphieren.¹³⁵ Es muß jedoch eingeräumt werden,

daß es dem Grafen nicht vergönnt war, das Gesicht der ihm bestimmten Jungfrau zu betrachten. Eines weiß er aber bestimmt: Es soll eine Kaisertochter sein, die ihm die Hand zum Bund der Ehe reichen wird. Daher ist es nicht verwunderlich, daß er der Idee anheimfällt, in Kuni- gunde die ihm vorbestimmte Gattin auf so "romantische" Weise im Walde gefunden zu haben. Auch bei ihm ist der Glaube an die Verwirklichung des Traumes wach, wenn diese Überzeugung bei ihm als Mann durch das Wirken des Verstandes auch nicht so stark auftritt wie beim Käthchen. Wie sollte er es erwarten können, daß jenes ihn verfolgende Bürgermäd- chen einst seine Gemahlin werden sollte? Und doch läßt sein Gefühl ihn zaudern. Ohne wirklich klare Erkenntnis seiner Liebe zu dem Mädchen klagt er bereits nach der Verhandlung vor dem Femegericht über die Un- möglichkeit einer Verbindung mit ihr.

O du - - - wie nenn ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Käthchen, Mädchen, Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht auf- heben, und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter, daheim im Prunkgemach, aufgerichtet hat? Käthchen, Käthchen, Käthchen! (I,454)

Dennoch jagt er die ihn Verfolgende fort, rügt und bedroht das Mädchen, ist aber zugleich auch durch Käthchens Lieblichkeit und kindliche Rein- heit seltsam gefesselt. Erst nach der "eigenartigen Feuerprobe", erst nach jener Szene unter dem Holunderbusch, wird auch ihm klar, daß Käth- chen die ihm vorbestimmte Kaisertochter ist. Jetzt fallen auch endlich für den Grafen Traum und Wirklichkeit zusammen, so daß es nur noch ei- nes kurzen Schrittes bis zur Anerkennung des Mädchens als echte Kaiser- tochter bedarf, eines Schrittes jedoch, der zwar unglaubthaft, dafür

aber romantisch wirkt. Eine göttliche Offenbarung findet somit hier ihre "romantische" Verwirklichung.

Die Parallele zwischen der Gestalt Käthchens und der Kleistschen Marionette läßt sich nicht übersehen. Wie "eine Puppe am Drahte des Schicksals" (II,490) geht das Mädchen, von unerschütterlichem Vertrauen auf sein innerstes Gefühl geleitet, seiner Bestimmung entgegen, voller Vertrauen auf den, der allein die Schicksalsfäden in der Hand hält. Wo Käthchen aus ihrem unbewußten Gefühl heraus handelt, da wird der Schwerpunkt der eigenen Existenz zum Ausgangspunkt der Handlung. Nur tiefe Liebe und Ergebenheit lassen das Mädchen zu einer so unmittelbaren Beziehung zu Gott gelangen, daß sogar Engel zu seinem Schutz aufgeboten werden.

Auch an Käthchens unnatürlichem Verhalten als werbende Frau läßt sich eine Parallele zu Kleists "Marionettentheater" erkennen. Wie jener junge Mann, der in seiner Unschuld die natürliche Grazie des Menschen noch nicht verloren hat, so wirkt auch die Gestalt des werbenden Käthchens in seiner kindlichen Reinheit nicht abstoßend, wie man es sonst bei einer derartigen Umkehrung der üblichen Verhaltensweise der Menschen erwarten könnte. Korff behauptet sogar:

Erst in dieser Umkehrung der natürlichen Situation der Geschlechter liegt das Besondere und Eigentümlich-Gewagte, das Extravagante und in diesem Sinn "Romantische" des Märchens.¹³⁶

Auch darin muß Korff zugestimmt werden, denn gerade in der Aufzeichnung des Paradoxen, des Ungewöhnlichen, erweist sich die außerordentliche Wirkung der Kleistschen Werke, vor allem aber seiner weiblichen Figuren. Man könnte wohl sagen, daß des Dichters eigene Ideen über das

Verhalten einer liebenden Frau im Käthchen von Heilbronn einen übersteigerten Niederschlag fanden.

Allerdings zeigt die Verhaltensweise Käthchens keine abstoßende Aggressivität. Als Dienende nimmt sie von dem angebeteten Herrn alles entgegen, sei es ein freundliches Wort oder ein Verweis, eine Drohung mit der Peitsche oder ein Fußtritt. Wichtig dabei ist, daß sich das Mädchen wie der Jüngling im "Marionettentheater" seiner eigenartigen Situation nicht bewußt ist. Es handelt aus der Überzeugung heraus, seiner Bestimmung zu folgen. Daher verdient dieses Handeln keinen Tadel. In kindlicher Unschuld und Reinheit bekennt Käthchen bereits vor der Feme ihre Liebe zu dem Grafen, als sie auf die Frage des Ritters "Du liebst mich?" mit einem klaren "Herzlich!" antwortet, ohne sich jedoch wirklich über die Größe dieses Gefühls im klaren zu sein. (I,452) Sie dient dem ritterlichen Herrn, wie es sich ihrer Stellung als Bürgers-tochter geziemt. In ihrem unerschütterlichen Glauben an die Verwirklichung des Traumes lebt sie ganz in Erwartung der Stunde, die ihr die ersehnte Erfüllung bringen soll. Dabei zeigt sich das Mädchen in keiner Weise erschrocken, als Kunigunde des Grafen Verlobte wird. Käthchen ist sogar bereit, der herzlosen Frau anscheinend unwichtige Andenken aus dem Feuer zu retten, also der zukünftigen Gattin ihres Grafen sogar bis an den Rand des Todes zu dienen. Gerade dieses Verhalten des Mädchens beweist, wie wenig es sich als eigentliche Rivalin Kunigundes sieht. Diese hingegen hat die Gefahr der Gegnerin voll erkannt und schreckt nicht einmal vor dem ruchlosen Mordversuch zurück.

In Käthchen verherrlicht der Dichter das Natürliche, die unverfälschte Reinheit, was ganz besonders durch den krassen Gegensatz zu

Kunigunde in Erscheinung tritt. Würde auch Käthchen mit Kunigundes Mitteln kämpfen, so verlöre das Stück jeglichen Wert. Während also Kunigunde mit Hilfe raffinierter Pläne und Mittel nicht in der Lage ist, des Grafen wirkliche Liebe zu erringen, so wirkt das Käthchen in seiner Natürlichkeit und Reinheit umso stärker und eindringlicher, zumal es in keiner Weise auf eine bestimmte Wirkung bedacht ist. Gerade das übt jedoch die größte Wirkung auf den Grafen aus. Obgleich er den Gedanken einer Heirat mit der Bürgerlichen immer wieder von sich fortschiebt, obwohl ihn die Beständigkeit in Käthchens Verhaltensweise schon viel früher auf den Gedanken hätte bringen sollen, daß hier ein tieferer Grund vorliegen müsse, so vertraut er auf seinen Verstand, der ihm den Weg zu Kunigunde zu weisen scheint. Obwohl also zugegeben werden muß, daß Käthchen weder aus eigenem Entschluß noch aus eigener Kraft zu dem unerschütterlichen Glauben an der Verwirklichung des Traumes festhält, so bleibt dennoch die Tatsache bestehen, daß gerade diese Unbeirrbarkeit zum Erfolg führt. Entscheidend wirkt sich des Grafen Entschluß aus, das Mädchen, das im schlafenden Zustand spricht, über den Grund seines Verhaltens zu befragen:

Dies Mädchen, bestimmt, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken, wissen will ich warum ich verdammt bin, sie einer Metze gleich, mit mir herum zu führen; wissen, warum sie hinter mir herschreitet, einem Hunde gleich, durch Feuer und Wasser, mir Elenden, der nichts für sich hat, als das Wappen auf seinem Schild. (I,503)

Und es stellt sich heraus, daß es sich tatsächlich um mehr als bloß einen "sympathetischen Zug des Herzens" handelt, so daß auch dem Grafen auf diese Weise die Möglichkeit geboten wird, eine Veränderung in seiner Denkweise vorzunehmen, da die Voraussetzungen sich völlig verändert

haben. Durch die Beständigkeit des jungen Mädchens, die der Dichter hier zu einem Extrem führt, wird auch dem Grafen der Weg zu einer Neuorientierung in seiner Betrachtungsart gewiesen. Der wichtigste Teil der funktionalen Aufgabe im Werk ist damit für Kätchen erfüllt.

Penthesileas funktionale Aufgabe im ersten Teil der Tragödie ist es, kraft ihrer Liebe Achill zu einer Veränderung in seiner Denk- und Handlungsweise zu veranlassen, ein Prozeß, der sich bei seiner Rückkehr zum griechischen Heer bereits an ihm vollzogen hat. Bei dem Verhältnis zwischen Penthesilea und Achilles könnte man fast von einer Liebe auf den ersten Blick sprechen, die sich so verhängnisvoll auf die Beziehung zwischen dem griechischen Helden und der Amazonenkönigin auswirken soll. Ein tragisches Ende ist nicht abzuwenden, da beiden durch die Bedingtheit ihrer Denk- und Verhaltensweise die Möglichkeit versagt bleibt, an einander die Beweggründe für die unerklärlich erscheinenden Handlungen zu durchschauen.

Ausschlaggebend ist bereits das erste Zusammentreffen zwischen den Griechen und dem Heer des Amazonenstaates. Odysseus' Bemühungen, von Penthesilea den Grund für ihren Kriegszug zu erfahren, schlagen nicht nur fehl, sondern das Verhalten der Amazonenkönigin gibt nur noch größere Rätsel auf.

An ihrer Jungfrau Spitze aufgepflanzt,
 Geschürzt, der Helmbusch wallt ihr von der Scheitel,
 Und seine Gold- und Purpuroddeln regend,
 Zerstampft ihr Zelter unter ihr den Grund.
 Gedankenvoll, auf einen Augenblick,
 Sieht sie in unsre Schar, von Ausdruck leer,
 Als ob in Stein gehau wir vor ihr stünden;
 Hier diese flache Hand, versichr' ich dich,
 Ist ausdrucksvoller als ihr Angesicht:
 Bis jetzt ihr Aug auf den Peliden trifft:
 Und Glut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab,

Das Antlitz färbt, als schlüge rings um ihr
Die Welt in helle Flammenlohe auf.

(I,324-325)

Der begeisterte Ausruf Penthesileas, daß selbst ihre Mutter einem solchen Manne nie begegnet sei (I,325), und ihr jungfräuliches Erröten sprechen deutlich genug. Genauso fühlt Achilles sich zu Penthesilea hingezogen, ohne sich jedoch über dieses Empfinden Rechenschaft abzugeben. Er reagiert wie ein Jäger, der, gelockt durch ein prächtiges Wild, die Verfolgung des Tieres nicht aufzugeben vermag.

... er weicht, so schwört er, eher
Von dieser Amazone Ferse nicht,
Bis er bei ihren seidnen Haaren sie
Von dem gefleckten Tigerpferd gerissen.

(I,329)

Zuvor hatte Achill beim ersten Blick, den Penthesilea auf seine Erscheinung warf, das überhebliche Lächeln des erfahrenen Mannes mit Odysseus ausgetauscht, weil er ihren "trunknen Blick", ihr jungfräuliches Erröten, ihre Zerstreutheit zu verstehen glaubte. Was aber hatte sie dazu veranlaßt, ihm in einem Augenblick tödlicher Bedrängung lächelnd das Leben zu schenken? Die Unentschiedenheit des Kampfes zwischen ihnen scheint seiner griechischen Heldenehre unerträglich zu sein. Er weigert sich, der Aufforderung Agamemmons Folge zu leisten und sich ins sichere Lager zurückzuziehen.

Kämpft ihr, wie die Verschnittnen, wenn ihr wollt;
Mich einen Mann fühl ich, und diesen Weibern,
Wenn keiner sonst im Heere, will ich stehn!

(I,341)

Klugheit und Weisheit des Ratschlages vermögen nichts bei ihm zu erreichen. Nach seiner eigenen Aussage hat Achill sich bis zu dieser Stunde keiner begehrenden Frau verweigert. Völlig verfangen in der Bewußtheit seiner selbstherrlichen Männlichkeit, jederzeit eingestellt

auf eine flüchtige Begegnung mit einer schönen Frau, glaubt er auch jetzt, Penthesileas Wünsche zu kennen.

Kurz, geht: ins Griechenlager folg ich euch;
 Die Schäferstunde bleibt nicht lang mehr aus:
 Doch müßt ich auch durch ganze Monden noch,
 Und Jahre, um sie frein: den Wagen dort
 Nicht ehr zu meinen Freunden will ich lenken,
 Ich schwörs, und Pergamos nicht wiedersehn,
 Als bis ich sie zu meiner Braut gemacht,
 Und sie, die Stirn bekränzt mit Todeswunden,
 Kann durch die Straßen häuptlings mit mir schleifen.
 (I,342)

Nichts kann den Peliden von der Weiterführung dieses "sinnentblösten Kampfes" abhalten. Einerseits gibt er deutlich zu verstehen, daß er einer Liebschaft mit Penthesilea nicht abgeneigt sei. Sein Ungestüm läßt jedoch erkennen, daß es ihm um mehr geht als um ein flüchtiges Liebesabenteuer mit der Amazonenkönigin, obwohl er sich das selbst noch nicht einmal einzugestehen vermag.

Mit derselben Heftigkeit wendet Penthesilea sich gegen den Wunsch der Amazonen, den Kampf aufzugeben. Sie wollen mit der großen Schar der erbeuteten Helden den Heimweg antreten und das Rosenfest vorbereiten. Keine Bedeutung haben aber Triumph und Rosenfest für die Amazonenkönigin ohne ihren "jungen trotzgen Kriegsgott". Genauso wie Achill sich dem Befehl Agamemnons widersetzt, ins Griechenlager zurückzukehren, so widersetzt Penthesilea sich der Forderung des Amazonenheeres, den Kampf einzustellen. Schwer lastet auf ihr der Sturz vom Pferd, schwerer jedoch wiegt noch die Tatsache, daß Achill ihr, wie niemand zuvor, "das kriegerische Hochgefühl verwirrt," daß sein Anblick sie kampfunfähig macht.

Fühl ich, mit aller Götter Fluch Beladne,
 Da rings das Heer der Griechen vor mir flieht,
 Bei dieses einzgen Helden Anblick mich
 Gelähmt nicht, in dem Innersten getroffen,
 Mich, mich die Überwundene, Besiegte?
 Wo ist der Sitz mir, der kein Busen ward,
 Auch des Gefühls, das mich zu Boden wirft?
 Ins Schlachtgetümmel stürzen will ich mich,
 Wo der Hohnlächelnde mein harrt, und ihn
 Mir Überwinden, oder leben nicht! (I,343)

Hatte Penthesilea am Anfang ihres Arguments nur verlangt, "den Übermütigen" zu ihren Füßen im Staub zu sehen, so hat im Laufe ihrer Rede eine Weiterentwicklung des Gedankens stattgefunden. Nicht allein der Sieg über ihn ist das Ziel. Ein Leben ohne den griechischen Helden beginnt hier erstmalig für Penthesilea seinen Sinn zu verlieren. Das Amazonentum tritt in den Hintergrund und das Vorrecht der innersten Liebessehnsucht, die sie als Frau empfindet, behauptet sich. Dieses Ziel ihrer Liebe zu erreichen, läßt sich die Amazonenkönigin nicht verwehren.

. . . Laß mich!
 Du hörst, was ich beschloß, eh würdest du
 Den Strom, wenn er herab von Bergen schießt,
 Als meiner Seele Donnersturz regieren.
 (I,343)

Später, da der Geliebte ihr zu Füßen liegt, sie selbst aber in der Täuschung verhaftet ist, Achill im Kampfe überwunden zu haben, zeigt Penthesilea sich ganz als liebende, hingebende Frau, die ohne Scheu ihre Liebe einzugestehen vermag. Achill dagegen, der ursprünglich die Amazonenkönigin an ihren Haaren durch die Straßen zu schleifen versprochen hatte, ist nicht allein durch ihre Schönheit, sondern ebenfalls durch den Reiz des Unbekannten an ihrer Lebensweise beeindruckt. Statt die Überwundene ins Griechenlager zu bringen, um dort als Held gefeiert zu

werden, beschließt er, sie zu dem Thron seiner Väter zu erheben. Achill ist wohl in der Lage, das, was Penthesilea ihm über die Entstehung ihres Staates berichtet, was sie über die Gesetze sagt, denen sie unterliegt, der Sprache nach zu verstehen. Doch die volle Tragweite des Gehörten vermag er nicht zu erfassen. Für ihn ist und bleibt die Amazonenkönigin nur eine Frau wie alle andern Frauen, denen er bisher begegnet ist. Penthesilea dagegen ist sich durch ihren Sturz nicht völlig im klaren über ihre Rede und ihr Handeln. Sie ist uneinig mit sich selbst in ihrem Verhältnis zum Amazonenstaat und in ihrer Beziehung zu Achill. Sie erklärt ihm die Gebräuche des Rosenfestes und ahnt noch nicht, daß sie als Unterlegene keine Möglichkeit hat, mit ihm nach Themiscyra zu ziehen. Er dagegen verlangt von ihr, ihm zu folgen.

Du siehst, es drängt die Zeit, wenn du nun hörst,
Was über dich der Götter Schar verhängt.
Zwar durch die Macht der Liebe bin ich dein,
Und ewig diese Banden trag ich fort;
Doch durch der Waffen Glück gehörst du mir;
Bist mir zu Füßen, Treffliche, gesunken,
Als wir im Kampf uns trafen, nicht ich dir.
(I,397)

Im Grunde genommen reden Penthesilea und Achill aneinander vorbei und sind nicht in der Lage, die Situation des anderen voll zu begreifen. Das rechte Verständnis füreinander bleibt ihnen bei aller Liebe versagt.¹³⁷ Als entscheidend erweist sich jedoch die Neuorientierung in der Denkweise, die sich bei Achill bemerkbar macht. Hatte er zuvor Penthesilea nur als weibliche Gegnerin im Kampf gesehen, die unbedingt überwunden werden mußte, wenn er seine Heldenehre nicht gefährdet sehen wollte, so war mit dem Wunsch, sie zu seiner Gemahlin zu machen, bereits ein wichtiger Schritt zu einer veränderten Denkweise getan. Die völlige Neuorientierung in der Denkweise Achills wird schließlich durch

den Entschluß gekennzeichnet, nach der Befreiung Penthesileas durch das erneut vorstürmende Amazonenheer sich ihr nochmals im Zweikampf zu stellen und sich ihr ohne Gegenwehr zu ergeben, um der Königin die Teilnahme am Rosenfest durch seine Unterwerfung zu ermöglichen. Mit diesem Wechsel von einer Denk- und Handlungsweise, die völlig auf den Eigennutz eingestellt war, zu einer Verhaltensweise, die auf das Wohl der Amazonenkönigin ausgerichtet ist, findet der zweite Teil der funktionalen Bestimmung Penthesileas, die Hinführung Achills zu einer veränderten Bewußtseinshaltung, seinen Abschluß.

Überwältigt von ihren Liebesgefühlen, deren Ausmaß und Wirkung sie nicht zu beurteilen vermag, trifft die Nachricht von Achills erneuter Aufforderung zum Zweikampf die Amazonenkönigin wie ein Schlag. Sie erkennt nicht, daß er gewillt ist, sich ihr freiwillig zu ergeben, daß er meint, mit dieser formellen Herausforderung den Anforderungen ihres Staates zu genügen, so daß Penthesilea nach seinem Unterliegen mit ihm nach Themiscyra zum Rosenfest ziehen könnte. Penthesilea jedoch versteht diesen Aufruf zu erneutem Kampf wörtlich, so wie er überbracht wird. Da aber das Amazonentum in ihrem Denken bereits in den Hintergrund getreten ist, also entgegen der Annahme Achills keine große Bedeutung mehr für sie hat, fühlt Penthesilea sich als liebende Frau zutiefst getroffen, durch das Bekenntnis ihrer Liebe in ihrem Innersten verhöhnt, zumal ihre Verwundung ein Unterliegen ihrerseits erwarten läßt. Gerade diese mißverstandene, scheinbare Verspottung aber verwandelt das Höchstmaß an Liebe in der jungen Amazonenkönigin in ein ebenso großes Ausmaß des Hasses. Da der Haß dieselben gewaltigen Dimensionen erreichen muß, den die Liebe aufzuweisen hat, muß die Darstellung dieses enormen Hasses innerhalb der Handlung auch ungewöhnliche Formen

annehmen. Das geschieht durch die ungeheure Grausamkeit des Mordes, da Penthesilea sich gemeinsam mit ihren Hunden auf Achill stürzt und den Wehrlosen zerfleischt. Ob Liebe oder Haß, ob Küsse oder Bisse ihn treffen, ist ihr in diesem Augenblick gleichbedeutend. Das kommt besonders deutlich in einer ursprünglichen Fassung dieser Szene zum Ausdruck, wo Penthesilea an der Leiche knieend betont:

Ich bilde mir,
 Mein süßer Liebling, ein, daß du mich doch,
 Trotz dieses groben Fehlers, recht verstandst.
 Beim Jupiter! Der Meinung will ich sterben
 Dir waren meine blutgen Küsse lieber
 Als die lustfeuchten einer andern.
 Du hielst mir wett ich, als ich dich erstickte,
 Gleich einer Taube still, kein Glied hast du,
 Vor Wollust, überschwenglicher, o Diana!
 Keins deiner Glieder mir dabei gerührt.

. . .

Sieh, Prothoe, sieh - der Rest von einer Lippe -
 Sprich, dünkts dich nicht als ob er lächelte?
 O beim Olymp! Er ist mir ausgesöhnt,
 Und jener andre Teil er lächelt auch.
 Nun denn, du hast auch recht, o du mein Abgott!
 - Denn wenn du alles wohl dir überlegst
 So hab ich dich vor Liebe aufgeessen.

(I, 883-884)

Ob es Liebe oder Haß ist, wodurch Penthesilea zu dieser Mordtat verleitet wird, hat nach dem Erwachen aus der Raserei für die Amazonenkönigin keine entscheidende Bedeutung mehr. Mit dieser Tat hat sie sich völlig von dem Amazonenstaat gelöst und der Weg steht ihr offen, sich mit dem Geliebten im Tode zu vereinen. Es ist ein Weg des Durchbruchs zu der Identität ihrer wesenseigenen Existenz, die Erfüllung des dritten Teiles der funktionalen Bestimmung Penthesileas im Kleistschen Werk.

5.4. Recht - Unrecht

Als Repräsentantinnen der Begriffe Recht und Unrecht erfüllen sowohl Elisabeth Kohlhaas als auch Thusnelda, die junge Cheruskerfürstin, vorwiegend ihre Funktion im Werke Kleists. Im Gegensatz zu der

Novelle Michael Kohlhaas, in der Lisbeth den Kampf ihres Ehemannes um sein persönliches Recht gegen die Herren von Tronka zu unterstützen sucht, geht es in der Hermannsschlacht um die Verwirklichung einer Freiheitsidee, um das Recht der unterworfenen germanischen Volksstämme, sich von der Herrschaft der römischen Unterdrücker zu befreien. Während Lisbeth von Anfang an eine aktive Rolle in dem Unterfangen ihres Ehemannes spielt, steht die Cheruskerfürstin ihrem Gatten zunächst nicht als ebenbürtige Partnerin zur Seite. Lisbeth erweist sich als ideale Ehefrau im Sinne Kleists, als ausgezeichnete Hausfrau und Mutter, die während der Abwesenheit ihres Mannes die Leitung der Wirtschaft ohne Schwierigkeiten zu übernehmen vermag, die tatkräftig für sein Vorgehen gegen die Junker von Tronka eintritt. Thusnelda erweist sich dagegen als verwöhnte, eitle Fürstin, die den Bestrebungen Hermanns nur wenig Interesse oder Verständnis entgegenbringt. Während der Cheruskerfürst mit der List des vorausplanenden Auführers die keineswegs ernststen Beziehungen seiner Frau zu dem jungen Römer Ventidius zu seinen Gunsten zu verwerten beabsichtigt, klagt sie über ihre Schuld, des Jünglings Herz mit falschen Zärtlichkeiten entflammt zu haben.

Ärgerlich hält sie ihrem Mann vor:

Dich macht, ich seh, dein Römerhaß ganz blind.
 Weil als dämonenartig dir
 Das Ganz' erscheint, so kannst du dir
 Als sittlich nicht den Einzelnen gedenken.

(I,557)

Thusnelda versucht, Hermann freundlich gegen einzelne Römer zu stimmen, da diese sich ritterlich gegen deutsche Frauen und Kinder betragen, ja, in einem Falle sogar unter eigener Lebensgefahr ein deutsches Kind aus den Flammen gerettet haben. Hermanns Haß jedoch kennt keine Grenzen.

Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
 Solang sie in Germanien trotz,
 Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache.

(I,594)

Hermann wehrt sich nicht nur dagegen, durch die Taten und durch das untadelige Verhalten römischer Offiziere milder gestimmt zu werden. Er erkennt, daß die politische Sache ihre Macht verlieren würde, wenn die Einwohner den Besatzungstruppen gegenüber freundlich eingestellt wären.

Die Auseinandersetzung zwischen den Ehegatten über Thusneldas Verhältnis zu dem Römer Ventidius dient dem Dichter, die wahren Gedanken des Cheruskerfürsten ans Licht zu bringen. Der Versuch Thusneldas, einen besänftigenden Einfluß auf den Römerhaß Hermanns auszuüben, verfehlt natürlich völlig seine Wirkung, da gerade sie es ist, der die beschränkte Erkenntnisfähigkeit den klaren Blick auf den Ernst der Lage verwehrt. Die passive Einstellung der Cheruskerfürstin erfährt jedoch eine plötzliche Veränderung, da sie durch den abgefangenen Brief von dem hinterlistigen Spiel des Römers erfährt. Sie fühlt sich in ihrer weiblichen Würde zutiefst getroffen. Sie hatte doch eben persönlich um Gnade für den Jüngling gebeten. Kaum ist ihr aber sein Verrat bekannt geworden, da verwandelt sich die sanfte Cheruskerfürstin wie Penthesilea in eine rachedurstige Furie, die sich mit ihrem Handeln dem patriotischen Verhalten ihres Ehemannes anpaßt, ihn durch die Grausamkeit der Rache noch zu übertreffen versucht. Nur die Auslieferung des Römers an eine hungrige Bärin erscheint ihr, wie bereits dargestellt, als eine passende Strafe für die Verhöhnung ihres Gefühls und ihres Menschentums. Rücksichtslos verspottet sie den kraftlos werdenden Bärenkämpfer, bis eine Ohnmacht sie ihrer Sinne beraubt. Diese Tat

Thusneldas verleitet Korff zu der Bemerkung, die Rächerin Kriemhild, die darauf besteht, dem Mörder ihres Mannes eigenhändig das Haupt abzuschlagen zu dürfen, sei "eine humane Lichtgestalt neben dieser von Kleists ewig überhitzter Phantasie ersonnenen deutschen Bärin".¹³⁸ Von ihrem Mann dagegen wird Thusnelda mit den Worten begrüßt: "Mein schönes Thuschen! Heldin grüß ich dich." (I,625) Seiner Ansicht nach hat sie sich ganz den Bedürfnissen des Augenblicks angepaßt, hat ihre kleinmütigen Bedenken fortgeschoben und ist dabei sogar über sich selbst hinausgewachsen. Damit zeigt sich selbst bei einer im wesentlichen passiven Frauengestalt Kleists die Fähigkeit, durch die Entfaltung vorhandener Anlagen und ihr aktives Eingreifen in die Handlung das Recht der Germanenstämme mit derselben Leidenschaft zu verteidigen wie Hermann.

In dem Kampf des Roßhändlers Kohlhaas um die Gerechtigkeit erweist sich seine Frau Lisbeth als die beste Stütze. Sie stimmt nicht nur mit seinem Vorhaben überein, sondern sie bestärkt ihn sogar in seinem Entschluß, die Rechtsklage gegen den Junker einzureichen, da "noch mancher andre Reisende, vielleicht minder duldsam, als er, über jene Burg ziehen würde; daß es ein Werk Gottes wäre, Unordnungen, gleich diesen, Einhalt zu tun; und daß sie die Kosten, die ihm die Führung des Prozesses verursachen würde, schon beitreiben wolle." (II,20-21) Für Lisbeth steht also die Beseitigung von "Unordnungen", die nicht nur ihrem Mann, sondern auch anderen Menschen die größten Schwierigkeiten verursacht haben, zum Wohle der gesamten Menschheit im Vordergrund. Allerdings sollte es sich zeigen, daß die Rechtssache in der Tat klar war (I,21), daß jedoch die Eingaben von den zuständigen Instanzen abgewiesen wurden, da die einschlägigen Positionen von Verwandten des Junkers von

Tronka eingenommen wurden. Auf ihre Unbestechlichkeit war keineswegs zu zählen, zumal es sich um ein Vorgehen eines Bürgerlichen gegen ein Mitglied ihrer eigenen adligen Gesellschaftsklasse handelte.

Bartels weist darauf hin, daß innerhalb der ständischen Ordnung der höfischen Gesellschaft die Forderung eines Bürgers nach Gerechtigkeit notwendigerweise zu einer Katastrophe führen mußte, da Kohlhaas als Roßhändler ein solcher Anspruch, der zum Vorrecht der adligen Gesellschaft gehörte, nicht zustand.

Die Machtprobe zwischen dem Roßhändler 'Michael Kohlhaas' und dem 'Junker von Tronka' könnte in einer ständischen Ordnung nur dann auf einen Konflikt individueller Interessen lokalisiert werden, wenn die Kontrahenten dem gleichen Stand angehörten. Nach dem Selbstverständnis dieser Ordnung dürfte Michael Kohlhaas kein Gegner des Junkers werden. In dem Moment, in dem Kohlhaas für sich als Bürger Rechte gegenüber dem Stand beansprucht, der die Macht dieser Gesellschaft repräsentiert, stellt er die ständische Ordnung in Frage.¹³⁹

Sowohl Kohlhaas als auch seine Frau Lisbeth dagegen glauben, sich als Bürger betrachten zu können, die der Ordnung des Staates unterliegen, die unbedingt dazu berechtigt sind, ihre Klage gegen den Junker zu erheben. Für den Roßhändler wird diese Angelegenheit zu einer Sache größten Ausmaßes. Er spricht von Zwecken, "im Vergleich mit welchen, seinem Hauswesen, als ein ordentlicher Vater, vorzustehen, untergeordnet und nichtswürdig sei." (II,25)

Als Kohlhaas jedoch seinem Nachbarn die gesamten Besitzungen zum Kauf anbietet, ohne diese Absicht zuvor mit seiner Frau besprochen zu haben, überrascht ihn die überaus lebhafteste Reaktion Lisbeths. Hatte sie doch bisher, wie es ihrer untergeordneten Stellung als Ehefrau zukam, sich stets seinen Wünschen ohne Widerspruch angepaßt. Jetzt gibt sie allerdings deutlich genug zu verstehen, daß sie mit dem Verkauf

keineswegs einverstanden ist. Aus Furcht, was die Zukunft für die Familie bringen könnte, aus echt mütterlicher Sorge um die Kinder, spricht sie gegen die Pläne des Roßhändlers. Doch Kohlhaas erklärt unmißverständlich, daß er sich seines Besitzes veräußern wolle: "weil ich in einem Lande, liebste Lisbeth, in welchem man mich, in meinen Rechten, nicht schützen will, nicht bleiben mag. . . . Ich bin gewiß, daß meine Frau hierin so denkt, als ich. -" (II,27)

Sag mir an, sprach er, indem er ihr die Locken von der Stirne strich: was soll ich tun? Soll ich meine Sache aufgeben? Soll ich nach der Tronkenburg gehen, und den Ritter bitten, daß er mir die Pferde wieder gebe, mich aufschwingen, und sie dir herreiten? - Lisbeth wagte nicht: ja! ja! ja! zu sagen - sie schüttelte weinend mit dem Kopf . . . "Nun also!" rief Kohlhaas. "Wenn du fühlst, daß mir, falls ich mein Gewerbe fortreiben soll, Recht werden muß: so gönne mir auch die Freiheit, die mir nötig ist, es mir zu verschaffen!"

(II,28)

In dem Protest Lisbeths, daß Kohlhaas sich nicht mehr um seine Familie kümmere, zeigt sich die Funktion der Frau, als Mahnerin zu wirken, den Mann auf die rechte Bahn zurückzuführen. Seine Aufgabe aber ist es dann zu entscheiden, was ihm wichtiger ist, die Gerechtigkeit wegen zweier Pferde oder das Wohl seiner gesamten Familie. Voller Entsetzen muß Lisbeth jedoch erkennen, daß der Roßhändler in seinem Streit um sein Recht nicht mehr aufzuhalten ist, ja, daß er sogar mit Waffengewalt dafür zu kämpfen gewillt ist.

Da Lisbeth sich als Frau dazu gezwungen sieht, sich den Plänen ihres Mannes anzupassen, unternimmt sie einen letzten Versuch, das Unheil abzuwenden, indem sie selbst aktiv in das Geschehen eingreift. Gerade als Frau meint sie, mit Hilfe eines alten Freundes am Hofe des Kurfürsten, diesem persönlich eine Bittschrift überreichen zu können, was man Kohlhaas selbst verweigern würde. Schließlich gilt es

inbesondere, jenen Kreis bestechlicher Höflinge in der Nähe des Landesherrn zu durchbrechen, die eine gerechte Handhabung der Streitsache zu verhindern wissen. Trotz ihrer untergeordneten Stellung erweist die junge Frau sich als überaus einfallsreich und tüchtig. Unglücklicherweise muß sie diesen letzten Versuch mit ihrem Leben bezahlen. Als Elisabeth kurz vor ihrem Tode noch einmal das Bewußtsein wiedererlangt, greift sie nach der Bibel, um ihrem Mann die Wichtigkeit eines Wortes darin aufzuzeigen: Vergib deinen Feinden; tue wohl auch denen, die dich hassen! (II,30) Kohlhaas jedoch benutzt ihren Tod als Begründung für die Weiterverfolgung seines Streites, indem er Luther eingesteht: "Hochwürdiger Herr! es hat mich meine Frau gekostet; Kohlhaas will der Welt zeigen, daß sie in keinem ungerechten Handel umgekommen ist." (II,46-47) Der Roßhändler scheint also die letzte Warnung seiner Frau zu vergessen, die ihn trotz ihres Unfalls dazu auffordert, seinen Feinden zu vergeben.

Kuoni betont dazu:

Kohlhaas erhält, wie Hermann, sein ewiges Ich rein von der unausweichlichen Beschmutzung, indem er die Interessen des zeitlichen, sogar die Erhaltung des Lebens, beiseitesetzt. Nicht die Überhebung des Individuums, sondern die Behauptung, ja den Triumph des individuellen Rechtsgefühls in Kohlhaas schildert Kleist mit der liebevollsten, eingehendsten Sorgfalt. Kohlhaas bezahlt gelassen die Schuld, welche die Unvollkommenheit der Welt ihm aufbürdete, mit dem Leben, sobald er versichert ist, daß das ihm zugefügte, materiell viel geringfügigere, Unrecht die gesetzliche Sühne erfahren wird.¹⁴⁰

Obwohl der Roßhändler seine Ehefrau als Stütze in seinem Kampf um sein Recht im Irdischen verloren hat, scheint sie in der "übermenschlichen" Gestalt einer alten Zigeunerin seinen Kampf weiterhin zu begleiten. Wenn Kuoni von einer Mission spricht, die Lisbeth selbst nach

ihrem Tode zu erfüllen habe, so könnte man noch einen Schritt weitergehen und behaupten, daß sie ihre Funktion, ihren Ehemann zu der rechten Denk- und Handlungsweise hinzuführen, noch nicht beendet hatte, als eine übereifrige Leibwache des Kurfürsten ihr den tödlichen Stoß mit dem Schaft einer Lanze versetzte. Man gelangt zu dieser Ansicht, wenn man einerseits die Äußerungen Kleists berücksichtigt, daß für ihn die Verbindung der Eheleute über den Tod hinausreicht. Aus diesem Grunde ist gerade die von Paulin hervorgehobene große Ähnlichkeit in der Verhaltensweise Elisabeths und der Zigeunerin so faszinierend.¹⁴¹

Hatte Lisbeth zuvor ihre negativen Gefühle unterdrückt und auf die Frage ihres Mannes, ob er sein Streben nach Gerechtigkeit aufgeben sollte, mit einer negativen Antwort bescheiden wollen, hatten ihr jedoch in ihrer Sprachlosigkeit die Worte gefehlt, so hatte Kohlhaas dieses Schweigen in seiner Stellung als Patriarch der Familie als Bestätigung seiner Ansicht angenommen. Bei ihrem Besuch in seinem Kerker hat sich seine Meinung in keiner Weise geändert. Auf ihre Frage, ob er nicht um seines kleinen Sohnes willen sein Betreiben aufgeben wollte, "sagte er verwirrt: daß die Kinder selbst, wenn sie groß wären, ihn, um seines Verfahrens loben würden . . ." (II,97-98). Erst jetzt beginnt dem Roßhändler die große Ähnlichkeit der Alten mit seiner verstorbenen Gattin aufzufallen. Doch nicht nur die Reaktion des Roßhändlers ist bedeutsam, sondern auch die der Kinder. Hatten sie sich beim ersten Anblick der Zigeunerin äußerst scheu gezeigt, so gewöhnen sie sich überraschend schnell an die Fremde. Ja, sogar der Hund schnüffelt freudig an ihr wie an einer Bekannten. Am eindeutigsten aber scheint der mit dem vollen Namen "Elisabeth" unterzeichnete Zettel darauf hinzudeuten, daß es sich bei der Zigeunerin tatsächlich um die Verstorbene handelt,

da nicht nur Kohlhaas, sondern auch der Kastellan, der ihm kurz vor der Hinrichtung den Zettel überbringt, durch sein Verhalten anzeigt, daß er bei dem Zusammentreffen mit der Unbekannten etwas äußerst Ungewöhnliches erlebt hatte.

Man sieht sich daher fast gezwungen, der Ansicht Kuonis beizustimmen, daß die Tote eine Mission zu erfüllen habe, nämlich die, "nachdrücklich zu bestätigen, daß Kohlhaas auf die Rache am Kurfürsten ein höheres Anrecht hat."¹⁴² Wie sonst ließe sich diese mysteriöse Gestalt erklären, die erstmalig am Tage nach der Beerdigung Lisbeths auf dem Markt in Jüterbock in Erscheinung tritt, wo sie aus einer Menschenmenge gerade Michael Kohlhaas wählt und ihm ein Amulett mit der Prophezeiung aushändigt, daß es ihm einst sein Leben retten werde. Was sonst könnte man von der Tatsache denken, daß sie in voller Kenntnis aller Zusammenhänge den Fortlauf der Streitsache zu verfolgen scheint und sein Leben wie auch das seiner Kinder bis zu seinem Tode begleitet, ja, ihm kurz vor seiner Hinrichtung mit ihrer Nachricht über die Gegenwart des Kurfürsten zu seiner letzten Genugtuung verhilft. Auf die Frage des Roßhändlers, "wer sie eigentlich sei, woher sie zu der Wissenschaft, die ihr inwohne, komme," (II,98) gibt sie zu verstehen:

"auf Wiedersehen Kohlhaas, auf Wiedersehn! Es soll dir, wenn wir uns wiedertreffen, an Kenntnis über dies alles nicht fehlen!" Und damit, indem sie sich gegen die Tür wandte, rief sie: "lebt wohl, Kinderchen, lebt wohl!" küßte das kleine Geschlecht nach der Reihe, und ging ab. (II,98)

War also Lisbeth am Anfang davon überzeugt gewesen, daß es sich bei dem Rechtsstreit ihres Mannes um einen Kampf zum Wohle der gesamten Menschheit handelte, daß es ein Werk Gottes wäre, derartigen Unordnungen Einhalt zu gebieten, so hatte sie ihr Versprechen, ihn in dieser Sache voll zu unterstützen, bei ihrem Tode noch nicht voll einlösen können.

Besonders ihre mütterliche Besorgnis um das Wohl der Kinder läßt erkennen, daß ihr von einer höheren Macht eine zweite Möglichkeit geboten wird, ihre Aufgabe als Partnerin und Mahnerin des Mannes zu erfüllen. Wie ihr Erscheinen eine Veränderung in der Denk- und Verhaltensweise des Roßhändlers als Vater und Betreuer seiner Kinder herbeiführt, hat Paulin in seiner Untersuchung hervorgehoben.¹⁴³

5.5. Menschlichkeit - Übermenschlichkeit

Die dichterische Funktion des Bettelweibes und der Nonne Antonia in der Heiligen Cäcilie besteht darin, den Gegensatz zwischen Menschlichkeit und Übermenschlichkeit hervorzuheben, der hier eine Form der Unmenschlichkeit anzunehmen scheint. In der ersten Novelle wird eine alte, bettelnde Frau von der mitleidsvollen Marquise für die Nacht aufgenommen wird, von dem Marquis jedoch dazu veranlaßt, sich in eine andere Ecke des Raumes zu begeben. Diese Aufforderung des Hausherrn an die Alte erfolgt scheinbar mehr aus Gedankenlosigkeit als aus Rücksichtslosigkeit, zumal von dem Dichter keine weitere Erklärung über die Notwendigkeit eines Wechsels der angewiesenen Schlafstelle im Zimmer genannt wird. Unglücklicherweise zieht sich die alte Frau durch ihren Sturz lebensgefährliche Verletzungen zu, an denen sie noch während derselben Nacht stirbt. Jahre vergehen und niemand erinnert sich mehr an jenen ungewöhnlichen Vorfall. Allerdings haben sich im Verlauf der Jahre für den Marquis durch Krieg und Mißwachs finanzielle Schwierigkeiten ergeben, die seinen Wohlstand gefährden, so daß er sich dazu entschließt, das Schloß zum Verkauf anzubieten. Zur größten Überraschung der Schloßbewohner und Besucher taucht aber das tote Bettelweib gerade zu diesem Zeitpunkt zu mitternächtlicher Stunde wieder im Schloß auf und läßt seinen zerstörerischen Einfluß bei allen verspüren, die

mit dem gräflichen Ehepaar in Verbindung stehen. Man erkennt, daß hier eine übermenschliche Kraft wirksam wird, da es sich bei dem Bettelweib jetzt um eine unsichtbare Gestalt handelt. Die tatsächliche Existenz der Verstorbenen im Zimmer wird jedoch nicht nur durch die sich wiederholenden Geräusche jener Nacht angedeutet, sondern scheint selbst durch das Verhalten des Hundes Bestätigung zu finden, der etwas Unsichtbar-Gefährliches verspürt und zu meiden versucht.

Die dichterische Funktion des Bettelweibes in der Novelle scheint sich darauf zu konzentrieren, die Unmenschlichkeit des Marchese herauszustellen und ihn für eine geringe Mißtat grausam zu bestrafen. Nicht nur von seiner verängstigten Frau, sondern auch vom ganzen Gesinde wird der Marquis verlassen, da ihm keine Möglichkeit geboten wird, sich von dieser Schuld zu befreien. Von der unsichtbaren Gestalt zum Wahnsinn getrieben, legt er in seiner Verzweiflung selbst Feuer im Schloß an und sühnt mit seinem eigenen Tod die Schuld an der Verletzung und dem Sterben der Alten.

Der entsetzliche Untergang eines Menschen aufgrund einer kleinen Verfehlung erscheint hier im dichterischen Werk gerechtfertigt, zumal wir es mit einem 'Beispiel lebendiger Handlung' zu tun haben, das die erzieherische Absicht des Dichters demonstriert: Die Menschheit soll zu einem menschenwürdigeren Dasein geführt werden. Mangelnde Nächstenliebe wird vom Dichter als ein unwürdiges Handeln verurteilt, da es sich auch hier zu bewahrheiten scheint, daß im menschlichen Leben die Tugend belohnt, das Laster aber, in diesem Falle ein momentaner Akt der Unmenschlichkeit, dadurch bestraft wird, daß das Dämonische zur Auswirkung kommt. Der dämonische Trieb, sich für eine Unmenschlichkeit zu

rächen, kommt damit bis über den Tod hinaus zur Geltung.¹⁴⁴ Für die Durchführung dieses Racheaktes wählte der Dichter eine Frau, der Schuldiage dagegen gehört dem männlichen Geschlecht an.

Das Auftauchen der unsichtbaren Bettlerin zwecks Bestrafung unmenschlichen Handelns hat sich als dichterische Funktion der Frau im Bettelweib von Locarno erwiesen. Während hier der Menschheit die Möglichkeit eines Umwechselns von einer eigennützigen Lebensweise zu einer solchen vor Augen geführt wird, die auf das Wohl anderer ausgerichtet ist, so zeigt sich in der Heiligen Cäcilie, daß die Gewalt der Musik mit ihren zauberhaften Klängen vier Jünglinge zu besänftigen vermag, die sich in frevelhafter Absicht zum Fronleichnamsfest ins Kloster begeben haben. Statt aber auf zerstörerische Weise im Dom Hand anzulegen, fühlen diese jugendlichen Frevler sich durch die Klänge eines alten italienischen Musikwerkes dazu gezwungen, vor den versammelten Gläubigen aufs Knie zu sinken und, "die Stirn inbrünstig in den Staub herabgedrückt," eine ganze Reihe von Gebeten zu murmeln, die sie kurz zuvor rücksichtslos verspottet hatten. (II,221) Es erweist sich, daß die vier jungen Leute in das Irrenhaus der Stadt eingeliefert werden mußten, da sie an "der Ausschweifung einer religiösen Idee" erkrankt waren, seit die Veränderung in ihrem Wesen durch die musikalischen Klänge auf sie gewirkt hatte. (II,219) Dort saßen sie beim Besuch ihrer Mutter, die endlich Auskunft über ihr Verbleiben erhalten hatte,

in langen, schwarzen Talaren, um einen Tisch, auf welchem ein Kruzifix stand, und schienen, mit gefalteten Händen schweigend auf die Platte gestützt, dasselbe anzubeten. Auf die Frage der Frau, die ihrer Kräfte beraubt, auf einen Stuhl niedergesunken war: was sie daselbst machen? antworteten ihr die Vorsteher: "daß sie bloß in der Verherrlichung des Heilands begriffen wären, von dem sie, nach ihrem Vorgeben,

besser als andre, einzusehen glaubten, daß er der wahrhaftige Sohn des alleinigen Gottes sei." (II,220)

Bereits seit sechs Jahren führen sie dieses Leben, das sich auf so unglaubliche Weise von ihrer früheren Lebensart unterscheidet. Diese gewaltige Veränderung aber ist nur möglich gewesen, weil es scheint, als habe der Himmel selbst zum Wohle des heiligen Klosters und der Nonnen in das Geschehen eingegriffen.

Ein ebenso geheimnisvoller Schleier, wie er über dem erneuten Erscheinen des Bettelweibes liegt, scheint auch hier über das Wirken der Nonne Antonia gebreitet zu sein. Trotz ihres bewußtlosen Zustandes, in dem sie im Kloster darnieder lag, war sie zur Aufführung des alten Musikwerkes zum Fronleichnamsfest erschienen und hatte die musikalische Leitung übernommen, ohne in Wirklichkeit ihr Krankenlager verlassen zu haben. Nur mit göttlicher Hilfe war es somit gelungen, den Frevel der Jugendlichen abzuwenden. Nur durch die geheimnisvolle Mitwirkung der heiligen Cäcilie hatten die Töne der Messe solche Macht gewonnen, daß sie die Durchführung der frevlerischen Tat verhinderten.¹⁴⁵ Kuoni bemerkt dazu:

Gott nötigt den Spöttern die Anbetung gewaltsam ab, indem er ihren freien Willen zerbricht, der zu frevelhafter Willkür entartet ist. Denn darin besteht das Grausenerregende dieser Gottesstrafe, daß die mönchischen Andachtsübungen der Brüder *s e e l e n l o s*, wie durch die Mechanik eines unsichtbaren Räderwerks verursacht, ablaufen. Die Freiheit ihrer Persönlichkeiten ist zerstört; sie sind einer krankhaften Zwangs-*idee* anheimgefallen.¹⁴⁶

Wie im Bettelweib, so ist es auch hier eine übermenschliche Kraft, die zur Auswirkung kommt. Durch die Gestalt der Nonne Antonia, durch ihre funktionale Aufgabe, ihre Klosterschwestern von ihrer übermäßigen Furcht vor der Zerstörung zu befreien, wird auch hier eine Strafe als Beispiel angeboten, die im dichterischen Werk Anlaß zu einer

uneigennütigen Denk- und Verhaltensweise bieten soll. Das Unmenschliche soll somit kraft des Übermenschlichen verhindert werden.

5.6. Menschenliebe - Menschenhaß

In seinem "Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden" schrieb der Dichter an seinen Freund Rühle von Lilienstern:

Ja, mein Freund, Tätigkeit verlangt ein Opfer, ein Opfer verlangt Liebe, und so muß sich die Tätigkeit auf wahre innige Menschenliebe gründen, sie müßte denn eigennützig sein, und nur für sich selbst schaffen wollen. . . . denn das, was ich Ihnen zur Bekämpfung des Menschenhasses, wenn Sie wirklich so unglücklich wären ihn in Ihrer Brust zu verschließen, sagen könnte, wird mir durch die Vorstellung, dieser häßlichen abscheulichen Empfindung, so widrig, daß es mein ganzes Wesen empört. Menschenhaß! Ein Haß über ein ganzes Menschengeschlecht! O Gott! Ist es möglich, daß ein Menschenherz weit genug für so viel Haß ist!
(II,312)

In seinen Novellen Der Findling und Die Verlobung in St. Domingo ist es Kleist gelungen, diesen Gegensatz zwischen Menschenliebe und Menschenhaß in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen, wobei die beiden Frauengestalten Elvire und Toni in ihrer Charakterisierung als Vertreterinnen der Menschenliebe fungieren.

Obwohl es sich bei Elvire um eine vorwiegend passive Figur handelt, sind es gerade ihre Zurückhaltung und ihre Vortrefflichkeit, die wie ein besonderer Reiz, aber auch wie ein unausgesprochener Tadel auf Nicolo wirken. Der jungen Frau ist in Piachi ein Ehemann zur Seite gestellt, der aufgrund des Altersunterschiedes zwischen ihnen vielleicht mehr als ihr Beschützer denn als ihr Liebhaber gelten mag. Er achtet die über den Tod hinausreichende Treue, die Elvire ihrem einstigen Lebensretter Colino entgegenbringt, eine Treue, die in starkem Kontrast zu der Undankbarkeit steht, die Nicolo auszeichnet. Während Elvire den Knaben bei seiner Ankunft in Rom voller Liebe "an ihre Brust drückte", ihm alles, was dem kleinen, an der Pest verstorbenen Stiefsohn gehörte,

zum Geschenk machte und ihn "in dem Maße lieb gewonnen, als er" ihnen teuer zu stehen gekommen war, so wird gerade sie die Zielscheibe seines Hasses und seiner Leidenschaft. Trotz der sorgfältigen Erziehung, die man Nicolo angedeihen läßt, stellt es sich heraus, daß das Schicksal Piachi und seiner Frau, wie Kuoni betont, "einen Wechselbalg ins Haus gesetzt." Keine Gotteskindschaft zeigt sich an Nicolo. Vielmehr scheint die Verleugnung des Göttlichen in ihm Gestalt angenommen zu haben.¹⁴⁷ Man sieht sich gezwungen, Müller-Seidel beizupflichten, der die Entwicklung der großen Gefühlskälte des Findlings auf das Verhalten der Pflegeeltern zurückführt, die es seiner Meinung nach an menschlicher Wärme ihm gegenüber fehlen lassen, da jeder in sich selbst verschlossen und genauso verschlossen dem andern gegenüber auftritt.¹⁴⁸ Das mag sich besonders in Elvires Fall bestätigen, die für sich selbst Kraft aus ihrer Totenverehrung zu empfangen scheint, eine Verehrung, die jedoch Nicolo unbekannt ist. Da seine Grundeigenschaften, hartnäckige Bigotterie und ein Hang für das weibliche Geschlecht, es ihm verwehren, die Keuschheit Elvires als wirklich vorhanden zu akzeptieren, erregt gerade ihr untadelhaftes Verhalten seine Leidenschaft, zugleich aber auch seinen Haß. In ihr sieht er irrtümlicherweise die Verräterin seines eigenen schändlichen Verhaltens selbst am Tage der Beerdigung seiner verstorbenen Ehefrau Constanze. In der zufällig entdeckten Ähnlichkeit mit der Gestalt Colinos auf dem Bild in ihrem Zimmer sieht er in seiner egoistischen Sinnlichkeit sich selbst als den Gegenstand ihrer Anbetung und Liebe. Sein Wunsch, sie zu verführen und sie damit von dem "vorgetäuschten Thron" ihres tugendhaften Verhaltens und ihrer Keuschheit zu stürzen, endet jedoch mit seiner eigenen Ermordung, ein Racheakt, von dem keine irdische Gewalt Piachi abzuhalten

vermag, da er in Elvires reiner Liebe das Göttliche selber höhnisch beleidigt sieht.¹⁴⁹ Im Gegensatz zu Elvire stellt Kleist in der Verlobung in St. Domingo in der Gestalt Tonis eine Frau dar, die sich aus der passiven Einstellung zum Leben befreit und eine bemerkenswerte Aktivität entwickelt, da es darum geht, dem Mann, dem sie ihre Liebe geschenkt hat, das Leben zu retten. Mit dieser Tat der Menschenliebe läßt sie jene unbedingte Liebe und Aufopferungsbereitschaft erkennen, die Kleist in seinem eigenen Leben zu finden suchte, jene vollkommene Selbstaufgabe, deren Vorhandensein Gustav nicht zu erkennen vermag, obwohl sie sich ihm bereits zum zweiten Mal in seinem Leben bietet. Darum betont Semela, daß nicht der Kampf zwischen den Rassen im Vordergrund der Handlung stehe, daß hier nicht der Überlegenheit der schwarzen über die weiße Rasse der Vorrang im Rahmen des Geschehens gegeben sei, sondern daß vielmehr das rein persönliche Erleben zwischen den beiden Liebenden im Mittelpunkt der Handlung stehe, in der die Überlegenheit des Weibes über den Mann herausgestellt werde.¹⁵⁰

Hatte Toni bis zu diesem Zeitpunkt, da Gustav Eingang in ihr Leben fand, sich widerspruchslos und aus Gehorsam ihrer Mutter gegenüber dazu hergegeben, die weißen Flüchtlinge ins Haus zu locken, so bringt die Frage Gustavs sie zu einem erstmaligen Nachdenken über ihr Handeln, nachdem er auf den Bericht der abscheulichen Rache jenes Negermädchens die Frage stellt, ob Toni wohl einer solchen Tat fähig wäre. Obwohl Toni verneint, ist sie dennoch sichtlich verwirrt. Erst durch Gustavs Darstellung wird ihr die Unmenschlichkeit ihrer Taten bewußt, und erstmalig taucht die Erkenntnis in ihr auf, daß sie Ähnliches verschuldet hat. Durch diese Frage Gustavs wird sie dazu gezwungen,

ihre eigene Denk- und Handlungsweise kritisch zu untersuchen, sich selbst Rechenschaft über ihre Verantwortlichkeit für ihr Handeln abzulegen. Kuoni führt dazu aus:

Gustavs Vertrauen in ihr Wohlmeinen legt hierauf ein Gefühl der Menschlichkeit in sie, das ihr bisher unbekannt war; sie wird weich und offen und die sonst absichtliche Zutunlichkeit echt. So hört sie die Erzählung von dem Opfertod seiner Braut in wahrer Ergriffenheit an, und unwillkürliches Mitgefühl läßt sie der gewohnten Berechnung vergessen. Sie schenkt ihm aus der Teilnahme ihres urplötzlich aufgefrorenen Herzens alles, was sie zu geben hat.¹⁵¹

Auch Gustav spürt bei der Hingabe des Mädchens einen "Tausel wunderbar verwirrter Sinne," "eine Mischung von Begierde und Angst." Er vertraut sich ihr in der gegebenen Lage an, da sie aber durch die Umstände nicht zu dem beabsichtigten Bekenntnis ihrer bisherigen Taten gelangt, ist es ihm nicht möglich, die Hintergründe für ihr Handeln voll zu durchschauen und die Größe ihrer Aufopferungsbereitschaft zu erkennen. Er ist jedoch willens, seinem Gefühl zu folgen, ihrer plötzlichen Verbindung Dauer zu verleihen. Seine langen Erklärungen, Treueversprechen und ermunternden Reden stehen in vielsagendem Gegensatz zu Tonis stummer Erschütterung. Da sie, wie so viele Kleistsche Frauengestalten, im entscheidenden Augenblick keines Wortes mächtig ist, bleibt Gustav ohne ausdrückliche Versicherung ihrer Liebe zu ihm, da er als Verstandesmensch ihre Ergriffenheit nicht zu deuten vermag. Toni dagegen betrachtet ihr schweigendes Liebesversprechen als eine heilige Verpflichtung, so daß sie mit größter Klugheit und Umsichtigkeit und in vollster Erkenntnis der eingeschlossenen Gefahren an die Ausführung ihres Rettungsplanes herangeht. Zwar gelingt es Gustav, in ihr zum ersten Mal das Bewußtsein der Unbedingtheit ihrer Liebe zum Erwachen zu bringen, doch besitzt er selbst nicht die Fähigkeit, nun die gewaltige Größe dieser Unbedingtheit ihrer Liebe, vor allem in der

Verstellung, zu erkennen. Man könnte es als unglaublich bezeichnen, daß ein Mensch, dem zum zweiten Mal im Leben die Größe der Selbstaufopferung durch eine Frau dargeboten wird, die versteckte Wahrheit des Augenblicks nicht erkennen kann. Obwohl Gustav auch edler Gedanken fähig ist, da er ja zu dem Haus des Negers gekommen war, um seinen Verwandten zu helfen, so zeigt sich dennoch eine gewisse Flachheit in seinem Charakter. Ihm genügt es, den Schein als Wahrheit zu betrachten, ohne daß in ihm der Wunsch aufsteigt, die Gegebenheit der Dinge eingehender zu untersuchen. Da er die Ähnlichkeit zwischen Toni und seiner toten Braut selbst hervorhebt, hätte gerade diese Erinnerung als eine Mahnung gelten sollen, daß er in der Fesselung durch Toni bei der unerwarteten Heimkehr des Negers Hoango dafür wichtige Gründe hätte vermuten sollen statt eines Verrates.

Toni empfindet das Ausmaß ihrer Entscheidung, Gustav zu retten, vor allem in dem Augenblick in aller Deutlichkeit, da sie von ihrer Mutter als eine niederträchtige Verräterin bezeichnet wird, die die Rache Gottes ereilen würde. Toni jedoch vermag hier bereits, sich in aller Klarheit zu ihrer neuen Bewußtseinslage zu bekennen, indem sie antwortet:

"ich habe euch nicht verraten; ich bin eine Weiße, und dem Jüngling, den ihr gefangen haltet, verlobt; ich gehöre zu dem Geschlecht derer, mit denen ihr im offenen Kriege liegt, und werde vor Gott, daß ich mich auf ihre Seite stellte, zu verantworten wissen."
(II, 191)

Mit ihrer Hingabe an den Geliebten und ebenso mit diesem Bekenntnis ist es ihr gelungen, sich aus der Enge und Gebundenheit ihrer bisherigen Lebensweise zu befreien und sich zu einer individuellen Einstellung durchzuringen. Sie sieht sich jetzt unauflöslich an Gustav gebunden und kennt als Ziel ihres Handelns lediglich seine Rettung vor der

Rache Hoangos. Gustav jedoch ist es nicht möglich, selbst nach dem Auftauchen seiner Verwandten ohne langwierige Erklärungen die verworrenen Hintergründe ihrer Verhaltensweise zu verstehen, so daß er bei ihrem Eintritt an der Seite Herrn Strömlis nur die Verräterin vor Augen sieht, die er niederschießt. Zu spät kommt die Erkenntnis, daß er das uneigennützigste, ihm völlig ergebene Herz mit diesem Schuß getötet hat. Erst jetzt erkennt auch er den berechtigten Vorwurf Tonis letzter Worte: "Du hättest mir nicht mißtrauen sollen!" (II,193) "Gewiß! sagte er, da ihn die Vettern von der Leiche wegrissen: ich hätte dir nicht mißtrauen sollen; denn du warst mir durch einen Eidschwur verlobt, obschon wir keine Worte darüber gewechselt hatten!" (II,193) Gustav aber glaubt, des Lebensopfers zweier liebender Frauen nicht wert zu sein und nimmt sich daher selbst das Leben. Nach Kuonis Ansicht war der Preis, der für ihn bezahlt wurde, zu ungleich. Es sei ihm keine bejahende Tat für das Ewige geblieben, nur noch die Verneinung seiner Erdhaftigkeit. Darum habe er seinem nichtswürdigen Dasein ein Ende bereitet.¹⁵² Es zeigt sich also, daß die Gestalt Tonis, die es als Frau "verstanden hat, sich aufzuopfern, ganz für das, was man liebt, in Grund und Boden zu gehn," (II,885), ihre funktionale Aufgabe in allen drei Punkten im Werke erfüllt.

5.7. Unschuld - Schuld

Der Gegensatz zwischen Unschuld und Schuld wird im Zweikampf durch Littegarde von Auerstein repräsentiert, im Prinzen von Homburg durch die Gestalt Natalies. Ein wesentlicher Unterschied in der Darstellung dieser Gegensatzbegriffe zeigt sich vor allem daran, daß in der Novelle Friedrich von Trota als Mann sich mit unerschütterlicher Ausdauer darum bemüht, Littegarde als Frau dazu zu veranlassen, trotz des gegen sie

sprechenden Gottesurteils an dem Glauben an ihre Unschuld festzuhalten. Im Schauspiel dagegen ist Natalie als Frau bestrebt, den Prinzen, der trotz des verhängten Todesurteils nicht an dessen Vollstreckung glaubt, davon zu überzeugen, daß er seine Schuld vor dem Kriegsgesetz anerkennen muß, obgleich das Todesurteil damit bestätigt wird.

Im Zweikampf tritt die Darstellung des Gegensatzes zwischen Unschuld und Schuld in den Vordergrund der Handlung. Wie die Marquise von O..., so hatte auch Littegarde, "die unbescholtenste und makelloseste Frau des Landes" (II,235), nach dem Tode ihres Gemahls nicht wieder geheiratet. Besonders ihrer Brüder wegen, die auf die Hinterlassenschaft ihres Vermögens rechneten, hatte sie auf eine zweite Heirat verzichtet. Dennoch muß sie sich plötzlich der schmähhlichen Anklage ausgesetzt sehen, ein heimliches Verhältnis mit dem Grafen Jakob den Rotbart unterhalten zu haben. Der Entschluß, sich nach der Ausweisung aus der heimatlichen Burg in ihrer Not an Friedrich von Trota um Beistand zu wenden, beweist das ungetrübte Vertrauen der jungen Frau auf die Liebe und Hilfsbereitschaft des Freundes, obwohl sie ihn zuvor als zukünftigen Ehemann abgewiesen hatte. Der Kämmerer ist von der Schuldlosigkeit Frau Littegardes so überzeugt, daß er ihr gegenüber betont, er benötige keine weiteren Beteuerungen ihrer Unschuld, um an ihre Reinheit glauben zu können. Er weigert sich, die Versicherungen ihrer Unbescholtenheit anzuhören. Ja, er fordert den Grafen Jakob sogar zum ritterlichen Zweikampf heraus, um "auf Tod und Leben, vor aller Welt, im Gottesurteil" zu beweisen, daß der Graf ein "schändlicher und niederträchtiger Verleumder" (II,242) sei. Allerdings muß er es erleben, nach der eigenen Niederlage im Gefecht wegen seines "sündhaft angerufenen göttlichen

Schiedsurteils" gemeinsam mit Littegarde zum Tode durch Verbrennen verurteilt zu werden. (II,254) Dieser dreifache Sturz aus "der Höhe eines heiteren und fast ungetrübten Glücks in die Tiefe eines unabsehbaren und gänzlich hilflosen Elends" (II,238) beweist auch im Leben Littegardes die Unberechenbarkeit des Schicksals. Die verheerendste Wirkung auf das Gemüt der jungen Frau übt jedoch die durch Gesetz und Konvention beeinflusste Denk- und Verhaltensweise der Menschen aus. Drei Personen setzen hier ihr Vertrauen auf "den heiligen Ausspruch der Waffen, der die Wahrheit unfehlbar ans Licht bringen" (II,244) soll, und alle drei sind von der Rechtmäßigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer eigenen Sache überzeugt. Trota verläßt sich ohne Zaudern auf sein innerstes Gefühl. Der tiefen Besorgnis von Trotas Mutter um die Wahrhaftigkeit ihrer Sache begegnet Littegarde mit der Beteuerung, daß sie die Verteidigung ihrer Ehre durch den Freund abgelehnt hätte, wären diese aufgetauchten Zweifel seine eigenen gewesen. So aber sucht sie die alte Dame zu beruhigen: "Keine Schuld befleckt mein Gewissen; und ginge er ohne Helm und Harnisch in den Kampf, Gott und alle seine Engel beschirmen ihn!" (II,245) Aber auch Graf Jakob ist der festen Überzeugung, mit Recht seine Aussage verteidigen zu können, zumal er den als Liebespfand erhaltenen Ring vorzuweisen vermag. Er beteuert darum Trota gegenüber: "So gewiß als Gott gerecht, im Urteil der Waffen, entscheidet, so gewiß werde ich dir die Wahrhaftigkeit dessen, was ich, Frau Littegarden betreffend, notgedrungen verlautbart, im ehrlichen ritterlichen Zweikampf beweisen!" (II,242) Da die Frage des Brudermordes in diesem Kampf nicht zur Debatte steht, kann der Graf mit ruhigem Gewissen für die Rechtmäßigkeit seiner Behauptung eintreten, war er ja selbst unbewußt ein Opfer der Täuschung durch

Littegardes Kammerzofe geworden. Drei Menschen treten also aufgrund ihrer beschränkten Erkenntnisfähigkeit für ihre individuelle Wahrheit ein. Wie aber soll ein Gott in diesem Falle entscheiden, auf welcher Seite die größere Wahrheit liegt? Kann dieser Zweikampf wirklich "zur Aufklärung des sonderbaren Geheimnisses, das über dieser Sache schwebte" (II,243), führen? Soll ein zufälliges Stolpern als entscheidender Faktor in der Anerkennung von Schuld und Unschuld akzeptiert werden? Auch nach dem Kampf hält Friedrich von Trota trotz seiner Niederlage unerschütterlich an seinem Glauben an die Unschuld der Freundin fest. Er vermag der allgemeinen Ansicht nicht beizustimmen, eine Schuld als bewiesen zu betrachten, die nicht existiert. Seine Mutter dagegen verdammt "die Schlamlosigkeit und Frechheit" der jungen Frau, "mit dem Bewußtsein dieser Schuld, ohne Rücksicht auf den edelsten Freund, den sie dadurch ins Verderben stürze, das geheiligte Urteil Gottes, gleich einer Unschuldigen, für sich aufzurufen." Demgegenüber hat Friedrich jedoch einzuwenden: "Ach, meine Mutter . . . wo ist der Sterbliche, und wäre die Weisheit aller Zeiten sein, der es wagen darf, den geheimnisvollen Spruch, den Gott in diesem Zweikampf getan hat, auszulegen?" (II,248) Ihm gilt allein die Tatsache beachtenswert, daß er lediglich durch ein Straucheln, nicht aber im Kampf überwunden wurde, daß seine tödlichen Wunden wie durch ein Wunder heilen, während ein leichtes Anritzen der Haut seinen Gegner lebensgefährlich erkranken läßt. Darum schlägt er den Einspruch der Mutter in den Wind, daß nach dem Gesetz ein als abgeschlossen erklärter Kampf nicht wieder in derselben Sache vor den Schranken des göttlichen Gerichts aufgenommen werden dürfe, daß er und Littegarde unfehlbar dem Flammentod ausgeliefert seien. Doch Friedrich bleibt unbeeindruckt: "Was kümmern mich diese

willkürlichen Gesetze der Menschen?" (II,249) Nur einem kurzen Augenblick des Zweifelns ist er ausgesetzt, da Littegarde persönlich, über den Ausgang des Kampfes dem Wahnsinn nahe, ihm auf die Frage nach dem Grund für die "Zerknirschung" ihrer Seele das Bekenntnis ihrer Schuld entgegenzuschleudern scheint:

"Schuldig, überwiesen, verworfen, in Zeitlichkeit und Ewigkeit verdammt und verurteilt!" rief Littegarde, indem sie sich den Busen, wie eine Rasende zerschlug: "Gott ist wahrhaftig und untrüglich; geh, meine Sinne reißen, und meine Kraft bricht. Laß mich mit meinem Jammer und meiner Verzweiflung allein!" - (II,251)

Fricke hebt in diesem Zusammenhang hervor:

Die Wirkung, die der Ausgang des Kampfes in der Seele des Kämmerers und Littegardens hervorrief, mußte verschieden sein. - Während bisher die Forderung, trotz der fast überführenden, realen Beweise Littegardens fraglos zu vertrauen, an den Kämmerer die höhere Aufgabe gestellt hatte, indem Littegarde ja allein die auf der Übereinstimmung von Wirklichkeit und Gefühl beruhende unmittelbare Gewißheit ihrer Reinheit in sich trug, - so mußte nun der unglückliche Ausgang des Kampfes für ihre Seele noch vernichtender sein als für den Kämmerer, denn Gott hatte unwiderruflich durch sein sichtbares Handeln gegen ihr Gefühl entschieden, - das Absolute, durch das sie existierte, mit dem übereinzustimmen ihr einziger Halt war, erklärte sich gegen sie und stürzte sie dadurch in eine Verzweiflung, aus der es keinen Ausweg gab.¹⁵³

Die Gegensätzlichkeit der Begriffe wird damit in dieser Novelle von Kleist fast bis zum Absurden getrieben. Glück und Unglück, Schuld und Unschuld, Glaube und Zweifel, Tod und Leben stehen in einem so engen Zusammenhang, daß es für das Umschlagen von dem positiven zum negativen Pol nur eines zufälligen Strauchelns bedarf. Littegarde, die als Einzige von ihrer eigenen Unschuld vollkommen überzeugt sein könnte, wird, wie die Marquise von O..., an sich selbst, an der "Unsträflichkeit" ihres eigenen Lebenswandels irre. Die Unvereinbarkeit ihres

Bewußtseins mit der göttlichen Entscheidung vermag sie nicht zu bewältigen.

Friedrich dagegen, dem Littegarde nach seinem Erwachen aus der Ohnmacht wieder neuen Grund gibt, an ihre Unschuld auch weiterhin glauben zu können, meint, es müsse eine Bedeutung hinter dem göttlichen Urteil stecken. Eher will er eine Bestrafung seiner eigenen Sünden annehmen, statt in dem Ausgang des Kampfes einen Beweis von Littegardens Schuld zu sehen. Darum gibt er der jungen Frau den Rat: "Laß uns, von zwei Gedanken, die die Sinne verwirren, den verständlicheren und begreiflicheren denken, und ehe du dich schuldig glaubst, lieber glauben, daß ich in dem Zweikampf den ich für dich gefochten, siegte!" (II,254) Unbedingtes Wissen scheint somit zum Zweifeln zu verdammen; unerschütterlicher Glaube und tiefe Liebe aber stehen jedem Zweifel erhaben gegenüber.

In diesem Kampf um Wahrheit und Gerechtigkeit fällt Littegarde als Frau die Aufgabe zu, die ungeheure Schwierigkeit darzustellen, den Glauben an die eigene Schuldlosigkeit auch dann nicht aufzugeben, das eigene Wahrheitsgefühl auch dann nicht anzuzweifeln, wenn aller Schein des Himmels und der irdischen Welt sich dagegen richtet. Hier zeigt sich eindeutig die Verwirrung einer Seele, die meint, sich auf das eigene Bewußtsein der Unschuld nicht mehr berufen zu können, nachdem das göttliche Gericht gegen sie entschieden hat. Hilfestellung kann in einer derartigen Situation nur die Liebe Trotas leisten, dessen festes Vertrauen auf die Reinheit und Keuschheit der geliebten Frau sie vom Wahnsinn zu bewahren vermag. Es ist die wahre Liebe, die Kleist hier wirksam werden läßt, jene Liebe, die bereit ist, sich vollends aufzuopfern. Diesmal ist es jedoch im Gegensatz zu der Verlobung in St.

Domingo ein Mann, dessen völlige Hingabe und Opferbereitschaft die Frau rettet. Von Augustinus stammt der Ausspruch: "Wir erkennen so viel, wie wir lieben."¹⁵⁴ Demnach muß die Liebe Trota als unermesslich gelten, da seine Erkenntnisfähigkeit die der gesamten Menschheit zu überlegen scheint. Mit seiner Aufforderung, in aller Klarheit zwischen den beiden sich bietenden Möglichkeiten in der Denkweise zu unterscheiden, statt eines Beweises nicht vorhandener Schuld eher die Tatsache der Niederlage im Zweikampf zu ergründen versuchen, weist hier der Mann der Frau den Weg zu einer neuen Bewußtseinslage. Äußerst wichtig ist dabei jedoch die Tatsache, daß Trota wie Piachi jenes innerste Gefühl zu eigen ist, das ihn zu dieser Verhaltensweise befähigt. An Littegardes Schicksal aber wird besonders der Gegensatz zwischen den Begriffen Unschuld und Schuld aufgezeigt. Trota's Überzeugung von Littegardes Unschuld erweist sich schließlich doch als richtig, da die Aufklärung des nächtlichen Abenteuers durch Littegardes Kammerzofe, die sich als ihre Herrin ausgegeben hatte, den sterbenden Grafen Jakob noch rechtzeitig genug erreicht, die bereits auf dem Scheiterhaufen Festgebundenen vor dem Tode zu retten. Dem Grafen ist noch genügend Lebenszeit gegeben, seine eigentliche Schuld bei der Anstiftung zum Brudermord einzugestehen. Mit diesem Bekenntnis scheidet er aus dem Leben und hat damit alles Verwirrende der äußeren Welt geklärt. Das zu unrecht Geschehene kann wieder in die alte Ordnung gerückt werden, indem sowohl Friedrich von Trota als auch Littegarde durch kaiserlichen Beschluß wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, ja, sogar noch belohnt werden. Wie aber ist es um die Gültigkeit der überlieferten Gesetze bestellt, die sich in diesem Gottesgericht als unverläßlich erwiesen haben?

Trota ist der Einzige, der die Gültigkeit dieser Gesetze und Bestimmungen anzweifelt, die formell vorsehen, daß "ein Kampf, der einmal nach dem Ausspruch der Kampfrichter abgeschlossen ist, nicht wieder zur Ausfechtung derselben Sache vor den Schranken des göttlichen Gerichts aufgenommen werden darf." (II,248) Kann diese Regelung auch dann ihre Gültigkeit haben, wenn man es, wie im vorliegenden Falle, mit einer zweideutigen Entscheidung zu tun hat, die in Wirklichkeit doch von den Menschen in der Beschränkung ihrer Erkenntnisfähigkeit gedeutet wird? Diese Menschen sind es gewesen, die den Kampf in der Annahme abgebrochen haben, daß Trota tödlich verletzt sei. "Wo liegt die Verpflichtung der höchsten göttlichen Weisheit, die Wahrheit im Augenblick der glaubensvollen Anrufung selbst, anzuzeigen und auszusprechen?" (II,254) Diese Frage mag auch den Kaiser beschäftigt haben, als ihm die Nachricht vom Geständnis des sterbenden Grafen übermittelt wird.

Wie? rief der Kaiser, indem er sich leichenblaß von seinem Sitz erhob, hat das geheiligte Urteil Gottes nicht für die Gerechtigkeit seiner Sache entschieden, und ist es, nach dem was vorgefallen auch nur zu denken erlaubt, daß Littegarde an dem Frevel, dessen er sie geziehen, unschuldig sei? -
(II,259)

An Littegarde und Trota weiß der Dichter aufzuzeigen, daß das Individuum mit Hilfe seines Verstandes durch fortwährende Überprüfung der Voraussetzungen für seine Denkweise aus dem Zustand der Verirrung und Verwirrung zu klarerem Denken und Handeln gelangen soll. Für den Kaiser als Repräsentanten des Staates ergibt sich eine ähnliche Aufgabe. Die Denkweise des Staates findet ihren Niederschlag im Gesetz. Zum Wohle der Menschheit sollte dieses Gesetz ständig überprüft werden, damit durch langjährige Überlieferung sich als veraltet ausweisende

Bestimmungen erneuert werden können. Die Änderung der "Statuten des geheiligten göttlichen Zweikampfes" (II,261) mit dem Zusatz "wenn es Gottes Wille ist" könnte somit als Neuorientierung in der Denkweise des Staates betrachtet werden, die sowohl dem Individuum wie auch der Gemeinschaft dadurch zugute kommt, daß die Möglichkeit einer falschen Auslegung oder Deutung des Gesetzes für die Zukunft vermieden werden kann.

Natalies Funktion im Prinzen von Homburg ist dem "gemeinen Gesetz des Widerspruchs" angepaßt. In keinem Werk hat der Dichter besser zu demonstrieren verstanden, "daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem anderen, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise, bestimmt sind, in Berührung tritt . . ." (II,330). Natalie wird hier die Aufgabe erteilt, den Prinzen aus seinem Angstzustand zu befreien, aus der Verwirrung seiner Denkweise, indem sie gerade das für ihn fordert, was er selbst in panischer Todesangst für sich verlangt: die Rettung des nackten Lebens um jeden Preis. Das gegensätzliche Begriffspaar Unschuld-Schuld steht im Mittelpunkt dieses dramatischen Geschehens. Daß jedoch die Prinzessin tief in ihrem Herzen an eine Selbstbesinnung des Prinzen glaubt, daß sie jene Sicherheit des Gefühls besitzt, welches den Kleistschen Frauengestalten zu eigen ist, daß sie, da der Augenblick es verlangt, die Initiative ergreift, sich aktiv in das Geschehen einzuschalten, ja, falls notwendig, sogar selbst schuldig zu werden, das alles wird in diesem Werk ebenso deutlich herausgestellt. Man könnte fast behaupten, daß Natalie im entscheidenden Augenblick nicht nur über den Prinzen, sondern über sich selbst hinauswächst.

In dem Moment, da der Prinz völlig besinnungslos vor Todesangst der Kurfürstin zu Füßen fällt und um Gnade und Hilfe fleht, zeigt sich in der Beschreibung der Prinzessin ihre Erschütterung über das wenig heldenhafte Verhalten des geliebten Mannes, da sie, "auf die Schulter der Hofdame gelehnt, in der Ferne gestanden hat, läßt sich, . . . erschüttert an einen Tisch nieder und weint." (I,675) Sie ist entsetzt über die Worte des Prinzen:

Gott des Himmels!
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!
(I,676)

Obwohl sie zugesagt hat, den Prinzen zu heiraten, obwohl sie weiß, daß er sie genauso innig liebt wie sie ihn, muß sie jetzt dennoch mit anhören, wie er aus reinem Eigennutz seinen Anspruch auf sie aufgibt, da er meint, beim Kurfürsten mit diesem Angebot sein Leben retten zu können.

Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück
Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,
Begehr ich gar nicht mehr, in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht.
(I,676)

Der Prinz erklärt sich bereit, auf seinen Gütern am Rhein ein sinnloses, für einen preußischen Offizier unwürdiges Leben zu führen, solange ihm dies nur das nackte Leben zu retten vermag. Seine Worte, die er dann direkt an die Prinzessin richtet, bringen eindeutig zum Ausdruck, daß Homburg sich über die Echtheit und Tiefe des Gefühls im klaren ist, das ihn mit dem Mädchen verbindet. Aus seiner Rede tönt jedoch hauptsächlich Mitleid mit sich selbst heraus, wenn er Agnes bedauert:

Du armes Mädchen, weinst! Die Sonne leuchtet
Heut alle deine Hoffnungen zu Grab!
Entschieden hat dein erst Gefühl für mich,

Und deine Miene sagt mir, treu wie Gold,
 Du wirst dich nimmer einem andern weihn.
 Ja, was erschwing ich, Ärmster, das dich tröste?
 (I,677)

An dieser Stelle zeigt sich bereits die Größe des Charakters, die Natalie den höchsten Platz in der Reihe der Frauengestalten im Werke Kleists einnehmen läßt. Statt den Verräter an ihrer Liebe ihre Verachtung spüren zu lassen, begegnet sie ihm "mutig und erhebend."

Geh, junger Held, in deines Kerkers Haft,
 Und auf dem Rückweg, schau noch einmal ruhig
 Das Grab dir an, das dir geöffnet wird!
 Es ist nichts finstrier und um nichts breiter,
 Als es dir tausendmal die Schlacht gezeigt!
 Inzwischen werd ich, in dem Tod dir treu,
 Ein rettend Wort für dich dem Oheim wagen:
 Vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren,
 Und dich von allem Kummer zu befrein!
 (I,677)

Hier spricht die liebende Frau, die dem Prinzen jedoch nicht nur Hoffnung auf eine Änderung des Urteilsspruches machen möchte, sondern ihn gleichzeitig zu einer edleren Bewußtseinshaltung anzuhalten versucht:

Gott wird die Pfeile mir, die treffen, reichen! -
 Doch wenn der Kurfürst des Gesetzes Spruch
 Nicht ändern kann, nicht kann: wohlan! so wirst du
 Dich tapfer ihm, der Tapfre, unterwerfen:
 Und der im Leben tausendmal gesiegt,
 Er wird auch noch im Tod zu siegen wissen!
 (I,678)

Der Zwiespalt zwischen Gefühl und Verstand, den Natalie hier empfindet, macht es ihr nicht leichter, dem Kurfürsten das unwürdige Verhalten des Prinzen vor Augen zu führen. Die Liebe zu dem jugendlichen Helden verlangt von ihr, für seine Begnadigung zu bitten, obwohl ihr Verstand sie die Unehrenhaftigkeit dieses Unterfangens klar erkennen läßt.

Zu deiner Füße Staub, wies mir gebührt,
 Für Vetter Homburg dich um Gnade flehn!
 Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen -

Mein Herz begehrt sein und gesteht es dir;
 Ich will ihn nicht für mich erhalten wissen -
 Mag er sich welchem Weib er will vermählen;
 Ich will nur, daß er da sei, lieber Onkel,
 Für sich, selbständig, frei und unabhängig,
 Wie eine Blume, die mir wohlgefällt:

(I,679)

Das Natalie als Frau gegebene Feingefühl läßt sie dem Kurfürsten den entscheidenden Dualismus vor Augen führen, da sie die Notwendigkeit der Anerkennung des Kriegsgesetzes bestätigt, jedoch ebenso die Beachtung der "lieblichen Gefühle" als äußerst wichtig hervorhebt. Sie erkennt also die Pflicht des einzelnen an, sich der Forderung des Vaterlandes und seinen Gesetzen unterstellen zu müssen. Demgegenüber weiß sie jedoch ebenso eindringlich darauf hinzuweisen, daß es sich bei dem Prinzen um einen jugendlichen Helden handelt, der aus Begeisterung zum Kampf um die Freiheit und nicht aus Opposition gegen das Gesetz des Landes zu früh in die Schlacht eingegriffen hatte, eine Tat also, die eher Milde als Strenge verdiene. Genauso deutlich gibt sie aber auch zu erkennen, wie sehr sie selbst als Frau die Verhaltensweise des Prinzen verachtet.

Zu solchem Elend, glaubt ich, sänke keiner,
 Den die Geschicht als ihren Helden preist.
 Schau her, ein Weib bin ich, und schaudere
 Dem Wurm zurück, der meiner Ferse naht:
 Doch so zermalmt, so fassungslos, so ganz
 Unheldenmütig träfe mich der Tod,
 In eines scheußlichen Leun Gestalt nicht an!

(I,681)

Kaum ist der Kurfürst über die Denk- und Verhaltensweise des Prinzen aufgeklärt, als er auch bereits verkündet, daß Homburg begnadigt sei. Mit einem Brief sendet er Natalie selbst, um dem Geliebten die Nachricht zu überbringen. Statt der zu erwartenden überschwänglichen Begeisterung und Dankbarkeitsbezeugung eines liebenden Mädchens verhält

Natalie sich überraschend ruhig. Da ihr der Inhalt des Briefes an den Prinzen nicht voll bekannt ist, bleibt sie äußerst zurückhaltend. Sie fragt sich, was die Meinungsänderung so schnell herbeigeführt haben mag, warum die Rettung des Geliebten "So sicher, / Als sie in Vetter Homburgs Wünschen liegt." (I,683)

Da eine ehrenvolle Begnadigung noch nicht gegeben scheint, verläßt Natalie sich sowohl auf ihr Gefühl als auch auf ihren Verstand, um für jede mögliche Situation vorbereitet zu sein. Die Bittschrift der Offiziere meint sie, im entscheidenden Moment gebrauchen zu können. Sie selbst unterzeichnet einen Marschbefehl, der die Truppen, die ihr selbst unterstellt sind, ersucht, bis zum Morgengrauen am Platze zu sein. Jedes Mittel ist Natalie in diesen Vorbereitungen recht, das für die Zukunft des Prinzen vorteilhaft sein könnte. Danach konzentriert sie sich auf den schwierigsten Teil ihrer Aufgabe, den Prinzen zu einer Neuorientierung in seiner Denk- und Handlungsweise hinzuleiten, die sie durch das Walten des "gemeinen Gesetzes des Widerspruchs" herbeizuführen vermag.

Auffallend ist bereits die übermäßige Freude über die Begnadigung, mit der Natalie den Prinzen begrüßt. Da er die Nachricht noch nicht so schnell zu fassen vermag, nötigt sie ihn, den Brief genauestens zu lesen, was auch ihr zugleich die Gelegenheit bietet, sich über die Worte des Kurfürsten zu informieren. Diese Worte aber lassen sie sofort "erblassen."

Meint Ihr, ein Unrecht sei Euch widerfahren,
 So bitt ich, sagts mir mit zwei Worten -
 Und gleich den Degen schick ich Euch zurück.
 (I,687)

Natalie hat den tiefgründigen Sinn sofort erfaßt, daß der Kurfürst den Prinzen nur dann begnadigen will, falls dieser sich zu Unrecht verurteilt glaubt. In scheinbar überschwänglicher Freude rät die Prinzessin zu einer schnellen Antwort, um dem Prinzen wie es scheint, jede weitere Überlegung über sein Handeln unmöglich zu machen. Sie will ihm sogar die Worte an den Kurfürsten diktieren, scheint also mit einer Annahme dieser Begnadigung unter unehrenwürdigen Verhältnissen einverstanden zu sein. Natalie bemüht sich hier bewußt, den Prinzen zu einem Verhalten zu überreden, das sie zuvor verurteilt hatte. Hatte sie Homburg doch vorher aufgetragen, noch einmal das Grab zu sehen, das man für ihn vorbereitet hatte, sich mit Würde auf den Tod vorzubereiten, falls dieser unumgänglich war, so reißt sie jetzt dem Prinzen in übermäßiger Geschäftigkeit den Brief aus der Hand, den dieser zwecks besserer Überlegung der Worte, die er als Antwort verwenden wollte, noch einmal überlesen will.

Wozu? - Saht Ihr die Gruft nicht schon im Münster,
 Mit offenem Rachen, Euch entgegengäh'n? -
 Der Augenblick ist dringend. Sitzt und schreibt!
 (I,687)

Während sie scheinbar zur Eile drängt, beginnt der Prinz sich über diese Eile zu wundern. Dennoch setzt er sich nieder und beginnt zu schreiben, eine Tatsache, bei deren Anblick die Prinzessin sich weinend abwendet. Hier handelt es sich keineswegs um Freudentränen. Sie meint, er habe sich tatsächlich entschlossen, dieses Angebot des Kurfürsten anzunehmen, also kein heldenmäßiges Verhalten an den Tag zu legen. Kaum merkt jedoch Natalie, daß der Prinz mit seiner Wortwahl nicht zufrieden ist, so wird sie wieder hellhörig, preist ihn sogar "Wie? Was sagtet Ihr? -/ Mein Gott, das ist ja gut; das ist

vortrefflich!" (I,688) Und schon hört sie das Wort, auf das sie kaum zu hoffen gewagt hat:

Pah! - Eines Schuftes Fassung, keines Prinzen. -
Ich denk mir eine andre Wendung aus.

(I,688)

Er möchte den Brief des Kurfürsten noch einmal überlesen. Wieder reagiert die Prinzessin so, als versuche sie, ihn von weiterer Überlegung abzuhalten. Ihre Worte, die sie zu sich selbst spricht, "O Gott der Welt! Jetzt ist's um ihn geschehn!" Können ebenfalls als widersprüchliche Bemerkung gewertet werden. Statt voller Freude auf seinen Hinweis zu reagieren, daß der Kurfürst ihn selber zur Entscheidung aufriefe, daß sich hier das "große Herz" des gerechten Landesvaters zeige, scheint Natalie diese Wendung als unbedeutend ausgeben zu wollen, indem sie vor allem darauf hinweist, daß es sich hier schließlich nur um einen Vorwand handele, um

Die äußere Form nur, deren es bedarf:
Sobald er die zwei Wort in Händen hat,
Flugs ist der ganze Streit vorbei!"

(I,689)

Auf ihre erneute Aufforderung, den Brief zu schreiben, legt Homburg diesen aber zur Seite mit dem Hinweis, er wolle sich die Sache bis zum nächsten Morgen überlegen. Ohne weitere Bühnenanweisung läßt sich die folgende Bemerkung Natalies auf unterschiedliche Weise interpretieren.

Natalie. Du Unbegreiflicher! Welche eine Wendung?
Warum? Weshalb?

Und Homburg antwortet:

Ich bitte, frag mich nicht!
Du hast des Briefes Inhalt nicht erwogen!
Daß er mir unrecht tat, wies mir bedingt wird,
Das kann ich ihm nicht schreiben; zwingst du mich,
Antwort, in dieser Stimmung, ihm zu geben,
Bei Gott! so setz ich hin, du tust mir recht!

(I,689)

Wäre Natalie über diese Entwicklung wirklich enttäuscht, so würde sie sich mit den Worten "Du Rasender! Was für ein Wort sprachst du?" nicht "gerührt" über ihn beugen. Diese Geste läßt jedoch eine Anerkennung seiner Verhaltensweise verspüren. "Schmerzvoll", doch voll freudigen Schmerzes, ruft sie aus:

Mein süßer Freund!
 Die Regung lob ich, die dein Herz ergriff.
 Das aber schwör ich dir: das Regiment
 Ist kommandiert, das dir Versenktem morgen,
 Aus Karabinern, überm Grabeshügel,
 Versöhnt die Totenfeier halten soll.
 Kannst du dem Rechtsspruch edel wie du bist,
 Nicht widerstreben, nicht ihn aufzuheben,
 Tun, wie ers hier in diesem Brief verlangt:
 Nun so versichr' ich dich, er faßt sich dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
 Den Spruch mitleidsvoll morgen dir vollstrecken!
 (I,689-690)

Die Widersprüchlichkeit und Umkehrung der tatsächlichen Verhältnisse lassen sich nicht übersehen. Das Lob der neuen Regung ist als ehrlich gemeint zu betrachten. Dann versucht Natalie jedoch erneut, den Prinzen in jene Angst vor dem Tode zu versetzen, die sie vorher so sehr an ihm verurteilte. Vor allem die "mitleidsvolle" Vollstreckung des Todesurteils läßt aufmerken. Hatte der Prinz zuvor in panischer Todesangst die Kurfürstin um Rettung gebeten, so antwortet er hier lediglich mit einem einfachen, dennoch aber bedeutungsgeladenen "Gleichviel". Inzwischen hat der Prinz in seinem Neuorientierungsprozess fast den Endpunkt erreicht, indem er mutig über das Verhalten des Kurfürsten verkündet:

Er handle, wie er darf;
 Mir ziemts hier zu verfahren, wie ich soll!
 (I,690)

Scheinbar "erschrocken" tritt die Prinzessin näher heran, um sich zu überzeugen, daß die Änderung in der Denk- und Handlungsweise des

Prinzen auch im Brief ihren Niederschlag findet. Sie gibt vor, mit seiner Antwort nicht einverstanden zu sein. "Du Ungeheuerster, ich glaub, du schriebst?" Doch Homburg hat die Antwort bereits kuvertiert, versiegelt und schickt sie mit einem Boten auf das Schloß. Seine Rede gibt aber zu erkennen, daß er sich tatsächlich zu einer edleren Haltung durchgerungen hat, daß es Natalies Anleitung gelungen ist, diesen Wechsel herbeizuführen. Nun braucht sie ihrer ehrlichen Freude keinen Einhalt mehr zu gebieten, braucht nicht mehr vorzuschützen, daß sie anders denke, als ihre Rede es erkennen läßt. Begeistert ruft sie darum aus:

Nimm diesen Kuß! - Und bohrten gleich zwölf Kugeln
 Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt ich mich,
 Und jauchzt und weint und spräche: du gefällst mir!
 - Inzwischen, wenn du deinem Herzen folgst,
 Ists mir erlaubt, dem meinigen zu folgen.

(I,690-691)

Hier tauchen keinerlei Zweifel mehr auf, daß Natalie mit dieser Wendung von ganzem Herzen einverstanden ist, denn es handelt sich um eine edle Entscheidung des Prinzen, die das Wirken des gleichen Maßes an Gefühl und Verstand erkennen läßt.

Die dichterische Funktion Natalies, im Werk das Zusammenspiel des rechten Maßes an Gefühl und Verstand zur Auswirkung zu bringen, nicht nur durch ihr Beispiel den Gegensatz zwischen Unschuld und Schuld hervorzuheben, sondern sich in ihrem selbständigen Denken und Handeln zu bewähren, ja, den Prinzen durch die Anwendung jenes Gesetzes vom Widerspruch zu einer völligen Veränderung seiner Bewußtseinshaltung hinzuführen, ist die ganz besondere Aufgabe der jungen liebenden Frau, die als die Idealgestalt des Dichters betrachtet werden sollte.

V. Zusammenfassung

In dieser Untersuchung hat die von der Kleistforschung vertretene Ansicht Bestätigung gefunden, daß der Frau im dichterischen Werke Heinrich von Kleists ein wichtiger Platz eingeräumt wird. Man gewinnt den Eindruck, als habe der Dichter seine Absicht, mit seiner Dichtkunst einem menschenfreundlichen Zweck zu dienen, dadurch verwirklicht, daß er den Frauengestalten in seinen Dramen und Novellen eine Funktion von großer Bedeutung übertragen hat. Diese Funktion der Frau besteht einerseits darin, neben der Entfaltung ihrer beachtenswerten Anlagen innerhalb der einzelnen Werke als Repräsentantin jener gegensätzlichen Begriffe aufzutreten, die im Mittelpunkt der Handlung zu stehen scheinen. Zum andern ist ihr aufgegeben, durch den Einfluß ihrer Denk- und Verhaltensweise auf die Menschheit einzuwirken. Diese Beeinflussung erfolgt insbesondere durch die Beziehung zwischen den Geschlechtern, zwischen Mann und Frau. Um den "Spiegel des Urteils ungetrübt" zu erhalten, bietet Kleist mit seinem Werk dichterische "Beispiele lebendiger Handlung" an. Sie sollen die Gefahr eines Fehlurteils demonstrieren, zu dem man bei der Beurteilung der Menschheit ohne eingehende Untersuchung der tatsächlichen Gegebenheiten gelangen könnte.

Im Laufe der Nachforschung hat es sich erwiesen, daß Heinrich von Kleist eine für seine Epoche bemerkenswerte Einschätzung des Potentials der Frau erkennen läßt. In ihrer gesellschaftlichen Stellung weiß die Frauengestalt sich trotz des "unerhörten Spiels" eines unberechenbaren Schicksals oder eines unergründlichen Zufalls in der Konfrontation mit der Gesellschaft zu behaupten. In einer Welt voller Wirrnisse und

Widersprüchlichkeiten gibt sie nicht nur Zeugnis von der Gegebenheit vielseitiger Anlagen des Weibes, sondern weit mehr noch von der Entfaltungsmöglichkeit dieser Anlagen. In ihrer Eigenschaft als Ehefrau oder Geliebte, als Mutter, Tochter, Schwester oder Freundin zeichnet sie sich durch ein bedeutsames Ausmaß an Wirkungsfähigkeit aus, das im Gegensatz zu den Kleistschen Äußerungen über die Abhängigkeit der Frau vom Manne, über die physische Unterlegenheit des Weibes, bedeutungsvoll erscheint. Bei den ausschlaggebenden Eigenschaften der Frau handelt es sich weitgehend um solche, die beim Manne geringere Geltung haben, oder die, wie im Falle des innersten Gefühls, beim Manne durch das Wirken des Verstandes übertönt werden.

In der Charakterisierung der weiblichen Figuren ist neben der tugendhaften und treuen Ehefrau der jungfräulichen Gestalt der Vorrang gegeben, so daß man vor allem bei Natalie von einem Idealbild zu sprechen vermag, das im dichterischen Werke Verwirklichung findet. Sie darf gerade darum als Idealgestalt bezeichnet werden, da bei ihr das Zusammenspiel des rechten Maßes an Gefühl und Verstand zur Auswirkung kommt, was sie dazu befähigt, nicht nur durch ihren beispielhaften Einsatz den Unterschied zwischen Unschuld und Schuld hervorzuheben, sondern auch den ausschlaggebenden Einfluß auf die Denk- und Verhaltensweise des Prinzen auszuüben.

Durch die Entfaltung ihrer Charaktere beweisen die Frauengestalten, daß sie sich aus der ihnen durch Tradition und Konvention aufgezungenen Rolle in der Gesellschaft zu erheben vermögen, daß sie die Fähigkeit besitzen, zu der Individualität zu gelangen, die ihrer wesen-eigenen Existenz entspricht. Ihr Streben ist darauf ausgerichtet, in der Welt jene Gegensätzlichkeiten und Widersprüche zu überwinden,

die sich den Menschen in den Weg stellen. Ihre besondere Fähigkeit der Anpassung an plötzlich veränderte Lebenslagen läßt besonders die Frauengestalten dafür geeignet erscheinen, die ihnen von Kleist übertragene Funktion im dichterischen Werk zu erfüllen. Durch das Vorbild ihrer Lebensweise ermöglichen sie der Menschheit, sich aus der Widersprüchlichkeit ihrer Existenz zu befreien, um sich einem menschenwürdigeren und friedlichen Dasein zu widmen.

Im Hinblick auf die Gegenüberstellung der vorgeschlagenen widersprüchlichen Begriffe hat die vorliegende Untersuchung aufzuzeigen versucht, daß von der Mehrzahl der Frauengestalten im Werk dem Vertrauen mehr zugeneigt ist als dem Mißtrauen. Josephe, die Marquise und Alkmeone sind ausgezeichnete Beispiele dafür, daß sie trotz ihrer "Vergehen" als Muster der Tugend gelten dürfen. Es hat sich erwiesen, daß lediglich der Anschein des Lasters vorhanden ist, der die Menschen in ihrer Beurteilung, ja, die Betroffenen selbst in der Bewertung ihres eigenen Verhaltens, irrezuführen vermag. Sowohl im Käthchen von Heilbronn als auch in Penthesilea findet nicht nur hingebungsvolle Liebe Verherrlichung, sondern die Gewalt ungezähmten Hasses wird genauso eindringlich geschildert. Der Unterschied zwischen Recht und Unrecht wird durch Lisbeths Eingreifen in die Handlung und durch die Veränderung in der Denk- und Verhaltensweise Thusneldas hervorgehoben. Beim Bettelweib und bei der heiligen Cäcilie zeigt sich die Einwirkung einer höheren Macht, die ebenso in Michael Kohlhaas und im Käthchen spürbar wird. Diese Kraft erweist sich vorwiegend den Frauengestalten gegenüber als wohlwollend und läßt den Gegensatz zwischen Menschlichkeit und Übermenschlichkeit deutlich werden. Die enge Beziehung zwischen Menschenliebe und Menschenhaß kommt durch Tonis Aufopferungsbereitschaft und

Elvires Abkehr vom Diesseits zum Ausdruck, während der Gegensatz von Unschuld und Schuld durch die Hoffnungslosigkeit Littegardes und Natalies Entschlußkraft herausgestellt wird.

Jenen Frauengestalten, die aufgrund ihres Denkens und Handelns als passiv bezeichnet werden müssen, hat der Dichter einen Mann zur Seite gestellt, dem das andernfalls beim weiblichen Geschlecht überwiegende innerste Gefühl gegeben ist, das ihn in seinem Wesen bestimmt. So zeigt es sich, daß Piachi Elvires über den Tod hinausreichende Treue zu ihrem Lebensretter Colino ohne Aufhebens respektiert. Genauso läßt sich an Friedrich von Trota aufzeigen, daß er durch seine Liebe von Kleist dazu befähigt wird, Littegarde in ihrer Verzweiflung zur Seite zu stehen. An diesen männlichen Charakteren aber werden gerade jene Eigenschaften herausgestellt, die anderfalls eindeutig die Frauengestalten auszeichnen.

Trotz der zugrunde liegenden gemeinsamen Funktion der Kleistschen Frauengestalten haben wir es nicht mit Menschentypen zu tun, die an feststehenden Merkmalen und dem Verzicht auf Individualität zu erkennen sind. Die vorstehende Untersuchung hat vielmehr erwiesen, daß gerade der Frau, die sich durch ihre Eigenart vom männlichen Geschlecht unterscheidet, vom Dichter die Funktion erteilt wird, durch das Beispiel ihrer Individualität ihre Umwelt auf die Möglichkeit einer Änderung in der Denk- und Handlungsweise aufmerksam zu machen. Schon in seinem ersten Drama gelingt es Agnes, Ottokar zu einer Überprüfung der als gegeben akzeptierten Tatsachen zu veranlassen und ihn damit zur Erkenntnis falscher Beschuldigungen zu führen. In seinem letzten Werk ist es Natalie, die auf wesentlich kompliziertere Weise, nämlich mit Hilfe des gemeinen Gesetzes vom Widerspruch, dem Prinzen zu einer Veränderung

seiner Denkweise, zu einer menschenwürdigeren Einstellung, verhilft. Auch die dazwischen entstandenen Werke lassen erkennen, daß der Dichter immer wieder der Frau die Funktion zu übertragen scheint, durch ihr Wirken auf die Notwendigkeit einer unaufhörlichen Überprüfung aller Voraussetzungen einer Denk- und Verhaltensweise aufmerksam zu machen und somit die Menschheit zu einer Neuorientierung in der Bewußtseinshaltung zu führen. Man könnte somit in Anlehnung an den Kleistschen Aufsatz "Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden" von einer "allmählichen Verfertigung der Eigentümlichkeit des dichterischen Geistes beim Dichten" sprechen. So wie der Rebhügel dem stürmischen Lauf des Rheines oder auch des Maines Einhalt gebietet, so zeigt sich auch das Wirken der Frau. Sie bezeugt ihren Mut und ihre Standhaftigkeit, indem sie durch ihre Warnungen dem Manne einen besseren Weg in seinen Entscheidungen zu weisen versucht.

Statt der zu erwartenden passiven Einstellung der Frau zum Leben, die man aufgrund der Ansichten des Dichters über Wesen und Bestimmung des Weibes, über seine Bildung, über Liebe und Ehe erwarten könnte, hat die vorliegende Untersuchung ergeben, daß das Potential der Frau in ihrer gesellschaftlichen Position, in ihrer wesenseigenen Beziehung zum andern Geschlecht und in ihrer Funktion in den Dramen und Prosawerken wesentlich größere Beachtung verdient, als es bisher geschehen ist. Gerade in der besonderen Kapazität der Frau liegt die Eigentümlichkeit des dichterischen Geistes im Kleistschen Werke begründet. Sie ermöglichte dem Dichter, die nachgewiesene Verbindung der funktionalen Bestimmung der Protagonistinnen mit jener Stileigenheit vorzunehmen, die durch die Gegenüberstellung widersprüchlicher Begriffe seine wichtigsten Gedanken zum Ausdruck bringt.

Anmerkungen

¹Zitate und Hinweise auf das Primärwerk beziehen sich auf die Ausgabe Heinrich von Kleist. Sämtliche Werke und Briefe, 2 Bde., 4. revid. Aufl., Hg. Helmut Sembdner (München: Carl Hanser Verlag, 1965). Die Angaben in Klammern verweisen auf Band und Seitenzahl in dieser Ausgabe.

²Vgl. Dagmar C. G. Lorenz, "Väter und Mütter in der Sozialstruktur von Kleists Erdbeben in Chili," EG, Vol. 33, Nr. 3 (Sept. 1978), S. 270.

³Das unvollendet gebliebene Dramenfragment Robert Guiskard soll in dieser Untersuchung nicht behandelt werden.

⁴Dagmar Lorenz, S. 270.

⁵Karl Otto Conrady, "Das Moralische in Kleists Erzählungen: Ein Kapitel vom Dichter ohne Gesellschaft," Literatur und Gesellschaft vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert, Hg. H. J. Schrimpf (Bonn: 1963), S. 56-82. Nachdruck in Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays, Hg. Walter Müller-Seidel, Reihe Wege der Forschung, Bd. 147 (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973), S. 731. In der Folge wird bei Aufsätzen aus dieser Sammlung der Band als 'WdF, Bd. 147' bezeichnet.

⁶John Carl Blankenagel, "The Attitude of Heinrich von Kleist toward the Problems of Life," Hesperia, Nr. 9 (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1917), S. 59.

⁷Franziska Füller, Das psychologische Problem der Frau in Kleists Dramen und Novellen (Leipzig: Haessel Verlag, 1924), S. 86.

⁸Kurt Semela, Frauen-Erleben und Frauen-Gestalten bei Heinrich von Kleist (Diss. Berlin, 1934), S. 72-76.

⁹Clara Kuoni, Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauen-erleben, Wege der Dichtung, Bd. 29, Hg. Emil Ermatinger (Frauenfeld/Leipzig: Huber & Co., 1937), S. 250ff.

¹⁰Francis Brooke, The Male-Female Relationships in the Dramas and 'Novellen' of Heinrich von Kleist (Diss. Univ. of North Carolina, 1954), S. 214.

¹¹Elisabeth Maria Heptner, Two Nineteenth Century Conceptions of Womanhood: A Comparison of the Attitudes of Kleist and Hebbel (Diss. Washington University, 1975), S. 169.

¹²Elisabeth Heptner, S. 92.

¹³Karl Otto Conrady, S. 726-727.

¹⁴Vgl. Hans Peter Herrmann, "Zufall und Ich", GRM, XI, Heft 1, 1961, S. 75-78.

¹⁵Goethe definierte die Novelle Eckermann gegenüber als "eine sich ereignete unerhörte Begebenheit." Vgl. Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, 4. Aufl. (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1964), S. 468.

¹⁶Hans Peter Herrmann, S. 70.

¹⁷Hans Mayer, Heinrich von Kleist. Der geschichtliche Augenblick. (Pfullingen: Neske Verlag, 1962), S. 16.

¹⁸Julius Petersen, "Kleists dramatische Kunst," Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft, 1921, S. 9.

¹⁹Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen, Neuausgabe, Hg. Helmut Sembdner (Frankfurt a.M.: Insel Verlag, 1977), S. 17-18.

²⁰Raimund Belgardt, "Das Erfahrungssubstrat der Kantkrise in der Fabelkonzeption bei Heinrich von Kleist," Vortrag gehalten im Dezember 1969 auf der Jahresversammlung der MLA in Denver, Colorado, S. 4.

²¹Heinz Ide, Der junge Kleist (Würzburg: Holzner Verlag, 1961), S. 90ff. Vgl. auch Gerhard Fricke, Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist (Berlin: Junker & Dünhaupt, 1929), der Kleists Bestreben als "so unaufklärerisch wie möglich" bezeichnet, vor allem seine Suche nach der "Gewißheit des Ewigen," nach der "Wahrheit", S. 9. Ebenso Günter Blöcker in Heinrich von Kleist oder das absolute Ich (Berlin: Argon Verlag, 1960), der von Kleists ungeheuerlichem Versuch spricht, "hier auf dieser Erde in den Besitz des reinen Seins zu gelangen," S. 41.

²²Heinz Ide, S. 99.

²³Walter Silz, "Das Erdbeben in Chili", in WdF, Bd. 147, S. 351-352.

²⁴Walter Müller-Seidel, Versehen und Erkennen (Köln/Graz: Böhlau Verlag, 1961), S. 77-79. Müller-Seidel meint, ob wir es bei dem Einbruch bestimmter Ereignisse mit einem vorbestimmten Schicksal oder mit blindem Zufall zu tun haben, hinge einerseits von der Deutung des Dichters, andererseits von der jeweiligen Dichtungsgattung ab. Er gibt jedoch zu, daß sich gerade das Kleistsche Werk als besonders vielschichtig und differenziert erweise und der Dichter sich keineswegs an die Gesetze halte, die die Grenzen der Gattung bestimmen.

- ²⁵John Carl Blankenagel, S. 52.
- ²⁶Dagmar Lorenz, S. 270-271.
- ²⁷Elisabeth Heptner, S. 99.
- ²⁸Ernst L. Stahl, Heinrich von Kleist's Dramas, revid. Ausg. (Oxford: Basil Blackwell, 1961), S. 73.
- ²⁹Vgl. John Carl Blankenagel, S. 59; Elisabeth Heptner, S. 8.
- ³⁰Wie wichtig Kleist selbst dagegen die Stellung des Offiziers erschien, scheint die Tatsache zu beweisen, daß er sogar nach dem Austritt aus dem Garderegiment Wilhelmine von Zenge dazu auffordert, seinen früheren Titel in der Adresse ihrer Briefe an ihn in Paris zu benutzen: "A Mon. de Kleist, ci-devant lieut. au reg. des gardes prussienne, poste-restante." (II,659)
- ³¹Wolfgang Kayser, "Kleist als Erzähler," in WdF, Bd. 147, S. 232.
- ³²Ibid., S. 234.
- ³³Dagmar Lorenz, S. 275.
- ³⁴Clara Kuoni, S. 223.
- ³⁵Dagmar Lorenz, S. 275.
- ³⁶Ibid., S. 273.
- ³⁷Clara Kuoni, S. 220. Kuoni weist hier ebenfalls auf die ähnliche Situation in der Familie Schroffenstein hin.
- ³⁸Walter Silz, "Das Erdbeben in Chili", in WdF, Bd. 147, S. 351-352.
- ³⁹Peter Horn, "Penthesilea: The Revival of a Greek Myth as an Endorsement of Kleist's Social and Political Ideals," ESA, 1975, S. 102.
- ⁴⁰Elisabeth Heptner, S. 104-105.
- ⁴¹H. A. Korff, Geist der Goethezeit, Bd. 4 "Hochromantik" (Leipzig: 1953), S. 281.
- ⁴²Clara Kuoni, S. 204.
- ⁴³Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bdn., 17. Aufl., 6. Bd. (Wiesbaden: F. A. Brockhaus, 1968), S. 540f.
- ⁴⁴Paul Kluckhohn, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik, 3. Aufl. (Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1966), S. 302.

⁴⁵Johannes Scherr, Kulturgeschichte der deutschen Frau (Dresden: Paul Aretz Verlag, 1928), S. 252.

⁴⁶Joachim Maaß, Kleist, die Fackel Preußens. Eine Lebensgeschichte (München: K. Desch, 1957), S. 8-9. Maaß weiß hier über Kleists Vater zu berichten, daß dieser als 41-Jähriger ein fünfzehnjähriges Mädchen geheiratet habe, die jedoch nach der Geburt von zwei Töchtern und fünfjähriger Ehe gestorben sei. Die zweite Ehe habe der 46-Jährige dann mit der 29 Jahre alten Juliane Ulrike von Pannwitz geschlossen. Aus dieser Ehe sind weitere fünf Kinder hervorgegangen.

⁴⁷Helmuth Kiesel und Paul Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert (München: Verlag C. H. Beck, 1977), S. 62.

⁴⁸Ibid., S. 62-63.

⁴⁹Paul Kluckhohn, S. 326-328.

⁵⁰Ibid., S. 327-330.

⁵¹Ibid., S. 326-328.

⁵²Ibid., S. 326-328.

⁵³Vgl. Ernst Kayka, Kleist und die Romantik - Ein Versuch (Berlin: Verlag Alexander Duncker, 1906), S. 13-15. Kayka hat darauf hingewiesen, daß man jene Isoliertheit der Kleistschen Ansichten über die Frau dem Dichter zu unrecht als Nachteil anrechnete. Er hebt die Tatsache hervor, daß Kleists Namensvetter Franz von Kleist--ob er ihn persönlich gekannt haben mag, ist nicht zu beweisen--vor ihm den gleichen Idealen nachgestrebt war. Auch für ihn hatte es nur zwei Pole gegeben, denen er entgegenstrebte: Gott und die Natur. Ohne einen Widerspruch in dieser Kombination zu sehen, hatte auch er darauf hingearbeitet, eine höhere Vollkommenheit des Leibes und der Seele, größere Gottähnlichkeit zu erreichen. Um allein dieser Lebensaufgabe dienen zu können, hatte er nach Militär- und Universitätsausbildung den Staatsdienst verlassen. Er war seinem Ideal gefolgt, indem er ein edles Mädchen heiratete und mit ihr auf dem Lande in Rousseauschem Sinne eine Musterehe führte. Was er lebte und erstrebte, besang er in seinen Werken, die Heinrich von Kleist nach Kaykas Ansicht gekannt haben muß. Auf Grund des frühzeitigen Todes von Franz von Kleist (8. August 1797) glaubt Kayka folgern zu können, daß Heinrich von Kleist in ihm seinen natürlichen Führer verloren hatte und sich danach ernsteren Studien zuwandte und sein Leben zwecksetzend zu einem ethischen zu gestalten begann.

⁵⁴Ernst Kayka, S. 6-7.

⁵⁵Kurt Semela, S. 11-12.

⁵⁶Ibid., S. 11.

⁵⁷Elisabeth Heptner, S. 11.

⁵⁸Kurt Semela, S. 20-21.

⁵⁹Kurt Semela, S. 27. Semela hat im ersten Teil seiner Dissertation eine eingehende Untersuchung über die Verbindung zwischen den Kleistbriefen und dem Frauenerleben des Dichters durchgeführt. Die Frage, ob Kleists Briefschreiben als wirklicher Ausdruck seines Lebens gelten dürfe, wird trotz der Einschränkung, daß es eine völlige Identität zwischen dem Menschen und seiner Äußerung nie geben könne, positiv beantwortet, solange der Interpret sowohl die Situation des Schreibers als auch die des Empfängers berücksichtige. Vgl. Kurt Semela, S. 9.

⁶⁰Ibid., S. 28.

⁶¹Elisabeth Füller, S. 90.

⁶²Clara Kuoni, S. 9.

⁶³Heinz Ide, Der junge Kleist (Würzburg: Holzner Verlag, 1961), S. 78-80.

⁶⁴Kleists Werke in 1 Bd., Hg. Gerhard Stenzel (Salzburg: R. Kiesel) S. 34-37.

⁶⁵Vgl. Elisabeth Füller, S. 12. Ebenso Heinz Ide, S. 130f.

⁶⁶Heinrich von Kleists Lebensspuren. S. 32.

⁶⁷Walter H. Bruford, Culture and Society in Classical Weimar 1775-1806 (Cambridge: At the University Press, 1962), S. 381-386.

⁶⁸Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe, Bd. 5 (Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, 1970), S. 13.

⁶⁹Helmuth Kiesel und Paul Münch, S. 74-75.

⁷⁰Bärbel Becker-Cantarino, "Outsiders in the Literary Culture of Absolutism," Vortrag gehalten am 29. Dezember 1980 anlässlich der 95. Jahresversammlung der Modern Language Association in Houston, Texas.

⁷¹Hugh Wiley Puckett, Germany's Women Go Forward (New York: Columbia University Press, 1930), 4-5.

⁷²Ibid., S. 26-27.

⁷³Ibid., S. 7.

⁷⁴Marie Bernays, Die deutsche Frauenbewegung (Leipzig und Berlin: B. G. Teubner Verlag, 1920), S. 13.

⁷⁵Helene Hummel, "Der Einfluß der modernen Frauenemanzipation auf Ehe und Familie", in Ludwig Langemann und Helene Hummel, Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation (Berlin: Verlag der Deutschen Kanzlei, 1916), S. 110-111.

⁷⁶Hans Eichner, Einleitung zu Friedrich Schlegels Dichtungen, Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Hg. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner, Bd. 5 (München: Verlag Ferdinand Schöningh), 1962, S. XXII-XXVI.

⁷⁷Elisabeth Heptner, S. 92.

⁷⁸Karl Otto Conrady, S. 729-730.

⁷⁹Johannes Scherr, S. 262.

⁸⁰Hermann F. Weiss, "Precarious Idylls: The Relationship between Father and Daughter in Heinrich von Kleist's Die Marquise von O...," MLN 91, S. 538-542.

⁸¹Elisabeth Heptner, S. 96.

⁸²Ibid., S. 10-11.

⁸³Ladislao Mittner, "Freundschaft und Liebe in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts", Stoffe Formen Strukturen, Hg. Albert Fuchs und Helmut Motekat, (München: Max Hueber Verlag, 1962), S. 124.

⁸⁴Gero von Wilpert, S. 744-745.

⁸⁵Karl Otto Conrady, S. 729.

⁸⁶Walter Müller-Seidel, Versehen und Erkennen, S. 38.

⁸⁷Johannes Scherr, S. 229-233.

⁸⁸Ibid., S. 234-237.

⁸⁹Ibid., S. 237.

⁹⁰Ibid., S. 242-244.

⁹¹Gerhart Hoffmeister, "Engel, Teufel oder Opfer: Zur Auffassung der Frau in der sentimentalischen Erzählung zwischen Renaissance und Aufklärung", Monatshefte, Vol. 69, Nr. 2, S. 150.

⁹²Roger Ayrault, Heinrich von Kleist (Paris: Aubier-Montaigne, 1966), S. 389.

⁹³Elisabeth Heptner, S. 96.

⁹⁴Emil Staiger, "Rasende Weiber in der deutschen Tragödie des 18. Jahrhunderts," ZDP, Bd. 80, 1961, S. 364-404.

⁹⁵Ursula Friess, Buhlerin und Zauberin. Eine Untersuchung zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (München: Wilhelm Fink, 1970).

⁹⁶Ibid., S. 26. Friess verweist hier ebenfalls auf Willi Flemmings Einleitung zum Schlesischen Kunstdrama (S. 44), wo es mit einem Hinweis auf die Lohensteinschen Gestalten behauptet wird: "Sie stammen von den Machtweibern Senecas ab, sind aber weit menschlicher und differenzierter. Auch sind sie stets Weib und aller Künste der Verführung mächtig. Dennoch wäre es verkehrt, sie schlechthin als gemeine Buhlerinnen zu bezeichnen."

⁹⁷Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 6 (Leipzig: Hirzel, 1885), Spalte 1415.

⁹⁸H. A. Korff, S. 40.

⁹⁹Heinrich von Treitschke, "Heinrich von Kleist," Aufsätze, Reden und Briefe, Hg. Karl Martin Schiller (Meersburg: F. W. Hendel Verlag, 1929), S. 31.

¹⁰⁰Bülow führt dazu aus: "Nachdem Kleist das K.v.H. geschrieben und Tieck mitgeteilt hatte, sprachen und stritten sie mannigfach darüber und sagte Tieck ihm unter anderen seine Meinung über eine merkwürdige Szene, die das ganze Stück gewissermaßen in das Gebiet des Märchens oder Zaubers hinüberspielte. Kleist mißverstand diese Äußerung als Tadel, vernichtete die Szene, ohne daß Tieck eine Ahnung davon hatte, und als dieser sie in der Folge im Druck vermißte, konnte er nicht aufhören, darüber sein Bedauern auszusprechen, weil sie die karierte Häßlichkeit Kunigundens weit besser motiviert und sie in ein besseres Licht gerückt habe." (I, 939)

¹⁰¹Clara Kuoni, S. 254.

¹⁰²Ibid., S. 255.

¹⁰³Ibid., S. 243-247.

¹⁰⁴Kurt Semela, S. 47.

¹⁰⁵Paul Kluckhohn, S. 610-611.

¹⁰⁶Gero von Wilpert, S. 45.

¹⁰⁷Diese Stileigenheit Kleists hat sogar auf die Kritik übergriffen. Vgl. Müller-Seidel: Versehen und Erkennen; Hans Peter Herrmann: "Zufall und Ich"; u.a.m.

¹⁰⁸Peter Pütz, Die Zeit im Drama. Zur Technik dramatischer Spannung. (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1970), S. 151.

¹⁰⁹Ernst von Aster, Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1935), S. 66-67.

¹¹⁰Raimund Belgardt, "Kleists Weg zur Wahrheit," ZDP, 92. Bd. (1973), 2. Heft, S. 163-164.

¹¹¹Ibid., S. 167.

¹¹²Kurt Semela, S. 44.

¹¹³Ibid.

¹¹⁴Ibid., S. 44-45.

¹¹⁵Clara Kuoni, S. 133. Kuoni betont: "Das Vertrauen bedeutet für die Beziehung zum Du dasselbe, wie das Gefühl für den Einzelnen."

¹¹⁶Philosophisches Wörterbuch, Hg. Heinrich Schmidt, 18. Aufl. (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1969), S. 208-209.

¹¹⁷Vgl. Gerhard Fricke, Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist, Reihe Neue Vorschung, Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker 3 (Berlin: 1929), Neudruck Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt, 1963, S. 48-49.

¹¹⁸Ibid., S. 49.

¹¹⁹Clara Kuoni, S. 133.

¹²⁰Max Kommerell, "Die Sprache und das Unausprechliche. Eine Betrachtung über Heinrich von Kleist", Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin, 4. Aufl. (Frankfurt a.M.: Verlag Klostermann, 1956), S. 311-312. Kommerell bezeichnet die Liebe als das "Genie des Verstehens." Allerdings verlernen die Liebenden dieses Verstehen, indem sie mit anderen zusammenleben.

¹²¹Philosophisches Wörterbuch, S. 625.

¹²²Walter Silz, S. 362-363.

¹²³Aus Kleists Brief an Marie von Kleist vom 17. September 1811 geht hervor, daß er in ihr eine überaus gütige und milde Freundin besaß, die seiner Meinung nach "das Paradies" in ihrer Brust mit sich herumtragen müsse. (II,877-878)

124 Verwiesen sei hier auf Kleists Ausführungen "Von der Überlegung" (II, 337-338), in denen er das Leben als einen Kampf mit dem Schicksal bezeichnet, in dem sich mit dem Handeln wie mit dem Ringen verhalte. Die Überlegung finde "ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach, als vor der Tat," da die im Augenblick der Handlung notwendige Kraft durch den Zwang der Entscheidung beeinträchtigt werde und somit nach der Tat keine Möglichkeit der Verwirrung oder Hemmung einzutreten vermag.

125 Gerhard Fricke, S. 138.

126 Ibid., S. 136-137.

127 Walter Müller-Seidel, "Die Struktur des Widerspruchs in Kleists Marquise von O...", WdF, Bd. 147, S. 252.

128 Gerhard Fricke, S. 71.

129 Ibid., S. 75.

130 Jürg Aggeler, Der Weg von Kleists Alkmene (Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1972), S. 78.

131 Benno von Wiese, "Das Menschenbild Heinrich von Kleists", Der Mensch in der Dichtung (Düsseldorf: August Bagel Verlag, 1958), S. 179-180.

132 Philosophisches Wörterbuch, S. 363. Dieser Liebesbegriff stammt aus Nic. Hartmann, Ethik, 1949.

133 Ibid., S. 364.

134 H. A. Korff, S. 274-276.

135 Elisabeth Heptner, S. 94-95.

136 H. A. Korff, S. 77.

137 Ernst von Reusner, Satz Gestalt Schicksal (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1961), S. 45. Auch Reusner weist darauf hin, daß Penthesilea und Achill aneinander vorbeileben. Schon in dem, wie oberflächlich Achill Penthesileas Amazone-sein versteht, zeigt es sich, daß beide sittlich auf verschiedenen Ebenen stehen.

138 H. A. Korff, S. 284.

139 Siegfried Bartels, "Vermittlung der Gegensätze in der Dichtung Heinrich von Kleists. Bürgerliche Subjektivität im Konflikt mit hofischen Machtverhältnissen" (Diss. Frankfurt), 1972, S. 87.

140 Clara Kuoni, S. 244.

- 141 Harry W. Paulin, "Kohlhaas and Family", GR 52, S. 179-182.
- 142 Vgl. Anmerkung Nr. 103.
- 143 Harry Paulin, S. 170-182.
- 144 Oskar Ritter von Xylander, "Heinrich von Kleist und J. J. Rousseau", GSt, Heft 193 (Berlin: Verlag Emil Ebering, 1937), S. 344.
- 145 Clara Kuoni, S. 248.
- 146 Ibid.
- 147 Ibid., S. 224.
- 148 Walter Müller-Seidel, "Heinrich von Kleist und die Wahrheit des Menschen," Stoffe Formen Strukturen, Hg. Albert Fuchs und Helmut Motekat (München: Max Hueber Verlag, 1962), S. 333-334.
- 149 Clara Kuoni, S. 226.
- 150 Kurt Semela, S. 59.
- 151 Clara Kuoni, S. 231.
- 152 Ibid., S. 235.
- 153 Gerhard Fricke, S. 144-145.
- 154 Philosophisches Wörterbuch, S. 363.

Bibliographie

1. Kleist's Werke

Kleist, Heinrich von. Sämtliche Werke und Briefe, 2 Bde., 4. Aufl. Hg. Helmut Sembdner. München: Carl Hanser Verlag, 1965.

Kleist's Werke, 1 Bd. Hg. Gerhard Stenzel. Salzburg: R. Kiesel, 1967.

Die Berliner Abendblätter Heinrich von Kleists, ihre Quellen und ihre Redaktion. Hg. Helmut Sembdner. Berlin: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, 1939.

2. Bibliographien und Forschungsberichte

Kluckhohn, Paul. "Kleistforschung 1926-1943." DVLG, 21 (1943), Referatenheft, 45-87.

Kreuzer, Helmut. "Kleist-Literatur 1955-1960." DU, 13 (1961), 2, 116-35.

Lefevre, Manfred. "Kleist-Forschung 1961-1967." CollG 3, 1-86.

Rothe, Eva. "Kleist-Bibliographie 1945-1960." JDSG 5 (1961), 414-547.

3. Sekundär-Literatur

Aggeler, Jürg. Der Weg von Kleists Alkmene, Europäische Hochschulschriften Reihe I, Deutsche Literatur und Germanistik Bd. 71. Frankfurt a.M.: Verlag Peter Lang GmbH., 1972.

Aster, Ernst von. Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1935.

Ayrault, Roger. Heinrich von Kleist. Paris: Aubier-Montaigne, 1966.

Bartels, Siegfried. "Vermittlung der Gegensätze in der Dichtung Heinrich von Kleists. Bürgerliche Subjektivität im Konflikt mit höfischen Machtverhältnissen." Diss. Goethe Universität, Frankfurt a.M., 1972.

Beard, Mary R. Woman as Force in History. New York: Octagon Books, 1976.

- Becker-Cantarino, Bärbel. "Outsiders in the Literary Culture of Absolutism." Vortrag gehalten am 29. Dezember 1980, 95. Jahresversammlung der MLA in Houston, Texas.
- Belgardt, Raimund. "Das Erfahrungssubstrat der Kantkrise in der Fabelkonzeption bei Heinrich von Kleist." Vortrag gehalten während der 84. Jahresversammlung der MLA in Denver, Colorado.
- _____. "Kleists Weg zur Wahrheit. Irrtum und Wahrheit als Denkformen und Strukturmöglichkeit." ZDP, 92 (1973), 2. Heft, 161-183.
- _____. "Prinz Friedrich von Homburgs neues Wissen." Neophil, 100-110.
- Women: From the Greeks to the French Revolution. Ed. Susan G. Bell. Melmont: Wadsworth Publishing Co., Inc., 1973.
- Bernath, Peter. Die Sentenz im Drama von Kleist, Büchner und Brecht. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1976.
- Bernays, Marie. Die deutsche Frauenbewegung. Leipzig/Berlin: B. G. Teubner Verlag, 1920.
- Blankenagel, John Carl. The Attitude of Heinrich von Kleist toward the Problems of Life. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1917.
- _____. The Drama of Heinrich von Kleist. A Biographical and Critical Study. Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1931.
- Blöcker, Günter. Heinrich von Kleist oder Das absolute Ich, 2. Aufl. Berlin: Argon Verlag, 1962.
- Böckmann, Paul. "Heinrich von Kleist." Die großen Deutschen, Deutsche Biographie. Hg. Hermann Heimpel, Theodor Heuss, Benno Reifenberg, Bd. 2. Berlin: Propyläen-Verlag, 1956, 362-377. Nachdruck, "Heinrich von Kleist 1777-1811." Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 296-316.
- Braun, Lily. Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und wirtschaftliche Seite. Leipzig: S. Hirzel, 1901.
- Brockhaus Enzyklopädie, 20 Bde., 17. Aufl. Wiesbaden: F. A. Brockhaus, 1968.
- Brooke, Francis John. "The Male-Female Relationship in the Dramas and Novellen of Heinrich von Kleist." Diss. University of North Carolina, Chapel Hill, 1954.
- Brügger, Hans-Horst. "Die Briefe Heinrich von Kleists." Diss. Zürich, 1946.

Bruford, Walter Horace. Culture and Society in Classical Weimar 1775-1806. Cambridge: At the University Press, 1962.

_____. Germany in the Eighteenth Century: The Social Background of the Literary Revival. Cambridge: At the University Press, 1939.

Bullough, Vern L. The Subordinate Sex: A History of Attitudes toward Women. Urbana: University of Illinois Press, 1973.

Cathrein, Viktor. Die Frauenfrage, 17. Heft. Die soziale Frage beleuchtet durch die "Stimmen aus Maria-Laach." Freiburg: Herdersche Verlagshandlung, 1909.

Conrady, Karl Otto. "Das Moralische in Kleists Erzählungen. Ein Kapitel vom Dichter ohne Gesellschaft." Literatur und Gesellschaft vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert. Hg. H. J. Schrimpf, Bonn, 1963, 56-82. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 707-735.

_____. "Notizen über den Dichter ohne Gesellschaft." Kleist und die Gesellschaft. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1965, 67-74.

Das war Preußen - Zeugnisse der Jahrhunderte. Eine Anthologie. Hg. Hans-Joachim Schoeps. 2. Aufl. Berlin: Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, 1964.

David, Claude. "Heinrich von Kleist und das Geheimnis." Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 213-229.

_____. "Kleist und Frankreich." Kleist und Frankreich. Hg. Walter Müller-Seidel. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1969, 9-26.

Eichner, Hans. "Einleitung." Dichtungen, Kritische. Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Bd. 5. München: Verlag Ferdinand Schöningh, 1962, XXII-XXVI.

Emrich, Wilhelm. "Kleist und die moderne Literatur." Heinrich von Kleist. Vier Reden zu seinem Gedächtnis. Hg. Walter Müller-Seidel. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1962, 9-25.

Engelsing, Rolf. Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1974.

Die Frauenfrage in Deutschland - Strömungen und Gegenströmungen 1790-1930. Hg. Hans Sveistrup und Agnes von Zahn-Harnack. 2. Aufl. Tübingen: Hopfer Verlag, 1961.

Fricke, Gerhard. Gefühl und Schicksal bei Heinrich von Kleist. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963.

- Friess, Ursula. Buhlerin und Zauberin. Eine Untersuchung zur deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. München: Wilhelm Fink, 1970.
- Füller, Franziska. Das psychologische Problem der Frau in Kleists Dramen und Novellen. Leipzig: H. Haessel Verlag, 1924.
- Grimm, Jacob und Wilhelm. Deutsches Wörterbuch. Bd. 6. Leipzig: Hirzel, 1885.
- Heinrich von Kleist. Aufsätze und Essays. Hg. Walter Müller-Seidel. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973.
- Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte von Zeitgenossen. Hg. Helmut Sembdner. Frankfurt a.M.: Insel Verlag, 1977.
- Heptner, Elisabeth Maria. "Two Nineteenth-Century Conceptions of Womanhood: A Comparison of the Attitudes of Kleist and Hebbel." Diss. Washington University, 1975.
- Herrmann, Hans Peter. "Zufall und Ich." GRM, XI, Heft 1 (1961), 69-99. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 367-411.
- Hirsch, Max. Über das Frauenstudium. Eine soziologische und biologische Untersuchung auf Grund einer Erhebung. Leipzig/Würzburg: Curt Kabitzsch Verlag, 1920.
- Hoffmeister, Elmar. Täuschung und Wirklichkeit bei Heinrich von Kleist. Bonn: Bouvier & Co. Verlag, 1968.
- Hoffmeister, Gerhart. "Engel, Teufel oder Opfer: Zur Auffassung der Frau in der sentimental Erzählung zwischen Renaissance und Aufklärung." Monatshefte, 69, Nr. 2, 150-158.
- Hoffmeister, Johannes. "Beitrag zur sogenannten Kantkrise Heinrich von Kleists." DVLG, 33 (1959), 574-587.
- Horn, Peter. "Penthesilea: The Revival of a Greek Myth as an Endorsement of Kleist's Social and Political Ideals." ESA, 18 (1975), 99-106.
- Hummel, Helene. "Der Einfluß der modernen Frauenemanzipation auf Ehe und Familie." Ludwig Langemann und Helene Hummel, Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. Berlin: Verlag der Deutschen Kanzlei, 1916.
- Huyssen, Andreas. "Das leidende Weib in der dramatischen Literatur von Empfindsamkeit und Sturm und Drang: Eine Studie zur bürgerlichen Emanzipation in Deutschland." Monatshefte, 69, Nr. 2, 159-173.

- Ibel, Rudolf. Heinrich von Kleist - Schicksal und Botschaft. Hamburg: Holsten Verlag, 1961.
- Ide, Heinz. Der junge Kleist ". . . in dieser wandelbaren Zeit . . ." Würzburg: Holzner Verlag, 1961.
- _____. "Kleist im Niemandsland." Kleist und die Gesellschaft. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1965, 33-66.
- Kahn, Ludwig W. Social Ideals in German Literature 1770-1830. New York: AMS Press, 1969.
- Kayka, Ernst. Kleist und die Romantik - Ein Versuch. Berlin: Alexander Duncker Verlag, 1906.
- Kayser, Wolfgang. "Kleist als Erzähler." GL&L, 8 (1954-55), 19-55. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 230-243.
- Kiesel, Helmuth und Münch, Paul. Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. München: Verlag C. H. Beck, 1977.
- Kluckhohn, Paul. Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik. 3. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1966.
- _____. "Das Kleistbild der Gegenwart. Bericht über die Kleist-Literatur der Jahre 1922-25." DVLG, IV (1926), 798-830.
- _____. "Penthesilea." GRM, 6 (1914), 276-288. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 35-50.
- _____. Das Ideengut der deutschen Romantik. Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 1961.
- Kommerell, Max. "Die Sprache und das Unaussprechliche. Eine Betrachtung über Heinrich von Kleist." Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin. 4. Aufl. Frankfurt a.M.: Verlag Klostermann, 1956.
- Korff, Hermann August. Geist der Goethezeit. Bd. 4. "Hochromantik." 9. Aufl. Leipzig: Koehler & Amelang, 1953.
- Krug-Genthe, Martha. "Heinrich von Kleist und Wilhelmine von Zenge." JEGP, VI (1906-1907), 432-445.
- Kunz, Josef. "Die Thematik der Daseinsstufen in Kleists dichterischem Werk." Marburger Universitätsbund Jahr-Buch 1963, 283-302. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 672-706.

- Kuoni, Clara. Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauenerleben. Leipzig: Huber & Co., Frauenfeld, 1937.
- Labhardt, Robert. Metapher und Geschichte. Kleists dramatische Metaphorik bis zur "Penthesilea" als Widerspiegelung seiner geschichtlichen Position. Kronberg/Ts.: Scriptor Verlag, 1976.
- Langemann, Ludwig und Hummel, Helene. Frauenstimmrecht und Frauenemanzipation. Berlin: Verlag der Deutschen Kanzlei, 1916.
- Lieblingsbücher von dazumal. Hg. Horst Kunze. München: Ernst Heimeran, 1965.
- Litt, Theodor. Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt. Bonn: H. Köllen, 1955.
- Lorenz, Dagmar, C. G. "Väter und Mütter in der Sozialstruktur von Kleists Erdbeben in Chili." EG, 33 (Sept. 1978), Nr. 3, 270-281.
- Maas, Joachim. Kleist, die Fackel Preußens. München: Desch, 1957.
- Mayer, Hans. Heinrich von Kleist. Der geschichtliche Augenblick. Pfullingen: Verlag Günther Neske, 1962.
- Meyer-Benfey, Heinrich. "Die Liebe in Kleists Leben und Dichtung." Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925/26, 69-96.
- Mittner, Ladislao. "Freundschaft und Liebe in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts." Stoffe Formen Strukturen. Hg. Albert Fuchs und Helmut Motekat. München: Max Hueber Verlag, 1962, 97-138.
- Müller-Seidel, Walter. "Heinrich von Kleist und die Wahrheit des Menschen." Stoffe Formen Strukturen. Hg. Albert Fuchs und Helmut Motekat. München: Max Hueber Verlag, 1962, 331-344.
- _____. "Kleist und die Gesellschaft. Eine Einführung." Kleist und die Gesellschaft. Eine Diskussion mit Beiträgen von Eckehard Catholy, Karl Otto Conrady, Heinz Ide, Walter Müller-Seidel. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1965, 19-31.
- _____. "Die Struktur des Widerspruchs in Kleists Marquise von O...". DVLG, 28 (1954), 497-515. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 244-268.
- _____. Versehen und Erkennen. Eine Studie über Heinrich von Kleist. Köln: Böhlau Verlag, 1961.
- Muth, Ludwig. "Kleist und Kant. Versuch einer neuen Interpretation." Kantstudien, 68. Köln: 1954.

- Paulin, Harry W. "Kohlhaas and Family." GR, 52, 170-182.
- Petersen, Julius. "Kleists dramatische Kunst." Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft, 1921, 1-21.
- Philosophisches Wörterbuch. Hg. Heinrich Schmidt. 18. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1969.
- Puckett, Hugh Wiley. Germany's Women Go Forward. New York: Columbia University Press, 1930.
- Pütz, Peter. Die Zeit im Drama. Zur Technik dramatischer Spannung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1970.
- Reusner, Ernst von. Satz - Gestalt - Schicksal. Untersuchungen über die Struktur in der Dichtung Kleists. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1961.
- Samuel, Richard. "Kleists Hermannsschlacht und der Freiherr vom Stein." JDSG, V (1961), 64-101. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 412-458.
- Sauer, August. "Zu Kleists Amphitryon." Euphorion, XX (1913), 93-104.
- Schenda, Rudolf. Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe. Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, 1970.
- Scherr, Johannes. Kulturgeschichte der deutschen Frau. Dresden: Paul Aretz Verlag, 1928.
- Schultze-Jahde, Karl. "Kleists Gestaltentyp." ZDP, 60 (Nov. 1935), 223-240.
- _____. "Kohlhaas und die Zigeunerin." Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft, 17 (1933-37), 108-135.
- Semela, Kurt. Frauen-Erleben und Frauen-Gestalten bei Heinrich von Kleist. Diss. Berlin, 1934.
- Silz, Walter. "Das Erdbeben in Chili." Monatshefte, 53 (1961), 229-238. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 351-366.
- _____. "Kleist's Natalie." MLN, 91:531-37.
- Stahl, Ernst Leopold. Heinrich von Kleist's Dramas. Oxford: Basil Blackwell, 1961.

- Staiger, Emil. "Rasende Weiber in der deutschen Tragödie des 18. Jahrhunderts." ZDP, 80 (1961), 364-404.
- _____. "Heinrich von Kleist Das Bettelweib von Locarno. Zum Problem des dramatischen Stils." Meisterwerke deutscher Sprache aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zürich: Atlantis Verlag, 1963, 100-117. Nachdruck, Heinrich von Kleist. Wege der Forschung, Bd. 147. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1973, 113-129.
- _____. "Heinrich von Kleist." Heinrich von Kleist - Vier Reden zu seinem Gedächtnis. Hg. Walter Müller-Seidel. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1962, 45-62.
- Steig, Reinhold. Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Bern: Herbert Lang, 1971.
- Susman, Margarete. Frauen der Romantik. Köln: Joseph Melzer Verlag, 1960.
- Treitschke, Heinrich von. "Heinrich von Kleist." Aufsätze, Reden und Briefe. Hg. Karl Martin Schiller. Meersburg: F. W. Hendel Verlag, 1929, 9-42.
- Vohland, Ulrich. Bürgerliche Emanzipation in Heinrich von Kleists Dramen und theoretischen Schriften. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 1976.
- Wade, Marjorie D. "The Image of Medieval Woman." UP, XI, No. 1 (Spring 1978), 48-51.
- Ward, Albert. Book Production Fiction and the German Reading Public 1740-1800. Oxford: At the Clarendon Press, 1974.
- Weiss, Hermann F. "Precarious Idylls: The Relationship between Father and Daughter in Heinrich von Kleist's Die Marquise von O...". MLN, 91, 538-42.
- Wiese, Benno von. "Das Menschenbild Heinrich von Kleists." Der Mensch in der Dichtung. Düsseldorf: August Bagel Verlag, 1958, 170-188.
- Wilpert, Gero von. Sachwörterbuch der Literatur. 4. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1964.
- Xylander, Oskar Ritter von. "Heinrich von Kleist und J. J. Rousseau." GS, Heft 193. Berlin: Emil Ebering, 1937.

MICHIGAN STATE UNIV. LIBRARIES



31293105233799